Die Welt am Sonntag?
Illustrierte Familienzeitschrift.
Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.

Bielitz | Sonntag, 11. September | Jahrgang 1927

Inhaltsverzeichnis.

36 Text- und Bildseiten.

Einzelpreis (36 Text- und Bildseiten). **Zl. 1.60.**

Ew. Wohlgeboren!

Die Redaktion der illustrierten Familienzeitschrift **„Die Welt am Sonntag"** gibt anläßlich des

Besuches des Staatspräsidenten

in Bielitz zur Regimentsfahnenweihe und zu der vom Staatspräsidenten vorzunehmenden Enthüllung des **Denkmals** für den

ersten Staatspräsidenten Narutowicz

eine in Wort und Bild reich ausgestattete

FESTSCHRIFT

heraus, welche am **Sonntag, den 25. September** erscheinen wird.

Die Festschrift soll aber auch gleichzeitig zu

Propagandazwecken für Bielitz-Biala

als Industrie- und Handelsplatz und für die **Industrien der Umgebung** verwendet werden. Die Redaktion ladet daher Ew. Wohlgeboren ein, von dieser seltenen Gelegenheit Gebrauch zu machen und den für Ihr Unternehmen erforderlichen Raum **rechtzeitig** zu belegen. Es handelt sich um die Einschaltung eines Artikels, der die Entwicklung, den gegenwärtigen Stand und die Produktion Ihres Unternehmens **in Wort und Bild** handelt.

Texte müssen der Redaktion bis spätestens **Mittwoch, den 14. September, Klichees** bis spätestens **Samstag, den 17. September** zur Verfügung gestellt werden.

Schluß der Aufnahme von Aufträgen: Samstag, den 17. September.

Die Redaktion stellt sich den Interessenten zur Vermittlung der Klicheeanfertigung zum Selbstkostenpreis bei den für „Die WELT am SONNTAG" beschäftigten Klicheefabriken zur Verfügung. Erforderlich: **Lichtbilder, Normalton mit Hochglanz.**

Anzeigentarif für die Festnummer:

Für Polen und Danzig in Zloty:

Anzeigenteil:	1/1 Seite	1/2 Seite	1/3 Seite	1/4 Seite	1/6 Seite	1/8 Seite
hinten	300.—	168.—	—.—	87.—	—.—	42.—
vorne	375.—	220.—	—.—	108.—	—.—	—.—
redaktion. Teil	450.—	252.—	193.—	130.—	99.—	—.—

Ausland: auf sämtliche Nettosätze 100% Aufschlag. Bei Wiederholungsaufträgen für nachfolgende Ausgaben unserer Zeitschrift werden entsprechende Rabatte zugestanden.

Zahlungsbedingungen: bei einmaliger Einschaltung **bei Auftragerteilung**, bei Wiederholungsaufträgen laut Normaltarif.

Beachten Sie: „Die Welt am Sonntag" wird im Inland und Ausland durch die größten Vertriebsunternehmen und Verkaufsstellen und durch sämtliche Bahnstationsverschleißstellen vertrieben.

Grosse Propaganda-Auflage für das In- und Ausland!

Die Zeit gehört dem Bilde.

Im „Zeitalter des Bildes“ gewinnt die Photographie fortgesetzt steigende Bedeutung für die Presse. Das geschieht nach zwei Richtungen, indem sich die Presse mehr und mehr der Photographie für die Berichterstattung bedient, andererseits dadurch, daß auch die Presse der Entwicklung der photographischen Technik steigende Beachtung schenkt.

Vor einem Vierteljahrhundert ist W. Kirchbach in der Frankfurter Zeitung gegen die „Illustrationswut“ zu Felde gezogen, die er als eine Art geistiger Epidemie bezeichnete, der in der Zeit von 1870 bis 1890 grassierenden Musikschwärmerei vergleichbar. Kirchbach gab damals der Hoffnung Ausdruck, daß die Ueberfütterung mit wahllosen Abbildungen der Leserwelt bald eintönig und zuwider werden wird. **Seine Prophezeiung ist gründlich daneben geraten. Denn heute ist die Illustration Trumpf.** Die Entwicklung, welche die Zeitungsillustration in den letzten Jahren durchgemacht hat, ist bespiellos und hat zu einer vollständigen Umstellung im Zeitungswesen geführt. Als vor etwa 25 Jahren die Photographie begann, ihren Einzug in die wenigen damals bestehenden illustrierten Zeitungen zu halten, veröffentlichte Clemens Shorter in der „Comtemporary Review“ eine Statistik. Danach fanden sich in einer Märzwoche in den „Illustrated London News“ 28 Photographien und 19 Zeichnungen, in der New Yorker Zeitung „Harpers Weekly“ 25 Photographien und 8 Zeichnungen, in der „Illustrierten Zeitung“ (Leipzig) aber noch 14 Zeichnungen und 8 Photographien und im „Graphic“ 29 Zeichnungen und 17 Photographien.

Und heute? **Die Zeit gehört dem Bilde! Was man sieht, das glaubt man.** Vom Wort mit seiner subjektiven Färbung hält man nicht viel, der Photographie, die objektiv ist und die Wahrheit sagen muß, glaubt man weit mehr. Daher der „**Schrei nach dem Bilde,** der auch in der heutigen Hetzjagd des Lebens seinen Grund haben mag. Zum Lesen einer Abhandlung braucht man Sammlung und eine gewisse Konzentration, ein intensiveres geistiges Mitarbeiten. Das Ueberfliegen der gleichzeitig die Abhandlung illustrierenden Bilder erleichtert und verschärft die Eindrücke, prägt sie damit dem Gedächtnisse ein. Denn die Bilder kommen unserem Vorstellungsvermögen weitgehendst entgegen. Die Welt fordert das Bild. Jede Handlung regierender Männer, die bekannten Schauspieler, auf ihrem Weekend-Wohnsitz werden in mindestens sechs Gesichtswinkeln der Leserwelt überliefert. So brachte kürzlich eine Berliner illustrierte Zeitschrift ein Bild, das den deutschen Reichspräsidenten von Illustrationsphotographen umlagert zeigte, eine charakteristische Illustration zum

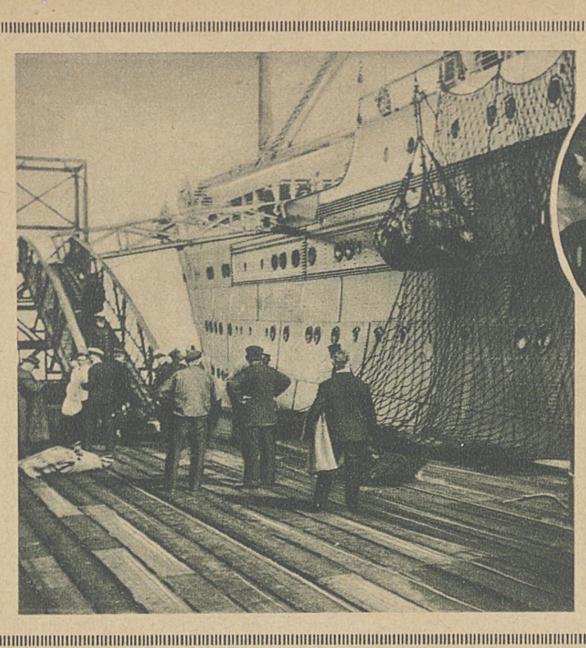
„Schrei nach dem Bilde“.

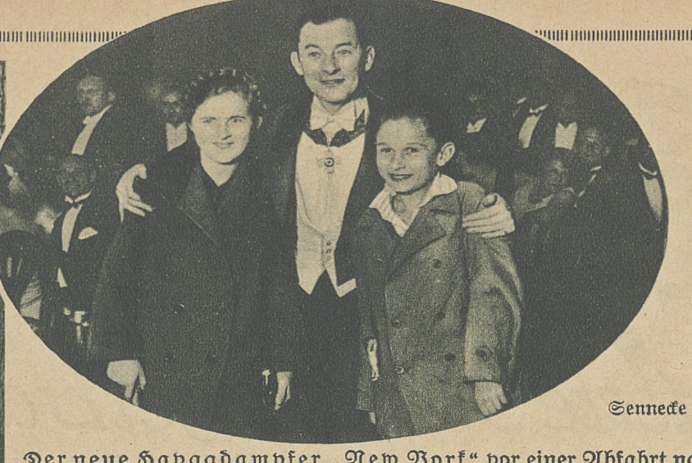


Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski

Im dunkelsten Asien

Drei tibetanische Fakire in den unwirtlichen Gegenden des Tibet-Hochlandes. — Im Oval: Der deutsche Forscher Dr. h. c. Wilhelm Filchner, von dessen Ermordung während einer seiner Forschungsreisen (vermutlich durch tibetanische Lamapriester) kürzlich berichtet wurde Presse-Photo, Welt-Photo





Sennecke

Bild rechts:
Kürzlich starb auf seinem Gut Loxten in Hannover General der Infanterie a. D. Exzell. Freiherr v. Hammerstein im 88. Lebensjahr. Bis 1920 war er Gouverneur des Invalidenhauses in Berlin. Dann siedelte er auf sein hannoversches Gut über

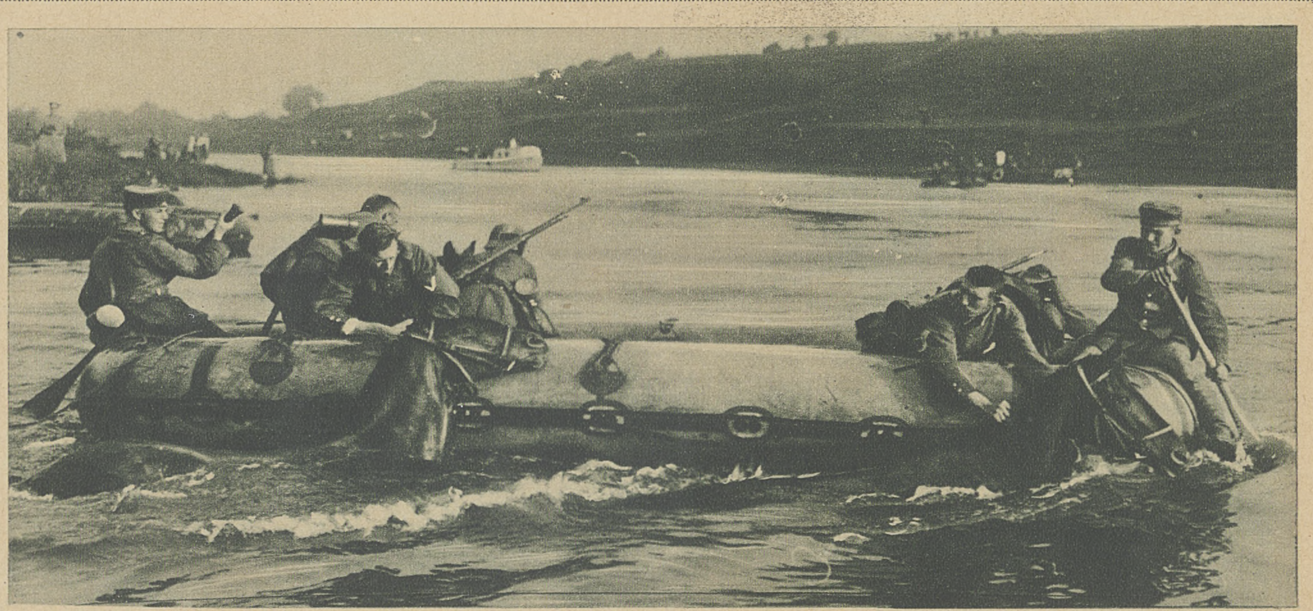
Bruno Lichtenberg



Der neue Hapagdampfer „New York" vor einer Abfahrt nach Amerika am Bollwerk von Cuxhaven. — Wie bekannt, empfing das Schiff seine Taufe durch Mrs. Walker, die Gattin des New Yorker Bürgermeisters, während er selbst als Patengeschenk ein Gemälde, die Einfahrt in den New Yorker Hafen darstellend, für den Speisesaal I. Klasse des Schiffes stiftete. Die Passagiere der III. Klasse, früher Zwischendeck, gehen an Bord. Das große Gepäck wird in mächtigen Netzen an Bord gezogen, das untergespannte weitere Netz bildet einen Schutz für etwa hinunterfallende Gepäckstücke **Im Oval: Der Bürgermeister von New York, Mr. Walker, der verschiedenen deutschen Städten seinen Besuch abstattete, mit zwei Berliner Kindern aus einem Kinderchor, der ihm während seiner Anwesenheit in der Reichshauptstadt deutsche Volkslieder vortrug**



Zu einer großen Löns-Gedächtnisfeier hatten sich am Geburtstage des Dichters die Mitglieder der Löns-Gedächtnis-Stiftung und viele seiner Verehrer und Freunde am heideumblühten Lönsgedenkstein bei Müden in der Lüneburger Heide versammelt Erich Wothke



Die Reichswehrmanöver an der Saale. Der Übergang über den Fluß. Die Soldaten durchqueren auf einem Gummiboot, begleitet von ihren schwimmenden Pferden, die Saale Wide World

Die Leipziger Herbstmesse

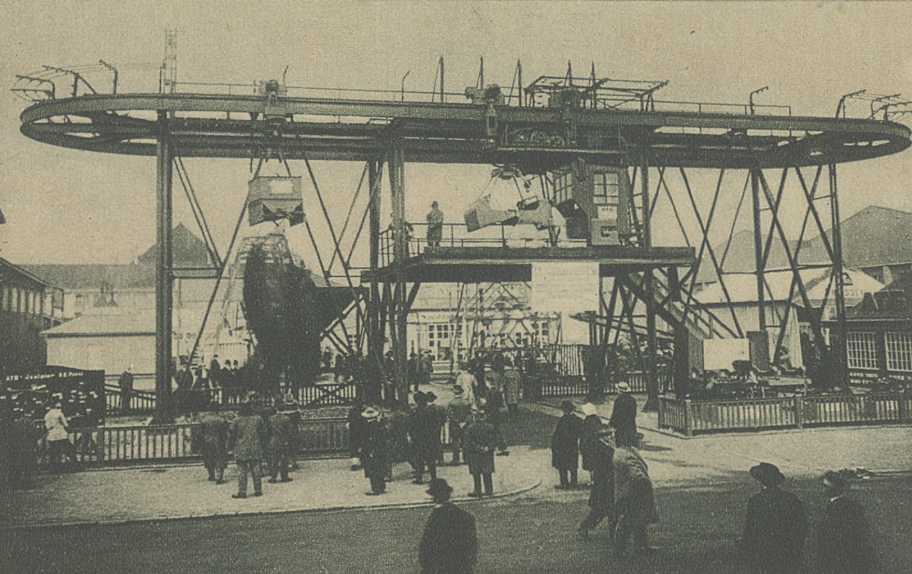


Bild links:
Der Eingang zur Technischen Messe. Abteilung Maschinenbau
Löhrich



Bild rechts:
Der Ausstellungsturm des Vampyr-Staubsaugers auf der Leipziger Messe, der eine besonders eigenartige und hübsche Architektur zeigt

Bild links:
Straßenhandel bei der Leipziger Messe in alten Zeiten. Nach einem alten Kupferstich (18. Jahrhundert)
Maydorff

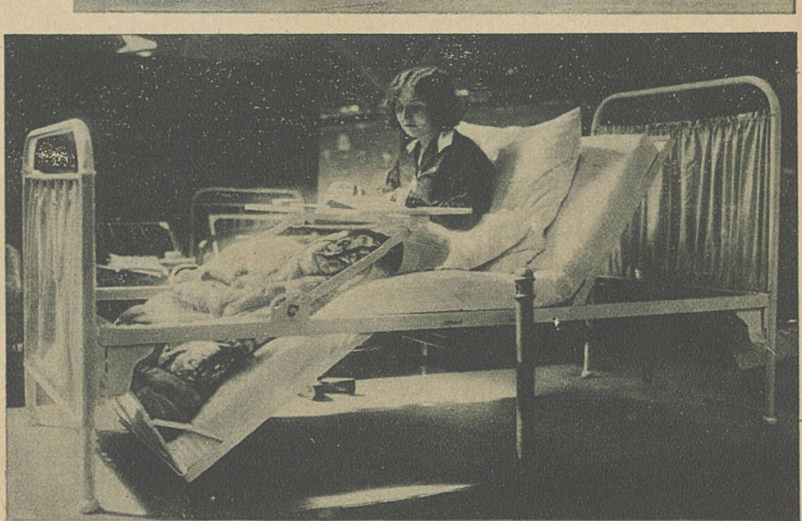


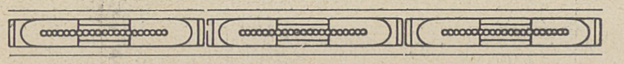
Bild rechts:
Ein praktisches Krankenbett mit verstellbarem Federboden aus der Hygiene-Ausstellung der Messe
Atlantic

Der Blumentag
der Bielitz-Biala'er Freiwilligen Feuerwehr.

Blumenstand vor dem Bialaer Kino.



Photo Pernerstorfer



Die Motorspritze nach dem Betrieb.



Photo Pernerstorfer.



Die Motorspritze in Tätigkeit



Photo Pernerstorfer.

Die Einstellung der ersten Automobilspritze.

Am Sonntag, den 4. August, hat die vielerprobte Bielitz-Bialaer Freiwillige Feuerwehr den das Korps befriedigenden Anlaß der Einstellung einer erstklassigen Automotorspritze zur Abhaltung eines Blumen- und Festtages genützt. Der Ertrag des Festtages wird zur Anschaffung einer zweiten Automotorspritze verwendet werden. Die schweren Großfeuer — am Weihnachtsabend des Vorjahres in den Werken der Firma Josephy's Erben und heuer im Sommer in der Spinnerei und Weberei Karl Büttner Söhne, durch welche horrender Brandschaden verursacht wurde, haben so recht die Notwendigkeit der durchgreifenden Modernisierung der Löschgeräte erwiesen. Alle Aufopferung der braven freiwilligen Feuerwehrmänner des Bielitz-Bialaer Korps und der Feuerwehrmannschaften der Ortschaften der Umgebung vermochte bloß das Weitergreifen dieser beiden Riesenbrände zu verhindern. Im Falle der Werke Josephy wurden zwar die Hauptobjekte gerettet, aber die dreistöckige Spinnerei und Weberei Büttner brannte bis auf die Parterreräume vollständig aus. Die zahllosen großen Fabriksobjekte des Bielitz-Bialaer Industriebezirkes erheischen eben eine mit ausreichenden, modernsten Löschgeräten ausgestattete Wehr, wenn Sicherheit gegen die Gefahr zukünftiger großer Brandschäden geboten sein soll. Diese Ueberzeugung hat bei der Bürgerschaft durchgegriffen, ihr Ausfluß war große Gebefreudigkeit beim Blumen- und Sammeltag vom 4. September d. J.

Zum Festtag rief der Weckruf der am frühen Morgen die Straßen der Städte Bielitz und Biala durchziehenden Vereinskapelle der Feuerwehr. Bald zeigten die Straßen ein festlich bewegtes Bild. Junge Damen, Frauen und Töchter Bielitz-Bialaer Bürger, boten unter Ehreneskorte von Feuerwehrmännern von der Bürgerschaft zum Blumentag in reicher Menge gespendete Blumen an. Der Absatz war außerordentlich reich, sowohl seitens der Verkäuferinnen in den Straßen aller Bezirke, wie auch in den durch Blumenschmuck schön gezierten zahlreichen Blumenständen. — Um 9 Uhr vormittags machte das neue automobile Löschgerät, das äußerst praktische und leichte Bauart aufweist, eine Propagandarundfahrt durch Bielitz und Biala und wurde sodann vor der, von Meister Fehrenbach schön dekorierten Festkanzel im Stadttheater zur Schau gestellt. Promenadekonzerte der Feuerwehr- und der Eisenbahnerkapelle, denen eine dichtgedrängte Menge lauschte, beschlossen den Vormittag.

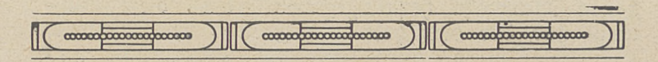
Zur Schauübung am Nachmittag auf dem Bielitzer Ringplatz waren noch offizielle Gäste, Abg. Vizebürgermeister Fuchs mit den Gemeinderäten, Gröger und Lindert, Landes-Feuerwehr-Inspektor Matusiak, Polizeikommissär Lukaszkewicz, Magistratsvizedirektor Demetz, Delegationen der Fr. Rettungsabteilung, des Turnvereines, der Wehren Dziedit, Alzen, Batzdorf, Altbielitz, Lobnitz, Kamitz, Lipnik und Alexanderfeld erschienen. Dichtgedrängt umstanden ddie Zuschauer den Uebungsplatz. Die unter Leitung des Kommandanten Diczki durchgeführte Uebung bot viel Interessantes, insbesondere in Bezug auf die Wasserlieferungs- und Druckverhältnisse und bewies die Notwendigkeit der Anschaffung des Autogerätes. Allgemein fiel auch das rasche und exakte Arbeiten der Wehr auf, das von guter und gewissenhafter Schulung der Mannschaft zeugt. Nach einer stramm ausgeführten Defilierung, die beim Hotel „Präsident" vor den Ehrengästen stattfand, wurde in den Schießhauspark abmarschiert, wo wiederum die Feuerwehrkapelle bis in die späten Abendstunden konzertierte, denn auch der Wettergott hatte die Feuerwehr mit einem schönen Spätsommertag bedacht.

Unsere Reproduktionen nach photographischen Aufnahmen vermitteln einen erschöpfenden Gesamteindruck der Ereignisse des Festtages. Das Bild rechts oben zeigt die Besichtigung der Motorspritze nach der feierlichen Uebergabe an die Feuerwehr. Das Bild links einen besonders effektvollen Verkaufsstand vor dem Bialaer Kino. Ein ergiebiges Arbeitsfeld bot den Blumenverkäuferinnen die reiche Zuhörerschaft, die sich bei der Platzmusik vor dem Stadttheater einfand (rechts unten). Die Aufnahmen rechts und links Mitte und links unten zeigen die Feuerwehr bei der Arbeit gelegentlich der Schauübung am Bielitzer Ring. Hier wurde auch dem Laien recht anschaulich der phänomenale Unterschied der Leistung und Wirkung der Automotorspritze im Vergleich zu jener der Dampfspritzen vor Augen geführt. Erstaunlich ist die Höhe, bis zu welcher die Wasserstrahlen aus den beiden arbeitenden Schlauchlinien getrieben werden, und klar ersichtlich die erstickende Wucht, mit welcher die hochgeschleuderten Wasserstrahlen auf das Brandobjekt aufprallen.

Besichtigung der Motorspritze.



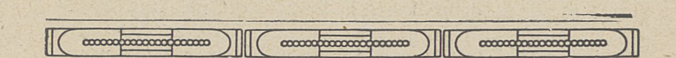
Photo F. Pernerstorfer



Schauübung am Bielitzer Ring.



Photo F. Pernerstorfer.



Platzmusik vor dem Stadttheater.

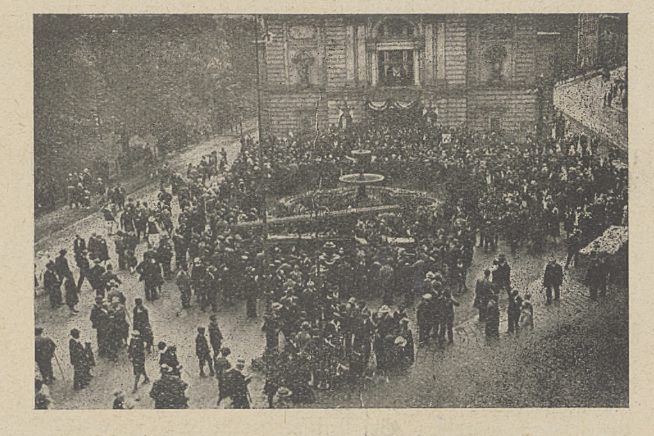


Photo Pernerstorfer.



Literatur

Capriccio con sentimento.

O du mein König, — mein Traumkönig du,
Blond ist dein Haar, seiden dein Schuh!
Deine Flöte lockt: Trilu! — Trilu!...
Lichttupfenübertanzt
Sind deines Auges tiefe Wasser!
Funken flirren gleich Sternen darauf,
Spielselig-lose Amoretten
In leichten Booten:
Sinken manchmal müde des Spiels,
Reizend lässig, traumestrunken,
Auf samtnen Grund, wo es seltsam blüht,
Dunkel, — violengleich;
Locken dort, eingebettet,
Inseln von Licht selig verschleiert, —
Im Ruhen tiefer verführend. —
Grün verdämmernd deines Gartens
Sehnsüchtige Tore,
Traumkönig, Geliebter!
Gleiten in hellen Nächten
Deines blauen Mantels flimmernde Säume,
Leicht und launisch, gleich spielenden Schlänglein,
Durch efeugeliebte Säulengänge,
Ueber mondsilbergesticktes Gehänge,
Ueber verfallener Tempel bröckelnde Stufen,
Aphroditengeweiht.
Durch des Gartens Einsamkeit
Irrt dein trauriges Flöterufen.
Klettern die Klänge auf und nieder,
Sommerselig, sternenverzückt. —
Deiner Hände Blühen, glanzversunken,
Irrt doch suchend und erdentrunken,
Heiß wie ein bebendes Lied in Moll
Ueber steinerne Locken und marmor'ne Schultern —
Nie gestillten Verlangens voll! —
Trilu! Trilu!.....
Sei mein Page, — Traumkönig du! —

Sophie Lederer.

Der Dichter und sein Publikum.

Von Ernst von Wolzogen.

Da hat kürzlich die deutsche Verlagsanstalt Stuttgart Detlev von Liliencrons Briefe in einer neuen Auswahl herausgegeben. Und diese Auswahl hat der bewährte alte Freund des Dichters, Heinrich Spiero, durch geschickte Anordnung und Einstreuung ganz kurzer erklärender Notizen zu einer vollständigen Selbstbiographie des Dichters zu gestalten gewußt. Dieses Werk ist also ganz dazu angetan, die alte vielumstrittene Frage nach dem Verhältnis des Volkes zu seinen Dichtern wieder einmal in grelle Beleuchtung zu rücken. Denn kein Dichter unserer jüngsten Vergangenheit hat so viel Briefe geschrieben wie Liliencron und keiner hat sich so laut, so leidenschaftlich über die Gleichgültigkeit seines deutschen Volkes beklagt wie er. Da er niemals auf hohem Kothurn im edeln Faltenwurf der klassischen Toga einherstelzte, sondern bei all seiner tollen Phantastik immer mit beiden Füßen fest auf dem Erdboden stand, und gänzlich undiplomatisch die ihm gegebene Gewalt über die Sprache nur dazu benutzte, um frei heraus, derb männlich seine Meinung zu sagen, so hat er denn auch seine Anklage gegen die Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit seiner Zeitgenossen nicht in Form hochdramatischer Weherufe oder melodisch lyrischer Seufzer gekleidet, sondern seine Verzweiflung sich wie ein Rohrspatz von der Seele geschimpft, gespottet, gelacht, geknirscht und geflucht. Hatte er ein Recht dazu? War wirklich das deutsche Volk daran schuld, daß er bis an die Schwelle seines Greisenalters mit schweren Sorgen kämpfen, sich ewig mit drängenden Gläubigern herumschlagen und vor den Gerichtsvollziehern Reißaus nehmen mußte? Ich sage — nein.

Liliencron ist vielmehr verhältnismäßig rasch zur allgemeinen Anerkennung gekommen. Er hat sogar seine Volkstümlichkeit noch erlebt. Und die kleine Schar der Kenner und Feinschmecker hat schon aus seinem ersten Gedichtbändchen seine Eigenart und Berufung herausgespürt. Freilich, Liliencron war der souveräne Dichter, d. h. er vermochte beim besten Willen nichts anderes zu gestalten, als was mit jauchzender Wonne, mit schluchzendem Leide seine eigene Brust erfüllte. Er war einfach — wie die meisten echten Dichter — unfähig, sich auf ihm wesensfremdes Denken und Sehnen umzustellen. Schriftstellerei zum Zwecke des Broterwerbes war ihm schlechterdings unmöglich. Für das Drama und den Roman fehlten ihm einfach der nötige lange Atem und die Technik. So meisterhaft einige seiner kleinen Novellen sind, die er nach eigenen Erlebnissen gestaltete, so schnurrig reizvoll einige Szenen seiner dramatischen Versuche, so schlechthin unmöglich sind seine Dramen und Romane als Ganzes. Mit welchem Recht konnte er also überhaupt verlangen, sofort von seinem ganzen Volke auf den Schild gehoben zu werden? Als ich anfangs dieses Jahrhunderts dem lieben prachtvollen Menschen und großen Künstler den Freundschaftsdienst erwies, einige seiner packendsten Gedichte in sämtlichen Großstädten Deutschlands selber vorzutragen und in reizenden Vertonungen singen zu lassen, da wurden jene auserwählten Stücke volkstümlich im besten Sinne des Wortes.

Nun aber ganz allgemein gesprochen: wo ist denn das Publikum für einen Dichter, und was verlangt denn das Volk von seinen Poeten? Zunächst darf nicht vergessen werden, daß schon die Theaterbesucher nur einen Bruchteil des Volksganzen ausmachen, die Bücherleser hingegen nur in der intellektuell gehobenen Oberschicht zu finden sind und schließlich der besonders literarisch interessierte Kreis nur eine dünne Haut auf dieser Oberschicht bildet. Wenn man das Bühnenpublikum auf Hunderttausende schätzen darf, so die eifrigen Verbraucher der schönen Literatur auf Zehntausende, die begierigen Schnüffler nach neuen Werken gar nur auf ein paar Hundert. Es ist völlig ungerecht, unser deutsches Volk einer besonderen Gleichgültigkeit gegenüber seinen Dichtern zeihen zu wollen. Einzig in Skandinavien, wo die Grundvigsche Volkshochschule die Aufnahmefähigkeit für die heimische Literatur bis in den weltabgeschiedensten Bauernhof hineingetragen hat, dürfte vielleicht im Verhältnis zur Bevölkerungszahl mehr gelesen werden wie bei uns. Aber Deutschland hat im vergangenen Jahre fast so viele neue Bücher herausgebracht, wie England, Frankreich und die Vereinigten Staaten zusammengenommen! Selbstverlich waren das viel zu viele Bücher. Aber wäre der Wahnsinn einer solchen Ueberproduktion unserer Verlegerschaft zuzutrauen, wenn nicht tatsächlich ein ungewöhnlich großes Absatzgebiet dafür vorhanden wäre?

Das Publikum für den Dichter bildet die Gesamtheit jener Volksgenossen, die überhaupt ein inneres Bedürfnis nach Kunst in irgend welcher Form haben. Und wenn diese Gesamtheit nicht nach rein ästhetischen Gesichtspunkten wertet, so ist das nur ein Zeichen für die Gesundheit ihrer Instinkte. Ein Volk von lauter Aestheten wäre zur politischen und wirtschaftlichen Vertrottelung verurteilt. Der gesunde Volksinstinkt aber verlangt von seinem Dichter, daß er einen neuen packenden Ausdruck finde für das, was jeweils die Gemüter am stärksten bewegt. Er will seine Sehnsucht verkörpert, seine Hoffnung gefestigt, sein Leid verstanden und getröstet sehen. Ein Dichter, der seinem Volke das gab, was es zu wünschen berechtigt war, ist immer schon bei seinen Lebzeiten anerkannt worden. Greift er über das hinaus, was seine Zeitgenossen verstehen können, nimmt er die Zukunft vorweg, so kann er sich nicht wundern, wenn sich seine Zeitgenossen mißtrauisch und abwehrend gegen ihn verhalten. Wenn aber dennoch in unsern Tagen der echte Dichter es zuweilen schwerer hat als je zuvor, zu dem Publikum durchzudringen, das für das Verständnis seines Wollens reif ist, so liegt das nur daran, daß die ungesunde Ueberfülle des Büchermarktes das Herausfinden des Wertvollen schwerer macht als je zuvor. Der Zorn der Liliencrone von heute darf sich gerechterweise nur gegen skrupellose Spekulanten wenden. Kein Zorn ist zu hart, keine Waffe zu grausam, sofern sie sich gegen die Pestilenz der literarischen Geschäftemacher wendet, die aus der Sensationsgier der Spießer, aus der Lüsternheit der Unreifen und aus den verbrecherischen Trieben der Entarteten ihren Vorteil zu ziehen suchen. Aber unser Publikum wie unsere Dichter darf man deshalb nicht als herabgekommen verunglimpfen, weil jene gewissenlosen Schädlinge heute so gute Beute machen, denn es sind vielleicht noch in keiner Periode der deutschen Literaturgeschichte innerhalb weniger Jahre soviel Meisterwerke hohen Ranges erschienen, soviel wortgewaltige Propheten aufgestanden wie in diesen Jahren nach dem großen Kriege. Es ist selbstverständlich, daß sie wütend bekämpft oder totgeschwiegen werden von denen, denen ihr Wirken unbequem werden könnte; aber ich glaube nicht, daß auch nur einer von ihnen ohne jeden Widerhall, ohne jede Gemeinde geblieben ist. Haben doch sogar sehr teure Werke, die nur auf einen auserwählten Leserkreis von ernsten und tief gebildeten Lesern rechnen durften, sofort eingeschlagen und erstaunlich große Verbreitung erlangt. Wir dürfen uns beruhigen: das Verhältnis des Dichters zu seinem Publikum ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern immer dasselbe gewesen. Und wenn selbst bei uns in Deutschland auch heute noch hin und wieder Dichter verhungern, so besagt das nur, daß sie ihrem Volke noch nichts oder nichts mehr zu sagen hatten.

Letzte Nacht.

Skizze von Ludwig Bäte.

Theodor Storm reckte sich mühsam auf. Frau Do war für einen Augenblick hinausgegangen. Die Rosen, die sie auf seinen Wunsch neben das Bett gestellt hatte, dufteten stark. Das Leben lockte noch einmal süß und betörend. Er würde es nicht mehr an sich reißen können.

Durch die halbaufgezogene Jalousie drängte der Nachtwind vom Garten herein. Eine Nachtigall schlug, dann wehte der Wind, in ihre Strophen und trug sie fort. Was sollte ihr Lied ihm noch! Draußen an der Grenze seines Gartens, den die Hademarschener in behaglicher Mitfreude „unsern Park“ nannten, stand vielleicht ein junges Paar wie so oft in diesen durchscheinenden nordischen Nächten und lauschte. Erlebte zitternd die scheue Seligkeit erster Liebe.

Die Kinder saßen nebenan. Freilich war erst Karl, sein „Stiller Musikant“, gekommen. Aber Gertrud war da und die beiden Nichten, und die andern würden auch bald eintreffen. Man hatte schon am Nachmittag telegraphiert.

Was kam nun? Seinem alten Freunde aus Hanerau, Doktor Wachs, hatte er schmerzlich bekannt: „Moriturus sum“. Kein Licht reckte sich aus finsterster Nacht auf. Man würde ihn, wie er bestimmt, nach Husum bringen, und er würde dort in der Gruft von Sankt Jürgen langsam zerfallen wie die Ahnen der jahrhundertalten Bürgerfamilie. Seine Seele aber würde eingehen in die große Stille und nichts mehr von sich wissen. Worte aus seinem schauervollen Gedicht „Ein Sterbender“ riefen:

„Einschlafen, fühl' ich, will das Ding, die Seele,
und näher kommt die rätselhafte Nacht“.

Frau Do kam zurück. „Gib mir noch einmal die Novelle!“ bat er, leise ihre Hand streichelnd. Sie legte ihm die beiden Hefte von Paetels „Deutscher Rundschau“, die sein letztes Werk, den „Schimmelreiter“, bargen, auf die Decke. „Soll ich lesen?“ fragten ihre Augen. Er nickte. Sie begann. Die Wogen brandeten hoch, Hauke Haien hetzte über die Deiche. Sein gespenstisches Pferd ächzte in den Sturm. Sein Land stand auf, wild, von Wogen überkämmt, von Mövenschwärmen durchschrieen. Aber hinein sang die Nachtigall, die ganz nahe dem Fenster des Sterbenden sitzen mußte. Vielleicht in der Lindenlaube, in der er oft noch in diesen Tagen geruht, ehe der Leib zu versagen begann. Grüne Gartenheimlichkeit schlug die Augen auf, Muskathyazinthen blühten in Urgroßmutters Garten, Spinettmusik tropfte aus zierlichen Rokokozimmern. Sein Leben, niemals ausschließlich dem Glück des Gegenwartsgenusses, sondern stets auch der Vergangenheit, der Erinnerung gewidmet, dehnte sich wie eine der klaren Schifferkarten seiner Erde. Und es tat nicht mehr weh, wenn er auch kein Ziel sah, wenn seine greisen Jahre nichts von der Schönheit des Alters besaßen, wie sie einst Cicero und Jakob Grimm gepriesen. Die Freunde hatten ihm manchmal beide vorgehalten. Die Väter seines Geschlechts schritten aus ihren ergrauten Kontoren und vollen Lagerhäusern und stellten sich schützend um sein Bett. Gesicht um Gesicht, holde Frauenköpfe zwischen ernsten Männerantlitzen, stieg aus dem Schacht des Gewesenen und der Aeltere gab dem Nachgeborenen den Becher des Lebens. weiter. Er hielt ihn und horchte lange hinein. Der Wein begann zu singen. So mochten die Glocken Vinetas, der zauberhaften Stadt im Meer, dröhnen. Das edle Getränk stieg bis zum Rande. „Ihr sollt davon trinken, immer und immer“, sprachen seine Lippen. „Eure Vorfahren antworten durch mich, die Kette streckt sich Glied um Glied, und durch jeden Nachkommen geht mein Gesang. Ich kann nicht sterben, ich lebe fort, in euch, in meinem Lande, und weiter, immer weiter!“

Die Kinder waren ans Bett gekommen. Schluchzen stieg auf, kaum verhalten. Seine Hände wehrten ab: „Nicht weinen! Ich bin immer bei euch, in euch und in euren Kindern“.

Die Augen wurden ganz groß.

Die Nachtigall draußen verstummte. Aber schwere Fluten roter Rosenblüte rollten ins Zimmer und füllten den Raum.

Literatur

Die stärkere Macht.

Eine Parabel.

Die Lüge und die Wahrheit hatten einst heftigen Streit. Jede glaubte stärkere Macht zu sein. Ihre erregte Rede lockte das Leben herbei. — —

„Entscheide Du!“ riefen beide

Das Leben sprach: „Eure Kraft ist verschieden verteilt. Ihr seid beide gleich mächtig . . . . “

„Gleich mächtig, ausgeschlossen“, hastete die Lüge. — „Bedenke — vom Fürstenthrone bis zum Strohlager — vom Milliardär bis zum Bettler — alle folgen sie mir. — Mein bunt schillerndes Kleid ist ihnen Talisman, mein volltönender Sang — Sphärenmusik . . . . Mit verzückten Lächeln wiegen sie ihr Gewissen in Schlaf. . . . . . Mein — — — —

„Genug“ unterbrach das Leben. „Und was sagst Du?“ —

„Ich bin, was ich bin“, erwiderte die Wahrheit, — mein Hauch tötet die Lüge.“

Das Leben führte sie auf einen hohen Berg, hieß die Lüge zu unterst, die Wahrheit zu oberst stehen, trat in die Mitte und sprach: —

„Du, Lüge, bist mächtiger im Augenblick. Die Lieblichkeit Deiner Rede, die Geschmeidigkeit Deiner Bewegungen sind Lockvögel für törichte Herzen. Sie öffnen sich Dir wie die Blumen der Sonne. — Aber die Zahl verschlingt Dich, die Wahrheit ist Dein Tod und auf Deinem Grabe wuchern Verachtung und Ekel“. —

„Du, Wahrheit, gehst mit Deinem reinen, schlichten, tiefen Sinn unscheinbar dunkle Wege, aber Du spannst das Netz Deiner Goldadern weit über das Leben hinaus und ewige Sterne lächeln Dir zu . . . . . . “ —

Da schillerten die Augen der Lüge in gleißendem Schein, und sie lachte der Unsterblichkeit. — Die Wahrheit aber neigte in Demut ihr Haupt.

Martha Hinz, (Danzig-Langfuhr.)

Die Perlenkette.

Skizze von Heinz Ludwig Raymann.

I.

Die Vorstellung war zu Ende. Breit öffneten sich die Portale des Budapester Opernhauses. Licht schlug hell auf Stufen und Rampe. Als Erste traten zwei Herren in Abendmantel, Schal und Seidenhut heraus. Sie sahen sich an und zuckten die Schultern: „Nichts zu machen! Einfach unmöglich! Wollen hier bleiben, aufpassen!“ Sie mischten sich unter die elegante Menge und näherten sich wie unabsichtlich einem älteren Paar, das nach einem Auto Ausschau hielt: Stephan Fakotny, der reiche Börsianer, und seine Frau Rosa, er in einem Kronenzobel, sie in kostbarem Seal. Wenn ihr Pelzmantel sich am Hals verschob, glänzte für einen Augenblick eine Kette von großen indischen Perlen auf. Die beiden Herren Ferdl Jankowitsch und Franzl Stakot, schauten sich kurz an und nickten kaum merkbar. Das Auto Fakotnys fuhr vor, und man hörte ihn sagen: „Rosa, ich muß noch mal zur Bank. Ich fahre bis zum Apponyiplatz mit!“ Rosa nickte nur.

Jankowitsch und Stakot fuhren unauffällig hinter Fakotnys Wagen her. Am Apponyiplatz hielt das Auto. Fakotny stieg aus und ging in Richtung nach der Innenstadt rasch davon. Frau Rosa erstand sich am Zeitungskiosk die neuesten Zeitschriften. Die alte Zeitungsfrau schaute der reichen Käuferin nach, die nun der Blumenfrau nebenan einen Strauß frischer Rosen abnahm. Ein ärmlich gekleidetes junges Paar schaute aus großen Augen zu: Ladislaus Vadnai, stellungsloser Musiker, und Helene Vaszonyi, Stickerin. Beide hatten nichts als ihre Liebe. Sie wollten schon lange heiraten, aber ihre Mittel reichten dazu nicht aus. Nun sahen sie den kostbaren Pelz, den gleißenden Schmuck; sahen aber nicht, wie etwas Schimmerndes zu Boden fiel, als die Frau wieder ihren Wagen bestieg. Inzwischen war Stakot zurückgekommen. Er flüsterte Jankowitsch etwas zu. Beide lachten und fuhren hinter Frau Rosa her.

II.

Im Damenzimmer der Villa Fakotny saß Rosa im vom gelbseidenen Schirm gedämpften Lichtkreis einer Stehlampe und schlürfte dunklen Tokayer. Bald glühte sie vom Wein. Schließlich ging sie etwas schwankend in ihr Ankleidezimmer, wo sie ihren Schmuck abstreifte und ihn achtlos auf den Spiegeltisch legte. Dann schlug ihre Schlafzimmertür laut zu. Wenige Minuten später schob sich der Türbehang des Ankleidezimmers lautlos auseinander, und Ferdl Jankowitsch trat vorsichtig ins Zimmer. Horchte gespannt. Seine Taschenlampe leuchtete gedämpft auf, huschte über die Möbel, hing einige Augenblicke am Sealmantel und blieb dann am Spiegeltisch haften. Steine blitzten, Brillantringe, Spangen. Wo aber war die Perlenkette? Jankowitsch suchte mit abgedämpften Lichtkegel alles ab. Die Kette war nicht da. Er fluchte in sich hinein und raffte schnell die Ringe, Reifen, Nadeln vom Spiegeltisch, packte den schweren Pelz und verschwand lautlos. Draußen wetterten die beiden „Herren“ darüber, nicht die wertvolle Kette erbeutet zu haben. Begnügten sich aber einstweilen und fuhren schnell davon.

III.

Als Frau Rosa sich spät am Morgen erhob und im Spiegel betrachtete, bemerkte sie plötzlich die Leere auf dem Toilettentisch. Sie erschrak heftig. Wo war der Schmuck? Wo war die Kette? Sie suchte überall herum. Ohne Erfolg. Sie schellte nach dem Mädchen. Es wußte von nichts. Sie schimpfte und tobte. Neugierig erschien Stephan und fragte aufgeräumt, was los sei. Er wurde förmlich grün im Gesicht, als er begriffen hatte, und hätte sie fast geohrfeigt. Er rief gleich die Kriminalpolizei an. Die Kriminalbeamten verhörten alle, suchten nach Spuren, fanden nichts. Am Nachmittag schrieen knallrote Plakate von allen Budapester Plakatsäulen den Diebstahl mit Beschreibung und hoher Belohnung in die neugierige Menge. Zwei „Herren“ lasen den Anschlag mehrmals genau durch und zwinkerten sich dann lächelnd zu. Dies Lächeln hatte dem verkleideten Kriminalisten genügt, die beiden festzunehmen. Man fand bei ihnen den Schmuck, den Pelz, aber nicht die Kette. Die war natürlich irgendwo sicher versteckt.

IV.

Ferdl Jankowitsch und Franz Stakot saßen bereits drei Tage in Haft, als um die Mittagszeit der Rechtsanwalt Dr. Szabo auf dem Apponyiplatz stand und auf die Straßenbahn wartete. Just an derselben Stelle, wo Frau Fakotny ihrem Auto entstiegen und Zeitschriften und Rosen gekauft hatte. Dem Doktor Szabo war flau zumute, da ihm einer seiner Prozesse nicht klappen wollte. Er sprach vor sich hin, und seine Blicke tasteten über den Staub im Rinnstein und wunderten sich über ein regelmäßiges Staubgebilde, das aussah wie eine kleine Schlange mit buckeligem Leib. Er schritt vorüber und schaute ärgerlich nach der Straßenbahn aus. Als er beim brummigen Hin- und Hergehen wieder diese kleine Staubschlange gewahrte, wurde er aufmerksam. Er trat heran, stocherte mit dem Spazierstock im Staube herum — und eine Perlenkette löste sich aus Staub und Dreck. Szabo hob sie auf und dachte lächelnd: Sie da, echte Wachsperlen! Er rieb mit spitzen Fingern etwas Dreck ab: Gute Nachahmung! Tatsächlich! Dann stutzte er, besah sich das feingearbeitete Schloß näher: Gediegene Arbeit, Similibrillanten in schlechtem Silber; allerhand für so 'ne gewöhnliche Wachsperlenkette! Er rieb das Schloß mit dem Taschentuch sauber und hielt es in die Sonne, da sprühte es auf im Blauweißfeuer: Donnerwetter, sollten das gar echte Brillanten sein, gar in Platin gefaßt? Ausgerechnet hier im Straßendreck! Szabo besah sich die Kette nochmals genau. Die Perlen waren unwahrscheinlich groß: Nein, das ist schon so eine geschickte Nachahmung für Vorstadtschönheiten oder Bühnenherzoginnen! Doch da fiel ihm der Diebstahl bei Fakotny ein. Man hatte die Kette noch nicht gefunden. Szabo rannte aus einem unklaren Gefühl mit der Kette aufs Polizeipräsidium. Dort mußte er dann selber mit dem Beamten über seine kühne Vermutung lächeln. — Doch sie riefen sicherheitshalber Fakotny an. Der kam aufgeregt von der nahen Börse herein und schrie gleich: „Da ist sie ja! Wo haben Sie die Kette denn her?“ — „Gefunden auf dem Apponyiplatz in der Straßenrinne!“ Fakotny stutzte, lachte und zwinkerte dem Beamten zu. Dieser verstand und forderte Dr. Szabo auf, sich auszuweisen. Der tat es lächelnd. Man entschuldigte sich. Dann großes Raten über die Möglichkeiten. Rosa wurde herbeitelephoniert. Sie fiel fast in Ohnmacht, als sie die Kette wiedersah. Sie ließ sich den Hergang erzählen. Dann meinte sie gelassen, es könnte wohl sein, daß sie die Kette dort verloren habe, denn sie sei an dieser Stelle vor drei Tagen ausgestiegen, um Blumen zu kaufen. Stephan sprang aufgeregt herum. Es erschien ihnen allen unfaßbar, daß die Kette drei Tage auf dem sehr belebten Apponyiplatz gelegen hatte, wie die Staubschicht bewies, dicht bei der Haltestelle der Straßenbahn, wo täglich Tausende ein- und ausstiegen, ohne daß sie gesehen worden war. Stephan stellte Szabo unter manchem Seufzer einen Scheck auf 5000 Pengö aus.

V.

Als die Abendblätter über den wunderlichen Fund mit allen Begleitumständen berichteten, hat die alte Zeitungsfrau laut geheult, weil das Glück so nah bei ihr auf der Straße gelegen und sie es nicht gesehen hatte. Ladislaus Vadnai und Helene Vaszonyi, das Brautpaar, starrten sich entgeistert an und machten dem Schicksal schwere Vorwürfe, weil sie direkt dabei gestanden hatten, als die Glücksgöttin ihnen günstig gesinnt war. 5000 Pengö hätten zu allen Himmeln gereicht. Fürchterlich geflucht haben im Gefängnis Ferdl Jankowitsch und Franz Stakot, weil sie am nächsten dabei gestanden hatten, und am meisten interessiert waren; weil sie, statt sich nur zu bücken und die Kette aufzuheben sich abgeplagt Freiheit und Leben aufs Spiel gesetzt hatten und sich doch ehrlich 5000 Pengö hätten verdienen können.

Drei Tage lag die kostbare Kette für alle greifbar auf der Straße herum. Und die es am nötigsten hatten, fanden sie nicht. So kann es gehen, wenn das Glück offen auf der Straße liegt.

Ein weiblicher Wilhelm Busch in Amerika.

Geistreiche, geistvolle und sogar geniale Frauen kennt und bewundert die Welt seit den Tagen der erhabenen, der „veilchendustenden“ Sappho bis auf so manche unserer verehrungswürdigen Zeitgenossinnen, deren keine genannt sei, weil es schwer wäre, gerade eine als die hervorragendste herauszugreifen.

Neu aber ist eine Frau mit einem Humor, der nur mit dem unseres Wilhelm Busch und Claude Tilliers in seinem „Onkel Benjamin“ verglichen werden kann. Es ist die Amerikanerin Anita Loos und das geradezu glänzende, in allen Regenbogenfarben des Humors funkelnde Buch, das sie uns beschert hat, betitelt sich: „Die Herren bevorzugen Blonde“. (Gentlemen prefer Blondes). Geschrieben ist es in der Form eines Tagebuches. Die junge Dame, die es führt und die einen glückvollen Aufstieg erlebt, besitzt annähernd die Bildung einer neunjährigen Berliner Volksschülerin. Wundervoll weiß Anita Loos durch Rechtschreibung und Stil wie durch „philosophische“ Betrachtungen diesen Bildungsstand weiter Kreise ihrer Landsleute darzustellen. Dabei läßt sie glänzende Lichter auf die Lebens- und Denkweise verschiedenster Schichten der Nordamerikaner fallen, beleuchtet im Fluge in ganz überwältigender Weise mit dem Scheinwerfer ihres Humors englische und französische Gesellschaftskreise. Ein wenig wird auch Deutschland gestreift, die Kunststadt München und das Wien der Kaffeehäuser.

Vom Inhalt, der Handlung des Büchleins soll nichts erzählt werden. So etwas muß man lesen, wie Buschs „Fromme Helene“, „Pater Filucius“, usw. Keine Wiedergabe kann auch nur eine Ahnung von dem sprühenden Witz des Buches geben, in dem jedes Wort ein kunstvoll geschliffener Stein ist.

Erschienen ist es auch in deutscher Uebersetzung. Wer aber selbst nur etwas englisch versteht, muß es im Original lesen. Es ist ganz unwahrscheinlich leicht verständlich, und manches in ihm dürfte kaum übersetzbar sein. (Als Beispiel sei nur der Vergleich des Towers in London mit dem Eiffelturm in Paris angeführt). Unbegreiflich, was die Engländer da mit einem Turm hermachen, in dem eine Königin eingesperrt war, der sie eines Morgens, nachdem sie aufgestanden war, den Kopf abschlugen. Es ist ein so kleines Ding, daß man ihn, ein paar Häuserviertel davon entfernt, nicht einmal sehen kann. Den „Eyefull“-(Augenvoll)-Turm in Paris sieht man dagegen überall, selbst wenn man ganz weit weg von ihm ist).

Die feingeschliffenen Halbedelsteine des Wortwitzes fallen wohl bei der Uebersetzung aus. Aber das Gold des echten Humors und die köstlichen Brillanten der Menschenkenntnis und Menschenschilderung werden sicher auch den Lesern der deutschen Uebersetzung reichen Genuß bieten. Die Illustrationen hat nicht Anita Loos selbst gemacht, aber mit dem Wort zeichnet sie ihre Gestalten so lebensecht, daß man diese leibhaftig vor sich sieht und nicht wieder vergessen kann.

Ida Altmann-Bronn.

Literatur

Die junge Generation.

Die Ausstellung „Das junge Deutschland“ veranstaltet vom Reichsausschuß der deutschen Jugend-Verbände in Schloß Bellevue, Berlin, bezweckt das Leben der jungen Generation zu veranschaulichen. Sie soll die Berechtigung der Jugendschutzforderungen nachweisen, die Lücken in der Kenntnis von der Lage und dem Leben der Jugend schließen und ist die erste umfassende Darstellung der deutschen Jugendarbeit überhaupt. Die erste Abteilung zeigt die bevölkerungspolitische, soziale und gesundheitliche Lage der Jugend, der zweite Teil beschäftigt sich mit der Freizeit, während der dritte sich mit der Kulturbewegung der Jugend befaßt.

Der Kulturwille der Jugend tritt in ihrer Einstellung zu Beruf, Politik, Sittlichkeit hervor. Der Kampf gegen Schund und Schmutz wird durch eine Bücherstube mit guten Jugendschriften dargestellt, wie es auch nicht an Proben der Handwerkskultur der Jugend fehlt. Volkstanz, Musik, Laienspiel usw., wie sie mit Vorliebe jetzt von der Jugend gepflegt werden, den Ausstellern lebendig werden zu lassen, genügen natürlich bildliche Darstellungen nicht. Es wird daher zu Aufführungen, bei der Spiel-, Sang- und Tanzscharen aus dem ganzen deutschen Reich mitwirken und zu Vorträgen gegriffen. —

Die Ausstellung die bis zum 25. September in Berlin bleibt, soll später als Wanderausstellung durch Deutschland geschickt werden.

Die Entscheidung des Ministers.

Humoreske von Bruno Prochaska (Tulln).

Sektionsrat Dr. von Haller schritt durch das hohe Tor des Ministeriums. Er war ein schlanker Mann in den besten Jahren und aus guter Familie. Seit Menschengedenken hatten seine Ahnen in den Präsidialkanzleien der Ministerien gewirkt. Er verkörperte eine vornehme Ueberlieferung, eine ganz eigenartige Kunst stilvoller Anwesenheit, die nur in alten Palästen, inmitten aristokratischen Mobiliars und taktvoll schweigender Korridore gedeiht. Seine Stimme hatte jenes leichte aristokratisch-ministerielle Näseln, das nur bei jenen echt wirkt, deren Väter und Großväter schon genäselt haben. Minister wechseln, Präsidien bleiben. Mancher Minister, der sein Amt mit spielender Leichtigkeit verwaltet, geriete in tödliche Verlegenheit, wenn er das Amt seines Präsidialisten übernehmen müßte.

Das Ministerium arbeitete mit gewohnter Emsigkeit. Dennoch zeigte sich eine leichte Entspannung, die auf Abwesenheit des obersten Vorgesetzten schließen ließ. Der Minister hatte die Regierung bei einer auswärtigen Feier zu vertreten und sollte heute nicht mehr im Geschäftszimmer erscheinen. Auch der Sektionsrat gedachte höchstens ein Stündchen zu bleiben und dann zu schöneren Dingen zu enteilen. Um vier Uhr erwartete ihn eine Dame, mit der ihn zarte außerdienstliche Beziehungen verbanden. Diese Begegnung war diesmal von besonderer Bedeutung. Denn Dr. Haller hatte, um Almas Eifersucht zu beschwichtigen, sein Wort gegeben, pünktlich zu erscheinen. Und er wollte es halten. Im Vorgefühl des Triumphes lächelnd, betrat er sein Amtszimmer.

Das Telefon schnarrt leise und gleichfalls irgendwie näselnd. Eine Frauenstimme erklang: „Ich wollte Dich nur erinnern, daß Du bestimmt um vier Uhr kommst.“

„Gewiß, gewiß... habe nur wahnsinnig zu tun... Minister zu vertreten.“ — „Also bestimmt?“ — „Tjä, bestimmt!“

Er betrachtete lächelnd seine schön polierten Fingernägel, zündete sich eine Zigarette an, verteilte Akten, Zeitungen und Gesetzbücher malerisch über die Schreibtischplatte. Denn er legte Wert darauf, auch vor sich selbst den Eindruck der Ueberbürdung aufrecht zu erhalten. Allmählich rückte der Zeiger der Standuhr auf halb vier. Er erhob sich, zog die Weste glatt und prüfte die Bügelfalte der Hose. In diesem Augenblick ertönte eine Autohupe, und gleich darauf hallten schrille Klingen durch das Haus. Der Türsteher meldet, daß der Minister gekommen sei. Fast hätte ein Fluch zum erstenmale die Räume des Präsidiums entweiht. Doch der Sektionsrat beherrschte sich sofort wieder. Alles Undienstliche sank von ihm ab, wie Blüten im Frühlingsfrost fallen. Bald leuchtete ein kleines Lämpchen auf. Er nahm seine Mappen, räusperte sich leicht vor der wattierten Türe, dann trat er ein.

In der Tat, der Minister war zurückgekommen. Man hatte die Feier zur sichtlichen Befriedigung des Ministers — abgesagt. Gutgelaunt erging er sich in kleinen Betrachtungen über das Wetter, die Aussichten der Weinernte, den neuesten Mordprozeß und das Radioprogramm. Der Präsidialist stand mit aufmerksam gesenktem Kopfe da, hie und da höflich nickend. Die Uhr schlug mit hellem Klange vier scharfe Schläge. Einen Augenblick bildete sich eine Falte auf der Stirn des Sektionsrates. Dann war es vorüber. Der Minister plauderte noch eine Weile, dann ließ er sich die Mappen geben und erklärte, nur ein Viertelstündchen bleiben zu wollen. Mit einem leisen Schimmer neuer Hoffnung verließ Dr. Haller den Raum.

Er nahm wieder in seinem Lehnstuhle Platz und versank in Nachdenken. Die Stunde war versäumt. Es bestand nur noch eine Hoffnung, daß der Minister wie versprochen nach einer Viertelstunde gehen würde. Dann ließe sich das andere wohl noch versöhnlich regeln.

Telefon: „Alfons, was ist geschehen?... — Warum kommst du nicht?... was bedeutet das? Du bist nicht allein... ich fühle es!“

„Aeh, leider... Minister zurückgekehrt... fieberhafte Arbeit. Aber um fünf Uhr ganz sicher... höchstwahrscheinlich... jä...“

Seufzend schwieg das Telefon. Es war so still, daß die sonst zu Vergleichen herangezogene Grabesruhe gegenüber dieser Stille aufdringlich gewirkt hätte wie eine Jazzmusik. Wieder zogen die Minuten und Viertelstunden ihre Schreckenspur. Nichts regte sich. Der Minister mußte die Akten längst unterschrieben haben. Der Sektionsrat hatte ihm vorsichtshalber nur Mappen belanglosen Inhaltes gegeben, die er sonst innerhalb weniger Minuten erledigte. Der Sektionsrat beschloß endlich, in das Rad des Schicksals zu greifen. Er nahm eine grüne Mappe, räusperte sich leise und trat ein. Doch plötzlich blieb er wie erstarrt stehen. Der Minister lag seitlich in den mächtigen Stuhl zurückgelehnt und hielt die Hände über der Weste gefaltet. Der Kopf ruhte an der gepolsterten Seitenlehne, die Augen waren geschlossen, der Mund offen. Der Minister war jedoch nicht tot. Er schlief; ruhig und friedlich wie ein Kind.

Lange starrte der Sektionsrat den Schlafenden an, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Dieser Fall erforderte augenscheinlich unendlichen Takt. Leise und erbarmungslos tropfte die Zeit in das Meer der Vergangenheit. Die Abendsonne wanderte vom Stehpult auf den Bücherschrank. In seinem Zimmer hörte der Sektionsrat das Telefon stürmen wie das schäumende Leben, während hier das Schicksal gelassen atmete, blind und schlafend wie immer. Heiß stieg es im Innern des Präsidialisten auf und schrie nach einer Tat. Er dachte einen Augenblick daran, den Briefbeschwerer zu Boden zu schmettern, um den Schläfer zu wecken. Er schwankte. Doch nur einen Augenblick. Dann siegte die Tradition. Er konnte sich zu einer rohen Zweckhandlung nicht entschließen. Der Minister an seiner Stelle hätte es vielleicht getan. Doch er vermochte es nicht. Geräuschlos kehrte er in sein Zimmer zurück.

Der Telefonruf erklang: „Alfons, es ist fünf Uhr...!“

„Leider wahnsinnig beschäftigt. Minister, Parlament, Staatsverträge... vielleicht um sechs Uhr... hallo...“

Doch er hatte bereits das unheilvolle Knacken vernommen; drüben war kein Ohr mehr bereit, seinen Worten zu lauschen. Das bedeutete das Ende.

So entschied der Schlaf eines Ministers über das Schicksal einer Liebe... Das ist viel vom Standpunkte des empfindsamen Gemütes, jedoch unendlich wenig im Vergleich zu den Verheerungen, die ein Minister im wachen Zustande anzurichten vermag. Natürlich nur in Spanien, dem Schauplatz dieser Geschichte.

Bücher von Gott und Ewigkeit.

Bücher von Gott und den Wegen zu der Harmonie mit dem Unendlichen, wer von uns Menschen stände wohl auf so festem Boden, daß er sich rühmen könnte, sie nicht lesen zu brauchen und . . . zu beherzigen? „Herr rede du allein — Im tiefsten Stillesein — Mit mir im Dunkeln“ das alte Wort rauscht über dem Roman „Verborgenheit“ von Helene Christaller (Strecker und Schröder-Verlag, Stuttgart) und läßt uns mitten in der Unrast des Alltags Weihestunden erleben, dessen Glocken noch lange in der Seele wiederklingen. Wie der Schriftsteller Tobias, müde von dem „Ungeheuer Stadt“ in die Einsamkeit eines Waldhäusleins flüchtet, und in der Zwiesprache mit der Natur innere Wunder erlebt, so glückesdurchrauschte Wunder, daß er nicht einmal staunen würde, in der Weihnachtsnacht das Jesuskind nackend und frierend in den Tannen zu finden und es unter seinem Mantel am Herzen zu erwärmen. Wie das Wissen von der Unsterblichkeit der Seele mehr und mehr Raum im Körperlichen einnimmt, das erzählt die Dichterin zart und fein wie der Waldvogel ihrem Helden selbst. Erkenntnisse, die im Leiden aufblühen, werden auch hier zum Licht für andere, die in der Dunkelheit den Weg suchen müssen. Das Hohelied der Liebe klingt in vollen Akkorden über die Blüte der Erfüllung fort in den heiligen Kelch der Entsagung, und aus der Verborgenheit strömt himmelhoch das Opferfeuer des alternden Mannes für sein „Marienkind“. —

Im gleichen Verlage erscheint auch der Roman eines deutschen Seelenmenschen „Suso“ von Ludwig Diehl, von dem mir eine leidgeprüfte Frau erzählte „es war mir beim Lesen, als hätte jemand in meinem Herzen ein Fenster geöffnet und viel Sonnenlicht hereingelassen“. Es ist ein Lebensbild des im 13. Jahrhundert auf Erden wandelnden Mystiker Suso oder Seuse, mit Dichteraugen gesehen. Wie der Prior eines Dominikanerklosters nach strengster zehnjähriger Askese wieder zu den Menschen, den Blumen und den Tieren zurückkehrt, wie Freundschaft und Liebe in edelster Form seine Seele erfüllen, und Zeichen und Wunder ihm die Gottgewollte Heiligkeit seiner Mission auf Erden zur strengen Pflicht an sich selber stempeln, wieviel Besinnen bringt uns das alles in die besinnungslose traurige Gegenwart. —

Zu den Büchern von Gott und Ewigkeit, von der Seele und ihrer Heimat, die Licht in dunkle Wege tragen, gehören auch die Sonntagslesungen von Leo Wolpert (Verlag Herder & Co., Freiburg i. Breisgau) „Unterwegs zur Heimat“. Ohne besondere konfessionelle Einstellung wird hier in neuen Bildern und Gedankengängen eine weise Lebensführung geboten, die zu Lichtzielen führt und zu jenem Frieden, der stärker ist alle Stürme der Erde, die uns erschüttern und zerstören wollen. Und wenn das 38. Kapitel „Sei barmherzig“ mit dem Verse schließt: „Siehst du ein Menschenleid am Weg — so weiche. nicht zur Seite aus — Die Menschenliebe ist der Steg — der sicher führt ins Vaterhaus“ so braucht der lusterfüllte Mensch nicht skeptisch zu lächeln, sondern er denke einmal darüber nach, wie diese Bücher von Gott gerade heute mehr denn je gelesen werden müssen, um im Taumel des Erwerbs und in der Gier zur Freude, nicht das Blumenbeet des Nächsten grausam zu zertreten.

Auch die Seelen- und Schicksalslehre von Hans Künkel „Die Sonnenbahn“, die mir zufällig in die Hände kam (Eugen Diederichs Verlag, Jena) rechne ich zu einem der besten Gottesbücher, die in neuerer Zeit zu uns sprechen. Es ist eine Philosophie der Astrologie auch für Laien, eine ganz neue und wundervolle Art, uns die Gestirne als Führer über den Schicksalsweg der Seele glaubhaft zu machen. Die „Lebensrose“, deren Blütenblätter unser Schicksal in sich tragen, durch den Merkur-, Venus- Mars- und Jupiterring bis in den Kelch des Saturn, durch dessen Leidenstiefe nur allein wir endlich in die Sonnenbahn zu höchster Erkenntnis der Unendlichkeit kommen können, ist für mich ein so hehrer und einleuchtender Begriff von den sieben geistigen Sphären einer vorgeschriebenen göttlichen Ordnung, daß ich immer wieder über diesen Blättern sinnen muß und tasten, und immer wieder mehr am Menschen viel Unmenschliches verstehen lerne. . .

Ich weiß —

Ich weiß, du rufst nach mir,
Wenn Sommerduft verhaucht
Und blaue Dämmerung
Die Welt in Wunder taucht

Ich weiß, du rufst nach mir/
Im tiefen Sternentraum,
Wenn goldene Mondenglut
Fließt über Berg und Baum.

Und ich? Ich hör den Ruf
Und sehne mich so sehr — /
Doch finde ich den Weg
Zu dir zurück nicht mehr.

Kaethe Schulken.

Theater

Bielitzer Stadttheater.

Die Eröffnung der Bielitzer Theatersaison steht vor der Türe. Der neue Leiter des Stadttheaters, Direktor **Ziegler** — bisher Volkstheater, Wien — ist in Bielitz zur Uebernahme der Geschäfte eingetroffen. Die Theatergesellschaft hat nun auch die Zusicherung der Erteilung der Einreisebewilligung für die neuen Mitglieder des Stadttheaters erhalten und es werden in einer in den nächsten Tagen stattfindenden Sitzung alle die kommende Saison betreffenden Fragen behandelt werden.

Künstler ohne Resonanz.

Ein tragisches Problem.

Von Dr. Erwin Stranik.

Zu den tragischesten Momenten im Leben eines Künstlers gehört unstreitig jenes, in dem der Schaffende erkennt, daß die von ihm geleistete Arbeit im Publikum keinen genügend großen Widerhall findet und seine Produktion, oft die Frucht angestrengtester geistiger Tätigkeit mehrerer Jahre, übersehen wird, und ohne Resonanz bleibt. Gegen diesen Ausfall der erhofften Wirkung, gleichgültig, ob er sie im zustimmenden Sinne erwartete oder nur in einem debattierenden Für und Wider, steht ihm kein Mittel zur Verfügung, das eine Korrektur des Falles zur Folge haben könnte, ist ihm keine Handhabe gegeben, sein übersehenes Werk doch noch in den Blickpunkt allgemeinen Interesses zu rücken. Der Schriftsteller, der einen zündenden Essay, eine packende Novelle oder einen tiefschürfenden Roman veröffentlicht hat, ohne daß — nicht etwa die Kritik, sondern die allgemein literaturbeflissenen Kreise — davon Notiz nahmen, kann seine Arbeit als zum großen Teil verloren betrachten. Der Dramatiker, dessen Tragödien zwar aufgeführt, aber niemals populär werden, wird von den Fesseln der kleinen Gemeinde, die allein ihn hält, mehr gewürgt als gefördert, der Komponist, der eine Symphonie zur Aufführung bringt, aber seine Musik im leeren Saal verschweben sieht, hat die Krämpfe zeugender Stunden umsonst erlebt und erlitten — der Maler, der Bildhauer, an deren Produkten achtlos die Besucher der Ausstellungen vorübergehen, schaffen ins Nichts — sie alle sind dazu verdammt, zu leiden und schmerzhaft ihre Ueberflüssigkeit zu erfahren, ohne daß für diese wirklich ein stichhaltiger Grund vorhanden wäre. Denn weit besser würde es für alle diese Menschen gewesen sein, wenn man sie abgeurteilt, ihre vermeintlich wichtigen Schöpfungen (natürlich sofern dies möglich) als aufgeblasene Stümpereien entlarvt hätte, als daß man sie einfach bei ihrem Erscheinen übersah und auch weiterhin nicht beachtete, über die Köpfe ihrer Meister hinweg anderen Produkten sich zuwendet.

Die Geschichte solcher resonanzloser Künstler und Philosophen hat noch keiner geschrieben; ihr Martyrium vor aller Welt darzulegen, würde sicher mehr als eine literarische Ehrenpflicht bedeuten; denn die Tatsache, daß viele Jahre später oft noch die im Anfang gleichgültig Uebersehenen zum Gespräch des Tages wurden, ändert nichts an der Erkenntnis, wieviel die Mitwelt an ihren Produktionen gesündigt, indem sie ihr Werben um Beachtung kurzweg und ohne sich Gewissensbisse zu machen, verwarf.

Anton Bruckner fand für seine mächtigen Symphonien nicht nur kein Verständnis der Fachkreise, er fand vor allem auch kein Publikum dafür; Otto Wagner, der genialste Baumeister neuester Zeit, mußte die meisten seiner Pläne unausgeführt bleiben sehen; er gewann zwar die ersten Preise, aber minderwertigere Arbeiten wurden (wie der Bau des Wiener Kriegsministeriums etwa deutlich beweist), seinen eigenen Schöpfungen vorgezogen. Goethes „Iphigenie“ wurde bei ihrem Erscheinen ebensowenig beachtet wie die erste Gesamtausgabe des „Faust“. Kleists bei Cotta verlegte Dramen konnte man im ersten Tausend noch nach seinem Tode erhalten, einem Roman von ihm brachte die Mitwelt derart geringes Interesse entgegen, daß das Manuskript sogar verloren ging, von seinen Dramen sah er selber nicht nur keines aufgeführt, sondern mußte sogar erleben, daß Goethe durch eine ganz unmögliche Regie seinen „Zerbrochenen Krug“ zum Durchfall brachte; seine „Hermannsschlacht“, von der er schrieb, daß er sie den Deutschen schenke, wenn sie sie nur spielten, wollte trotzdem keiner; bei Vorlesung seines ersten Dramas „Die Familie Schroffenstein“ bogen sich die Zuhörer vor Lachen auf ihren Sitzen, so daß er in der Rezitation nicht fortfahren konnte. Grillparzers Lustspiel „Weh' dem, der lügt!“ fand nicht die geringste Resonanz bei seiner Erstaufführung, so daß der verbitterte Dichter alle späteren Stücke überhaupt nicht mehr veröffentlichte, sondern in seinem Schreibtisch als Manuskripte liegen ließ; Bernard Shaw galt viele Jahre als eine literarische Kuriosität, die populär zu machen, geradezu unmöglich schien; in England nimmt man ihn auch heute noch als einen verschrobenen Exzentriker und zu seinem siebzigsten Geburtstage erschienen in den verschiedensten Blättern durchweg mehr despektierliche als verehrende Artikel — während die übrige Welt ihn einstimmig als einen der größten intellektualistischen Dichter aller Zeiten feierte. Georg Brandes, lange schon eine Weltberühmtheit, blieb in seiner nordischen Heimat stets weiter verkannt, galt nicht mehr als ein Durchschnittskritiker, den man nicht für würdig befand, eine öffentliche Lehrkanzel zu bekleiden. Anton Wildgans, dessen „Sonette an Ead“ heute zu den gelesensten Büchern gehören, brauchte Jahre, bis das erste Tausend dieser wundervollen Gedichte abgesetzt war, und Alfred Döblin, dessen literarische Bedeutung über alle Zweifel erhaben ist, fühlt sich selber heute noch als ein Dichter ohne Publikum, ein Künstler ohne Resonanz, obwohl seine Werke in den vornehmsten Verlagen erscheinen und die Kritik nicht müde wird, sein Schaffen zu beleuchten; Nietzsche mußte seinen Zarathustra im Selbstverlag veröffentlichen, Langbehns Aufsehen erregendes Rembrandt-Buch wurde nur gegen vorherigen Erlag der Kosten gedruckt und Schopenhauers „Farbenlehre“ wurde bei ihrem Erscheinen so wenig beachtet, daß ein berühmter nordischer Professor sogar es wagte, diese Studien einfach abzuschreiben und als seine eigenen herauszugeben. Erst als das Plagiat aufgedeckt wurde, rückte auch Schopenhauers Originalarbeit ins richtige Bild.

In all diesen Fällen hat spätere Erkenntnis des Wertes anfänglich nicht in Betracht gezogener Schöpfungen eine Korrektur durchgeführt, die mit einer Rehabilitierung der Achtung, die der Künstler sich selber haben mußte, um überhaupt vor die Oeffentlichkeit treten zu können, engstens verknüpft war. Aber in der schließlichen Würdigung vergaß man stets die lange Zeit der Nichtschätzung, der Demütigung, die man dem endlich Gefeierten anfänglich reichlich zuteil werden ließ. Man übersah — und übersieht noch heute —, daß eine Arbeitsleistung, die ohne Resonanz bleibt, gerade das Gegenteil ihres eigentlichen Zwecks — zu neuer Tüchtigkeit anzuspornen — erreicht. Künstler, denen kein Kontakt mit dem Publikum möglich ist, verbittern, ändern ihr früher meist positiv gestimmtes Weltbild ins Pessimistische, gehen der Liebe zur Mitwelt verloren, werden verschlossen und haßvoll. Ihre Gefühle gleichen denen von Menschen, die mit Geschenken zu Freunden gekommen sind, deren Gaben jedoch niemand will. Unersetzliche Güter an aufbaufähiger Kraft ersticken im Keime.

Darum sollte die kunstliebende Menschheit immer auch an den Künstler denken, nicht nur an sich selber; jedes Werk, das man ihr vorstellt, ist die Frucht ungezählter schmerzensreicher Stunden, ist Bekenntnis einer ringenden Seele — ob es im Augenblick den Betrachter oder Leser interessiert oder nicht —, Respekt sollte er jedenfalls davor haben und das Gefühl der Verpflichtung ihm gegenüber nicht mit einem Achselzucken darüber hinwegzuleugnen suchen. Nur so kann das Leid der vielen „Künstler ohne Resonanz“ gemildert und schließlich vielleicht sogar ganz beseitigt werden.

Rosa Poppe. Am 4. September beging Rosa **Poppe**, die einstige gefeierte Heroine des Königlichen Schauspielhauses Berlin, ihren 60. Geburtstag. Sie stammt aus **Budapest** und trat noch sehr jung in ihrer Heimatstadt und im Wiener Karltheater auf, wo sie zuerst in Operetten spielte. Ihrer ganzen Anlage und Erscheinung nach zur Heroine und Tragödien bestimmt, hatte sie bald Gelegenheit, auf diesem ihrem eigensten Gebiete in Hamburg zu wirken. Von dort aus kam sie 1889 an das Berliner Schauspielhaus. 25 Jahre hat sie hier die Idealfiguren klassischer Dichtung verkörpert und besonders als Sappho, Medea, Maria Stuart, Kriemhild, Orsina und Judith Triumphe gefeiert. Die Sappho wählte sie auch zu ihrer Jubiläumsvorstellung im Mai 1914. Bald darauf zog sie sich von der Bühne zurück und trat nur noch anläßlich einer Wohltätigkeitsvorstellung 1920 an die Oeffentlichkeit. Mit jener bedeutenden Epoche des Schauspielhauses, die durch die Namen Matkowsky, Amanda Lindner, Vollmer u. a. gekennzeichnet wird, bleibt Rosa Poppe als die letzte große Heroine alten Stils auf immer verbunden.

Wiener Staatstheater. Im Wiener Staatstheater wurde die erste Neuheit, die Komödie „Im Wirtshaus zum Pechvogel“ von Ashley Dukes, deutsch von Felix Salten, für Samstag, den 10. September, festgesetzt. Ashley Dukes hat der ersten Aufführung beigewohnt. Auf diese Neuheit folgt im Burgtheater Ende September die Neuinszenierung zu Shakespeares „Troilus und Kressida“ in der neuen Uebertragung von Hans Rothe. Die Regie führt Direktor Herterich, die dekorative Ausstattung wurde Professor Oskar Strand übertragen. In der ersten Hälfte Oktober wird Strindbergs Komödie „Rausch“ im Burgtheater zur ersten Aufführung kommen. Die Regie führt Raoul Aslan, die Dekorationen werden von Professor Remigius Geyling entworfen. — Mitte Oktober folgt „Narciß“ nach A. E. Brachvogel, frei gestaltet durch Gustav Davis. — Im Akademietheater gelangt als erste Neuheit dieser Saison eine neue Komödie von Klabund „X Y Z“ zur Uraufführung. Die Regie führt Hans Brahm, die Hauptrollen spielen Karola Neher, Raoul Aslan und Otto Treßler.

*

Das Pariser Gastspiel der Wiener Oper. Die Verhandlungen betreffend das Pariser Gastspiel des Wiener Operntheaters, das im Juni nächsten Jahres stattfinden soll, sind nunmehr endgültig abgeschlossen worden. Die vorläufig berechneten Spesen betragen mindestens drei Milliarden Kronen, da hundertachtzig Mitglieder der Wiener Oper, darunter die Philharmoniker mit ihren Instrumenten die Reise nach Paris mitmachen und auch die Dekorationen mitgeführt werden. Für den Transport werden zwei Sonderzüge notwendig sein.

*

Für das Frankfurter Schauspielhaus, das im November dieses Jahres sein 25jähriges Jubiläum feiert, erwarb Intendant Weichert folgende Uraufführungen: Paquet: „William Penn“, P. E. Hahn: „Kadebrechts Meineid“, Zuckmayer: „Schinderhannes“, Lernet-Holenia: „Erotik“, Capek: „Der Räuber“, Georg Kaiser: „Der neue Blanchonnet“, Hofmannsthal: „Turm“, S. Guitry: „Mozart“, Vildrac: „Der Verarmte“, von Hartz: „Der ungeglaubte Gott“, Stolze: „Fettmilch“.

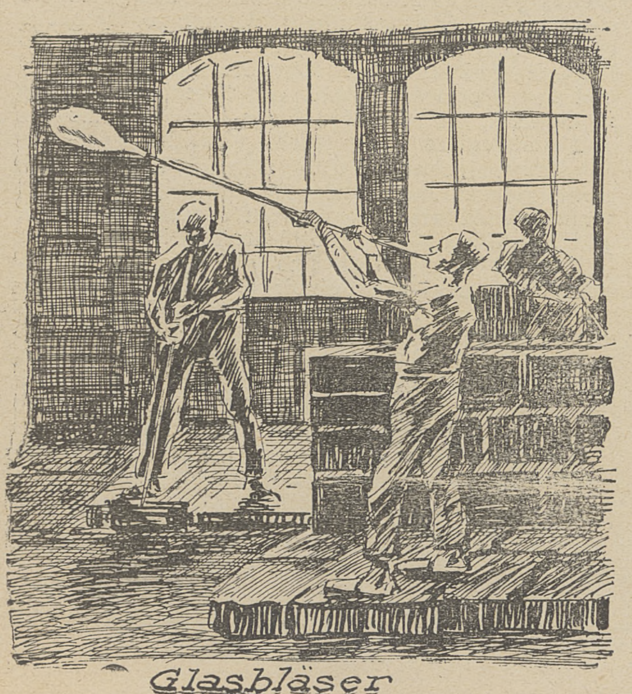
Eine Deutsche Dichterwoche wird von der Deutschen Theaterausstellung in Magdeburg in der dritten Septemberwoche veranstaltet. An jedem Abend wird ein namhafter deutscher Dichter über sein Werden sprechen und aus seinen Dichtungen vorlesen. Ihre Mitwirkung haben bisher zugesagt: Ludwig Fulda, Wilhelm Schmidtbonn, Walter v. Molo, Wilhelm v. Scholz, Herbert Eulenberg und Walter Hasenclever.

Neunzigjähriger Bestand des ungarischen Nationaltheaters. Das ungarische Nationaltheater, die erste Bühne des Landes, blickt in der kommenden Saison auf einen neunzigjährigen Bestand zurück. Dieses Datum fällt mit der hundertsten Jahreswende des Romantizismus in der ungarischen Literatur zusammen. Aus diesem Anlasse wird das Theater die bedeutendsten Schöpfungen der ungarischen romantischen Dramenliteratur wieder aufleben lassen. Mit großem Interesse sieht man der Erstaufführung des „Kossuth“ betitelten geschichtlichen Schauspiels aus der Feder des ehemaligen Finanzministers Roland v. Hegedüs entgegen. Im Zusammenhange mit dem neunzigjährigen Jubiläum des Theaters wird im Prunksaal des Nationalmuseums eine Theaterausstellung veranstaltet, die die Grundlage des Museums des Nationaltheaters bilden wird.

Experimente. Das vielumstrittene Experiment, Hamlet im Smoking zu spielen, scheint doch manche fruchtbare Anregung zu bergen. So wurde jetzt am Chemnitzer Stadttheater „Viel Lärm um nichts“ im Jumperkleid und Faschistenuniform gegeben. Oberregisseur Ludwig Seipp fügte die Anmut und den unsterblichen Humor Shakespeares mit künstlerischer Sicherheit ins Gegenwärtige und es wurde aus dem alten Lustspiel ein Zeitbild, das moderner und schlagender wirkte, als viele heutige Stücke. Man glaubte, die Jugend von jetzt vor sich zu sehen, die flirtet, tanzt, wegen nichts und wieder nichts lärmt, um sich schließlich, ewigem Gesetze folgend, zum Ehebund zu vereinen, denn „die Welt muß bevölkert werden“. Die Fülle witziger Einfälle des Regisseurs trug dazu bei, das Publikum widerstandslos in hellem Jubel mitzureißen.

Lebensgefährliche Berufe

Was wissen wir, denen das Tagewerk friedlich verläuft, wir, die wir auf dem Stuhl hocken, in Wald und Feld, hinter dem Ladentisch, jedenfalls im sicheren Hause und abseits der Gefahren die Hände rühren, von jenen Gefahren, die immer und überall die umlauern, deren Arbeit vielfach so scheinbar angenehm verläuft, aber angesichts des Todes vollbracht wird? Es gibt so viele Berufe, die hineingehören in das große Arbeitsnetz der modernen Wirtschaft, in den Alltag des Geldverdienens, die wir vielfach gar nicht kennen, vielfach gar nicht beachten, und die dennoch, wenn das Rad der Wirtschaft rollen soll und wir alle leben wollen, ausgeübt werden müssen. Die aber, die sich diesen Berufen zuwenden, sind sich völlig klar darüber, wie schwer und gefahrvoll sie ihren Lohn verdienen. Schauen wir uns um. In allernächster Nähe klettern Bauhandwerker auf hohen Gerüsten. Kinderleicht, nicht wahr? Unsere Buben machen es ebenso. Sie sind nicht zu halten. Kein Gerüst, kein Baum ist ihnen hoch genug. Aber die Arbeit jener ist die Arbeit mit dem Verhängnis an der Seite. Vielleicht nicht, wenn die neuen Bauvorschriften beachtet werden und alle Sicherheiten getroffen sind. Indessen: der hohe Turm muß ausgebessert werden, die Glocken der Kirche haben Schaden genommen. Hohe Krane tauchen in den Himmel, hohe Funktürme suchen in den Wolken und sie wollen erbaut, ausgebessert werden. Kaum sichtbar sind die Arbeiter auf ihnen. Hier gibt es so wenig Sicherheiten wie für den Schiffer, der am Mast hängt und das Segel rollt. Die Kühnen nur und Schwindelfreien wagen sich hinauf. Sie wissen: jeder Schritt kann den Tod bedeuten, jeder Fehlgriff der Absturz sein. Sie arbeiten dennoch um das tägliche Brot und werden selbstverständlich bewundert von den Menschlein, die von unten die Augen erheben ob dieser Kühnheit, angesichts der Gefahren.



Glasbläser

Nicht immer so sichtbar sind alle lebensgefährlichen Berufe. Viele spielen sich verborgen ab. Unter der Erde, wo ein Wetter den Stollen verschütten, die Menschen überraschen und töten kann, in der Fabrik, wo giftige Gase leicht entstehen, wenn ein tückischer Zufall es will. Selten vergeht ein Tag, der nicht von einer Katastrophe erzählt, der einer oder viele zum Opfer fallen, die vielleicht bis zum Augenblick des Unglücks gar nicht wußten, daß auch sie einen lebensgefährlichen Beruf erwählt hatten. Hunderte, Tausende tun täglich den gleichen Handgriff, der nächste macht ihn ungeschickt, und das bedeutet seinen Tod. Am seidenen Faden hängt das Leben gar vieler, ist von Gefahren umlauert. Geht man auf der Straße, kann leicht ein Auto die Steuerung verlieren und einen ins Jenseits befördern, kann das Gesims der an und für sich vernachlässigten Häuser herabstürzen und einen tödlich treffen. Schnell tritt der Tod den Menschen an! Freilich, wir wissen es wohl, aber wir rechnen doch nicht mit der Möglichkeit, daß gerade uns Unheil droht. Jene aber, deren Arbeit Gefahr bedeutet, haben besonderen Mut. Sie gehen morgens zu ihrer Tätigkeit und nehmen Abschied von den Ihren. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen! Man hat auch darüber eine Statistik aufgestellt, wie viele Menschen täglich dem Tode ins Auge sehen und dennoch pflichtgetreu ihre Arbeit verrichten. Ich weiß nicht mehr, wie hoch die Zahl war. Groß jedenfalls. Aber Tausende sind es, die sich täglich zum Ringkampf mit dem Tode stellen.

Und wir nehmen völlig achtlos im täglichen Leben die Gegenstände, die sie in ständiger Gefahr schaffen, zur

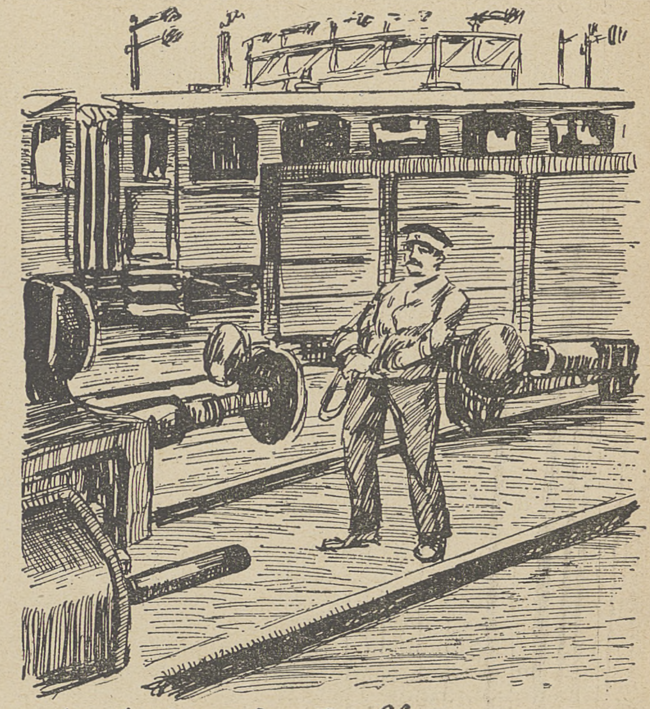
Am Dampfhammer

Hand, denken nicht an sie, finden keine Ursache, uns mit dem Woher zu beschäftigen.

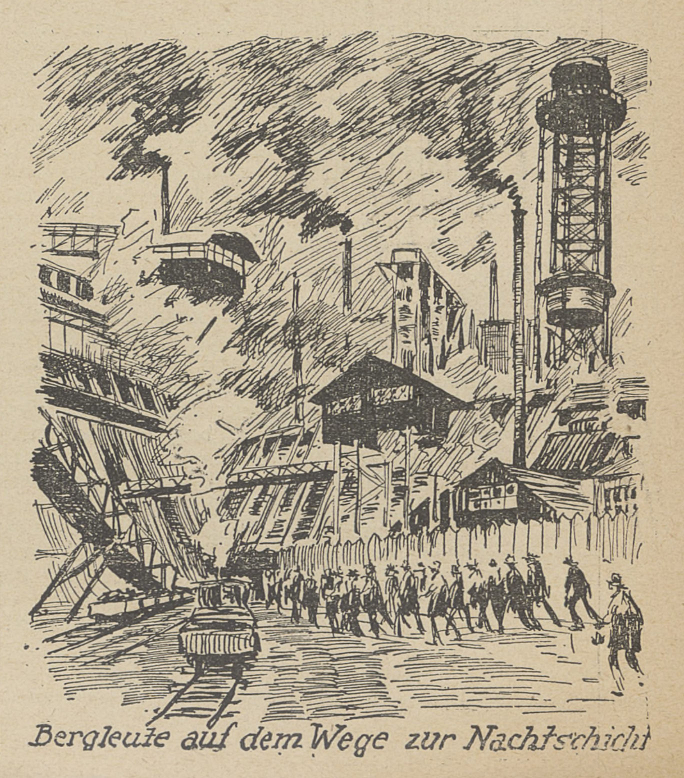
Lebensgefährliche Berufe hat es ja freilich immer gegeben. Packt Zaghaftigkeit den einen, so tritt der andere an seine Stelle und wagt's. Weshalb soll gerade ihn das Schicksal ereilen? fragt er.

Gewiß gibt es auch viele Fatalisten unter denen, die im Kampf um das tägliche Brot und angesichts des Todes ihre Arbeit verrichten. Kommt das Unglück, sie wissen's nicht mehr. Sie verdienen alle Hochachtung, just wie die Artisten, die uns immer wieder zeigen wollen, welchen Mut sie besitzen, an sekundenlangen Griff und blitzschnelle Geistesarbeit ihr Leben zu hängen.

Wir bewundern sie immer wieder, wenn sie uns beweisen, daß sie es wagen, halsbrecherische Kunststücke auszuführen, die dem simplen Laien ein Schaudern einflößen. Aber wir denken nicht so viel an die aber Tausenden, die täglich ihre Arbeit mit ebensolcher Geistesgegenwart, Geschicklichkeit, Ausdauer, Kraft verrichten, und die verloren sind, wenn ihre gewissermaßen artistische Arbeit ein einziges Mal nicht ganz exakt, nicht peinlich und gewissenhaft von der Hand oder aus dem Kopf geht. Schauen wir uns um. Überall sehen wir die Artisten der Arbeit, jene Helden, die das Maschinenwerk des Lebens mit in Gang halten helfen, indem sie ihr Leben aufs Spiel setzen. Alte und Junge sind's, Männer und Frauen aus allen Schichten und Kreisen. Der Tod kann überall Auswahl halten, in der chemischen Fabrik, auf den Eisenbahnschienen. Er kann und er tut es auch, heute hier, morgen dort. Einer opfert sich nach dem andern. Und wenn sie ihr Tagewerk vollbracht haben, dann dehnt sich ihre Brust: Leben! Sie sind wieder Menschen, fern der Gefahr, die erst am nächsten Tage auf sie wartet. Helden sind sie in ihrer stillen Tätigkeit, Helden, die wenig von den Gefahren sprechen, die sie umgeben. Redeten sie mehr, würden wir andern nicht so ganz verwundert tun, daß es „so etwas" überhaupt gibt. Der Menschengeist aber strebt zur Vollendung. Er sucht höher und höher zu steigen, tiefer und tiefer zu dringen. In der Größe der Vollendung aber liegen die Arbeiten, die Gefahren bringen. Bei einigen technischen Wundern schob man dem Sport, der ja viele Menschen frißt, die Probe zu, bis man Sicherheit fand und den sporterprobten Zweig ins tägliche Leben spannte. Nicht immer aber können Sportler den Weg bahnen und die Probe machen. Erfindung und Technik bringen Dinge, die zur Vollendung den Arbeiter wollen, der sein Leben in die Schanze schlagen muß, hier, um eine Produktion zu ermöglichen, dort, um ein Räderwerk zu errichten, das vielen das Leben erleichtern soll. Um Millionen vielleicht einen Handgriff zu sparen, fordert eine Erfindung, daß Tausende mit dem Tode ringen. Des einen Gefahr ist des andern Bequemlichkeit.



Zwischen den Puffern.



Bergleute auf dem Wege zur Nachtschicht

Musik

Vergangenheitsfragen und Gegenwartsaufgaben der Kirchenmusik.

Bei B. Filser, Augsburg, hat Anton Ursprung in einem kaum 80 Oktavseiten umfassenden Büchlein über die Restauration mit Palestrina-Renaissance in der katholischen Kirchenmusik der letzten zwei Jahrhunderte eine überraschende Fülle an Fragen, Perspektiven, Untersuchungen und Ergebnissen veröffentlicht, die mit einem Ernst sachlicher Aufschließung und gründlicher Durchdringung dargeboten werden, die sofort den allseitig erfahrenen, tiefschürfenden und scharfdenkenden Forscher verraten. Mancher wird staunen, mit welcher Mannigfaltigkeit hier ein Problem aufsteigt, dessen Bewältigung vor ungeahnte Aufgaben und Ziele stellt. Groß war die Vergangenheit, aber vielleicht größer noch eröffnet sich der Kirchenmusik eine Zukunft höchster Entfaltung und neuerkämpfter, neubelebter Form.

Nicht minder bedeutsam sind auch Ursprungs entwicklungsgeschichtliche Rückblicke auf die letzten 200 Jahre. Man wird in Zukunft eine Unmenge von Irrtümern und Schiefheiten der Anschauung über diese Zeit füglich nicht mehr aufrecht erhalten können. Ursprung unterzieht sie einer gründlichen Korrektur, nachdem die bisherige Beurteilung namentlich allzu einseitig unter Tendenz des Cäcilianismus stand, was eine Art der Monopolisierung zu seinen Gunsten zur Folge hatte. In Wahrheit reichen die Restaurationsbestrebungen weit über Regensburg hinaus in eine frühere Zeit, wie auch die mannigfachsten Seiten sich in das Verdienst der Bewegung teilen: München und Wien, Katholiken und Protestanten, Klassizismus und Romantik, Naturalismus und Historismus. Die Verdienste des Cäcilismus verneint Ursprung damit keineswegs. Sie bleiben ihm unbestritten, wenn auch daneben Schatten und Schwächen aufgedeutet werden, deren nachteilige Folgen nicht wegzudeuten sind.

So zeigt Ursprung ein lebendiges, farbenreiches Bild der verschiedenartig ausgewirkten Kräfte. Und neben seinen historischen, entwicklungsgeschichtlichen Auseinandersetzungen treten ästhetische, stilkritische, liturgische, theologische, literarische und ethische Einbeziehungen, kurzum ein Reichtum der Betrachtung, der mit universeller Erfassung und Gründlichkeit einen noch wenig erhellten, vielfach verwirrten Fragenkomplex der Vereinigung entgegenführt. Im übrigen wäre noch bei Behandlung des Wagnerschen Einflusses auch darauf hinzuweisen, wie in der Gesamtauffassung der Messe die Grundeinstellung eines Dramas über Gebühr in den Vordergrund rückt, zu ungunsten des supranaturalistischen, symbolischen Charakters eines Opfermysteriums. Das Mischlicht in der Beurteilung von Liszts kirchenmusikalischem Streben gründet sich immer wieder auf Graner- und Krönungsmesse, zwei Werke, die ihrer ganzen ursprüglichen Gegebenheit nach absolut als Ausnahmen gewertet sein wollen, nicht aber als eine typische Form die Liszts eigentlichem Ideal entsprochen hätte, das abseits von diesen Prunkmessen zu suchen ist.

Was ist uns Weber?

Der im Verhältnis zu Webers Persönlichkeit fast beschämend still verlaufenen Säkularfeier im Vorjahre verdanken wir nun auf dem Büchermarkt einige seinem Gedächtnis geweihte Gaben, unter denen Ernst Reiters Schrift: „Was ist uns Weber“ mit zu den wertvollen Bereicherungen zählt. Hier spricht einer, der mit scharf-spürender Hingabe einen tieferen Einblick in Webers Geist und Anschauung genommen hat. So vermag er einen gewichtigen Beitrag zur Erhaltung seines Wesens, seiner ethisch-ästhetischen Haltung, namentlich im Hinblick auf Opernideal und Zeitgeist, zu bieten, die das doch zumeist dünnblütig überlieferte und beurteilte Persönlichkeitsbild zur schärferen, plastischeren Ausprägung bringt. Weber selbst nannte sich ja einen „denkenden“ Künstler. (C. M. von Webers kunstreiche Persönlichkeit, bei Fr. Kistner und C. F. W. Siegel, Leipzig).

Ueber hundert Jahre sind seit dem Tode des Meisters verflossen und noch immer entbehren wir einer Gesamtausgabe von Webers Briefen, obwohl seine Korrespondenz (einschließlich ihres literarischen Wertes) nach den verschiedenen Richtungen hin ein mannigfaltiges Interesse beansprucht und ein höchst ergiebiges Quellenmaterial bietet. Den wenigen vorhandenen Einzelsammlungen schließt sich nun eine Weitere an, um deren Herausgabe sich Dr. Leopold Hirschberg verdient gemacht hat. Es handelt sich um 62 Briefe Webers aus den Jahren 1800—25 an seinen Verleger, nebst 15 Briefen an die ihm befreundete Berliner Familie Türk. Sie zerfallen also gewissermaßen in einen „geschäftlichen“ und in einen „gemütlichen“ Teil, womit nicht gesagt sein soll, daß ersterer nicht auch seine vertrauliche, menschlich-mitteilsame Seite hätte. Die Sitte jener Zeit liebte auch in geschäftlichen Dingen eine behaglichere Breite und vollends die dank ihrer Liebenswürdigkeit im Umgang allseits geachtete Persönlichkeit des Meisters weiß auch hier in anziehender und anregender Art zu schreiben.

So wird man gerne nach den Briefen greifen, die für die Kenntnis des Menschen und Künstlers dankbare Einblicke gewähren, besonders auch, weil die textliche Wiedergabe zusammen mit den Erläuterungen sorgfältige und gediegene Arbeit verrät. (Siebenundsiebzig bisher angedruckte Briefe C. M. von Webers, bei F. W. Gador & Sohn, Hildburghausen.)

Die Reaktion Taubgewordener auf Musik.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Verlust eines Sinnes gewöhnlich zu einer Steigerung des anderen führt. Es scheint, daß die Natur den Unglücklichen, dem das Schicksal eine Welt zerschlagen hat, dadurch entschädigen will, daß sie ihn die Welt, in der er lebt, feiner, tiefer, differenzierter erfassen läßt als seine hörenden Mitmenschen. So sind beim Blinden Tast- und Gehörsinne unerhört geschärft. Eine ähnliche Entwicklung zeigt sich beim Tauben. Seine wirksamen Sinne erleben eine überaus große Verfeinerung des Auffassungsvermögens. Das Auge ist imstande, Dinge zu sehen, die der vollsinnige Mensch entweder gar nicht oder nur oberflächlich wahrnimmt.

Können Taube hören? Das Organ des Reichsverbandes der Taubstummenvereine Oesterreichs, die „Taubstummen-Rundschau“, berichtet von eigenartigen Reaktionen Taubgewordener auf Musik. Gerhard Hechner, der, bevor er taub war, äußerst musikalisch war, erzählt über sein jetziges Verhältnis zur Musik. Die Taubheit hat eine ungewöhnliche Verfeinerung seines Tastgefühls am ganzen Körper hervorgerufen, besonders in den Fingerspitzen. Sie geht so weit, daß er durch Auflegen der Hände an das Holz eines Klaviers, einer Orgel oder Geige die Schwingungen der Töne fühlen kann. Dabei ist sein Aufnahmsvermögen so scharf, daß er die einzelnen Töne voneinander zu unterscheiden vermag. Ferner ist es ihm in klarster Weise möglich, nicht nur den Rhythmus der Musik, sondern auch die Melodie und sogar den Geist und die Stimme des Muusikstückes zu erfassen. Ohne das Stück, das ihm vorgespielt wird, zu kennen, befähigt ihn dieses extreme Tastvermögen, auszusagen, ob es sich um die klagenden Töne der „Sonate pathétique“ handelt, oder ob die leichtbeschwingten Melodien einer Mozartschen Komposition erklingen. Er ist sogar imstande, der Erzählung einer Programmusik zu folgen. Interessant ist der Grad der Deutlichkeit, in der sich bestimmte Töne oder Tonleiter fühlen lassen. Am deutlichsten nimmt die Fingerspitze, das künstliche Ohr des Tauben, helle, hohe und tiefe Töne auf. Seltsam, daß gerade die tiefen Töne auch im leisesten Anschlag erfaßbar sind, während ein hoher Ton, der leise gespielt wird, für das Gefühl des Tauben fast verschwindet. Und dieses künstliche Ohr ist mitunter feiner als das natürliche. Selbst dann, wenn der gespielte Ton nicht mehr hörbar ist, fühlt ihn der Gehörlose aus den Schwingungen eines Resonanzbodens.

In eigenartiger Weise schildert Gerhard Fechner seine Eindrücke im Aufnahmsraum der Berliner Radiosendestelle während einer Musikvorführung.

Die berühmte Tanzkapelle Kernbach beginnt ihre Vorführung. Fechner steht bei der holzgetäfelten Wand. Starke, temperamentvolle Rhythmen heiterer Tanzmusik erklingen. Gerhard Fechner berichtet über seine Eindrücke bei der Vorführung: „Ich lege meine Hand an die Holztäfelung. Das Holz bebt, zittert. Deutlich unterscheide ich den Rhythmus, die Steigerung, alle Abstufungen kann ich wahrnehmen. Die Töne fluten gegen das Holz, bringen es zum Schwingen, geben gegen die anstürmenden Tonwellen nach. Die Schwingungen, die ich fühlte, waren viel deutlicher und stärker spürbar als sonst irgendein Instrument für mich fühlbar ist. Und es war ein wahrhafter Genuß, den Darbietungen zu folgen. Noch mehr, am ganzen Körper war die Musik fühlbar, bis in die Zehenspitzen.“

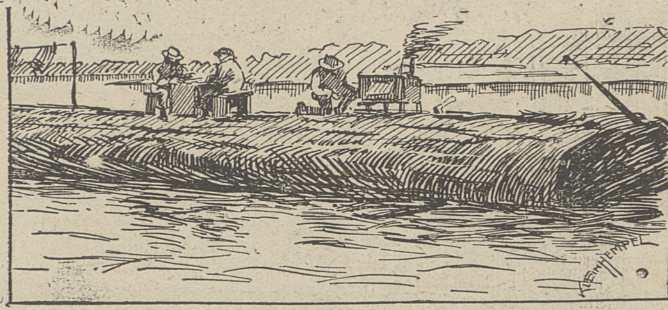
Fechner versucht, für seine Eindrücke eine Erklärung zu finden. Die starke Orchestermusik versetzt die Luft im Raum in Schwingungen. Die so entstandenen Schallwellen können sich nur so weit ausbreiten, als der Raum sich ausdehnt. Dann prallen sie an die Mauer und dieser Anprall läßt alles erschüttern, was sie an ihrer Ausbreitung in die weite Ferne hindert. Nicht nur, daß der weit über das normale Maß empfindsame Körper des Tauben befähigt ist, die Schwingungen der Lunge, welche die mit Tönen gesättigte Luft als Resonanzboden gebraucht, wahrzunehmen, gelingt es ihm auch, ihre musikalische Bedeutung zu verstehen. Diese Art der musikalischen Erfassung bringt Gerhard Fechner zu einer Vorstellung, die ein Hörender zu fassen wohl niemals imstande wäre. Er geht von folgenden Gedanken aus: Wenn eine Geige ohne Resonanzboden gebaut würde und die Seiten anstatt über ein Schalloch über eine Leiste gespannt wären, würde ihr Ton nicht so voll hörbar sein. Warum die Geige einen so besonderen Bau hat, sei eine Tatsache, die bis heute noch nicht begründet ist. Und so fragt er: „Warum ließen sich nicht in dieser Richtung Versuche machen, einen Raum zu schaffen, der den Gesetzen der Schallwellen entspricht, ähnlich der Geige, aber ins Riesenhafte vergrößert?“ Und diese Vorstellung überwältigt ihn so, daß er sich bei den Darbietungen der Kapelle in einer großen Geige zu befinden glaubt. Lange läßt ihn diese Vision nicht los. „Und als die Instrumente längst geschwiegen, den letzten Ton von sich gegeben hatten, fühlte ich noch, wie das Holz dieser großen Geige ganz leise nachzitterte...“



Ein neuer ungarischer Thronkandidat.

Emanuel Philipp, Prinz von Savoyen, Herzog von Aosta, Vetter des Königs Victor Emanuel III. von Italien, ist der ungarische Thronkandidat jener höchst einflußreichen, royalistischen Kreise in Europa, die gegen die Rückkehr der Habsburger nach Ungarn sind.

Eine vergnügliche Flußfahrt



Flösser, die sich mit allem „Komfort“ auf einem schwimmenden Baumstamm eingerichtet haben und sicherer als auf manchem Dampfer den Fluß wochenlang hinabschwimmen.

Danziger Barock

ZUM 50. GEBURTSTAGE DES SENATSPRÄSIDENTEN DR. HEINRICH SAHM.



Bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre war *Heinrich Sahm* ein kleiner Verwaltungsbeamter gewesen, mit beschränktem Wirkungskreis und nicht allzu glänzender Laufbahn vor sich. Das Jahr 1912 jedoch brachte in sein Leben eine wichtige Wendung: er wurde zum Bürgermeister von Bochum gewählt und für den vorwärtsstrebenden Mann, der nicht mit Unrecht glaubte, daß seine Fähigkeiten ihn zu einer großen Laufbahn im Kommunaldienst berechtigten, eröffnete sich nun immerhin ein Ausblick.

Sechs Jahre lang blieb Sahm auf seinem Posten in Bochum, wo er während des ganzen Krieges sich als befähigter Organisator erwies, dem die Stadt — die, wie das ganze Rhein- und Ruhrgebiet, unter dem Druck der Zeiten schwer litt — nicht wenig zu verdanken hatte.

Nach Kriegsende wurde Heinrich Sahm *Oberbürgermeister von Danzig.* Damit wäre nun vorläufig, nach menschlichem Ermessen, auf lange Jahre hinaus, seinem Anstieg eine Grenze gesetzt gewesen und er dachte sicherlich selbst in seinen kühnsten Träumen nicht daran, daß er dazu ausersehen wäre, Staatsoberhaupt zu werden: nämlich *Senatspräsident* der Freien Stadt Danzig.

Er hatte wahrlich nicht nach dieser Würde gegeizt. Als Ende Juni 1919 durch den Versailler Vertrag die Stadt Danzig gewaltsam vom Deutschen Reiche abgetrennt wurde, versuchte Sahm das Menschenmöglichste, um dies abzuwehren. Jeder eigensüchtigen Regung völlig fern, stellte er als guter Deutscher das Schicksal der ihm anvertrauten Stadt weit über sein eigenes. An ihm lag es gewiß nicht, daß in Versailles gegen alle historische Entwicklung und gegen jedes nationale Recht entschieden wurde. Immerhin gelang es Sahm wenigstens zu erreichen, daß die Pariser Botschafterkonferenz im Oktober 1920 nicht, wie ursprünglich beabsichtigt wurde, Danzig zu Polen schlug, sondern zur Freien Stadt erklärte.

Das neue halbsouveräne Gebiet, das man in das polnische Zollgebiet mit einbezog und unter polnische Eisenbahnkontrolle stellte, sah sich nun gezwungen, eine Verfassung zu schaffen und der Volkstag wählte, wie dies ja auch nicht anders zu erwarten gewesen war, Dr.-Ing. h. c. Heinrich Sahm zum Präsidenten des Senats, also zum Oberhaupt. Als solcher ist der Danziger Senatspräsident den übrigen Staatssouveränen im Range gleich geordnet.

Dr. Heinrich Sahm, dessen *50. Geburtstag* die Stadt Danzig am 12. September feiern wird, hat seinen Posten nicht als ein dekoratives Repräsentationsamt betrachtet, sondern sich während der ganzen Jahre stets unentwegt — leider war dies oft von Nöten! — für Danzig eingesetzt und einen zähen Kampf geführt. Das Vertrauen seiner Mitbürger hat dies auch anerkannt, denn Dr. Heinrich Sahm wurde nach Ablauf seiner Amtszeit neuerdings zum Senatspräsidenten gewählt, ein Beweis, daß man ihn für die weitaus geeignetste Persönlichkeit hält, um das Gemeinwesen zu leiten.

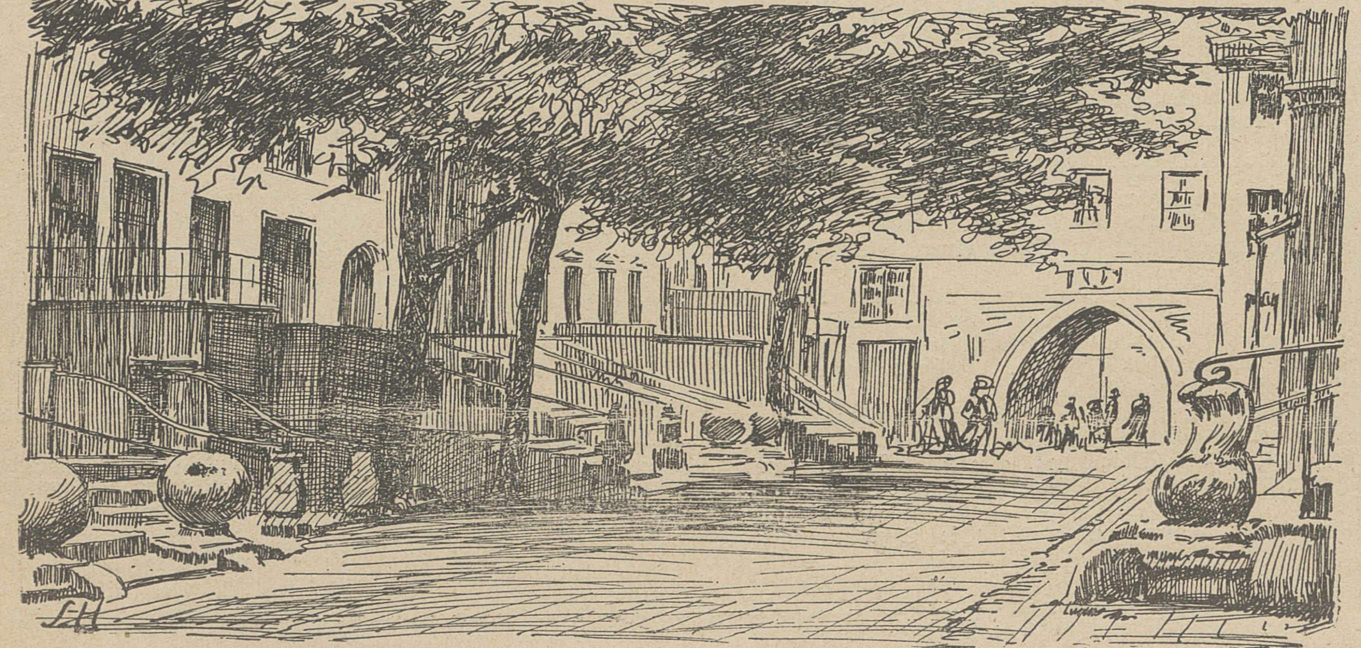
Die Wirksamkeit des Danziger Senatspräsidenten erfordert nebst Energie und Zielklarheit, großes diplomatisches Geschick, politischen Takt und Feingefühl für das Erreichbare; diese Wirksamkeit ist umso schwieriger, da Danzig überdies von einem „Hohen Kommissar des Völkerbundes“ sozusagen überwacht wird und dieser Kommissar zurzeit der Holländer T. A. *van Hamel* ist, der, wie man weiß, alles andere wie deutschfreundliche Gesinnung hegt.

Das Bestreben des Senatspräsidenten Dr. Heinrich Sahm ist begreiflicherweise darauf gerichtet, wenigstens die Freiheit Danzigs zu erhalten, wenn schon die Stadt nicht deutsch sein kann, worauf ihre ganze geschichtliche Entwicklung hinweist. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts ließen sich zahlreiche Lübecker Kaufleute und Schiffer in dieser Gegend nieder und im Jahre 1310 kam Danzig in den Besitz des deutschen Ordens, unter dessen Herrschaft der Grund zur späteren Stadt gelegt wurde. Fünfzig Jahre später trat Danzig der Hansa bei, beteiligte sich an den Kriegen des Bundes gegen die nordischen Reiche und gegen die Seeräuber, wuchs durch seinen ausgedehnten Handel sehr schnell und

Die Marienkirche, das Wahrzeichen der Stadt.

entwickelte sich alsbald zu einem der bedeutendsten Handelsplätze des Mittelalters überhaupt. So wechselvoll die Schicksale der Stadt auch sein mochten, sie hat ihren deutschen Charakter niemals verleugnet.

Nach einer Periode des Verfalls begann Danzig, Preußen einverleibt, wieder aufzublühen. Diese vollkommen natürliche Vereinigung wurde zwar durch die Napoleonischen Kriege wieder aufgehoben, in Danzig residierte Lefêbre als Herzog von Frankreichs Gnaden, später dann General Rapp als Gouverneur und erst als im Wiener Kongreß die Dinge in Europa ihre vorläufig endgültige Neuordnung erfuhren, kehrte die Stadt Danzig zu Preußen zurück.



Die *Frauengasse* hat den alten Baustil am treuesten bewahrt.

Wenn die Geschichte nicht bekundete und die Sprache der Bewohner nicht verriete, so bezeigt das Straßenbild Danzigs eindrucksvoll, daß man sich hier in einer urdeutschen Stadt befindet. Ja, vielleicht mit Ausnahme Nürnbergs, gibt es keine andere Städtesiedlung, die eine so wundervolle, uralte, an historischen Denkmälern reiche, ausgeprägte deutsche Architektonik aufwiese wie gerade Danzig. Seine Physiognomie ist scharf und unverkennbar ausgeprägt. Wenn man in der Rechtsstadt die Langgasse betritt oder den Langen Markt, so erblickt man eine Reihe stattlicher Giebelhäuser, Prunkbauten aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. In den meist engen Straßen kehren die schmalen und tiefen Häuser ihre hohen, durch kunstvolle Feinarbeit oft reich verzierten Giebel dem Beschauer zu. Das Wahrzeichen der Stadt, die *St. Marienkirche*, stammt aus dem Jahre 1343 und sie überragt mit ihrem gewaltigen 76 Meter hohen Westturm und den zehn schlanken Giebeltürmchen das sie umgebende Häusermeer. Was diese Kirche birgt, sind deutsche Kunstschätze. Der Hauptaltar ist gefertigt von dem Augsburger Meister Michael, der Flügelaltar stammt von Memling und ist in Brügge gemalt worden. Das Rathaus ist nicht weniger als 600 Jahre alt. Nur um ein Jahrhundert jünger ist der berühmte Artushof am Langen Markt, der an Stelle eines älteren, durch Brand zerstörten Gebäudes aufgeführt wurde und der vormals das Versammlungshaus der reichen Danziger „Stadtjunker“, hernach aber die Börse war. Hunderte von Jahren zählt auch das alte Zeughaus, der Ankerschmiedturm, das Mühlenwerk und vieles andere.

Es gehört zu den nicht gerade wenigen, wenn man es nachsichtig ausdrücken will — Unbegreiflichkeiten — des Versailler Vertrages, daß diese Stadt vom Deutschen Reich



Das *Krantor*, ein sehr beliebtes Motiv für Maler und Amateurphotographen.

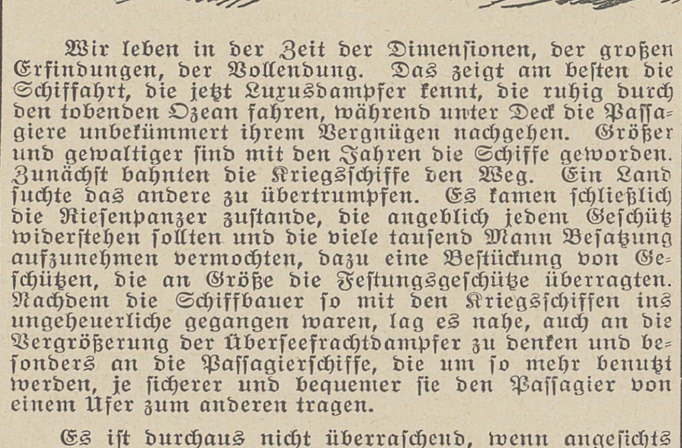
losgetrennt worden ist. Man hat hier nach dem Grundsatz „Macht geht vor Recht“ Schicksal gespielt und es kam in Versailles lediglich darauf an, polnische Wünsche zu befriedigen, die darauf hinausliefen, einen Freihafen zu erhalten. Um diesen Zweck zu erreichen, hat man eben vor einer geographischen und ethnischen Absurdität nicht zurückgescheut.

Eines hat allerdings der Versailler Vertrag mit all seinen Folgen nicht zuwege bringen können, nämlich, daß die Danziger ihr Deutschtum, das für sie eine Selbstverständlichkeit ist, verleugnen oder sich allmählich dessen entäußern. Hängt doch Danzig auch wirtschaftlich, durch eine vielhundertjährige Entwicklung untrennbar verknüpft, eng mit Deutschland zusammen und solche Bande lassen sich durch einen Machtspruch nicht lösen. Abgesehen davon wäre, selbst vom Standpunkt rein praktischen Nutzens aus betrachtet, die Wahl für Danzig zwischen Deutschland und Polen nicht schwer, denn während heute das Deutsche Reich sich im Zustand unaufhaltsamen Emporblühens befindet und mit Riesenschritten seiner ehemaligen Weltgeltung wieder zustrebt, hat Polen trotz aller Bemühungen, sich aus schwersten wirtschaftlichen Miseren bisher nicht retten können und hat, wenigstens auf absehbare Zeit, kaum Aussichten, sich ernsthaft zu sanieren. Wohin also Danzigs Interesse sich neigt, liegt klar auf der Hand.

Es wäre eine Illusion, wenn man damit rechnen wollte, daß heute oder morgen auf irgendeine Weise der frühere Zustand hergestellt werden könnte. Die Entente hält auch an Einzelheiten des Versailler Vertrages unerbittlich fest, sogar dann, wenn man eingesehen hat, daß diese oder jene Bestimmung unsinnig ist. — Nach menschlichem Ermessen wird demnach Danzig seine jetzige staatliche Form vorderhand beibehalten und der verdienstvolle Senatspräsident Dr. Sahm kann nur trachten, weiterhin die Stadt vor allzu begehrlichen polnischen Gelüsten zu bewahren, was ihm bisher ja im großen und ganzen geglückt ist.

Dr. Franz Ortner.

Vom Einbaum zum Ozeanriesen





Der Einbaum, das Boot unserer Vorfahren.

Wir leben in der Zeit der Dimensionen, der großen Erfindungen, der Vollendung. Das zeigt am besten die Schiffahrt, die jetzt Luxusdampfer kennt, die ruhig durch den tobenden Ozean fahren, während unter Deck die Passagiere unbekümmert ihrem Vergnügen nachgehen. Größer und gewaltiger sind mit den Jahren die Schiffe geworden. Zunächst bahnten die Kriegsschiffe den Weg. Ein Land suchte das andere zu übertrumpfen. Es kamen schließlich die Riesenpanzer zustande, die angeblich jedem Geschütz widerstehen sollten und die viele tausend Mann Besatzung aufzunehmen vermochten, dazu eine Bestückung von Geschützen, die an Größe die Festungsgeschütze überragten. Nachdem die Schiffbauer so mit den Kriegsschiffen ins ungeheuerliche gegangen waren, lag es nahe, auch an die Vergrößerung der Überseefrachtdampfer zu denken und besonders an die Passagierschiffe, die um so mehr benutzt werden, je sicherer und bequemer sie den Passagier von einem Ufer zum anderen tragen.

Es ist durchaus nicht überraschend, wenn angesichts dieser Ozeanriesen viele Männer wieder nach den simplen Anfängen der Schiffahrt schauen und sich Seefahrer auftun, die in einer winzigen Schale, gemessen natürlich an den Ozeanriesen, den Ozean zu überqueren versuchen. Sie kehren zurück in die Zeiten der großen Seehelden und Entdecker, die in segelbestückten kleinen Schiffen ins Ungewisse hinausfuhren und neue Länder und Menschen suchten, ihrem Lande aber Gewinn und Ruhm. Was damals möglich war, ist gewiß auch heute möglich. So ist es kein Wunder, wenn man hört, daß es in letzter Zeit vielfach gelang, mit kleinen Segelschiffen die größten Gewässer zu überqueren und in monatelangen Segelfahrten glücklich das Ziel zu erreichen. Aber es liegt kein Grund vor, diese kühnen Segler, die in uralten Zeiten leben wollen, zu bewundern. Denn eigentlich sagen sie mit ihren Erfolgen nichts Neues. Sie geben der jetzigen Zeit der Rekorde keine neue Anregung und nur den Beweis, daß man heute just so mutig und umsichtig ist wie ehedem, als man eben keine großen Schiffe kannte.



Hansa-Kogge

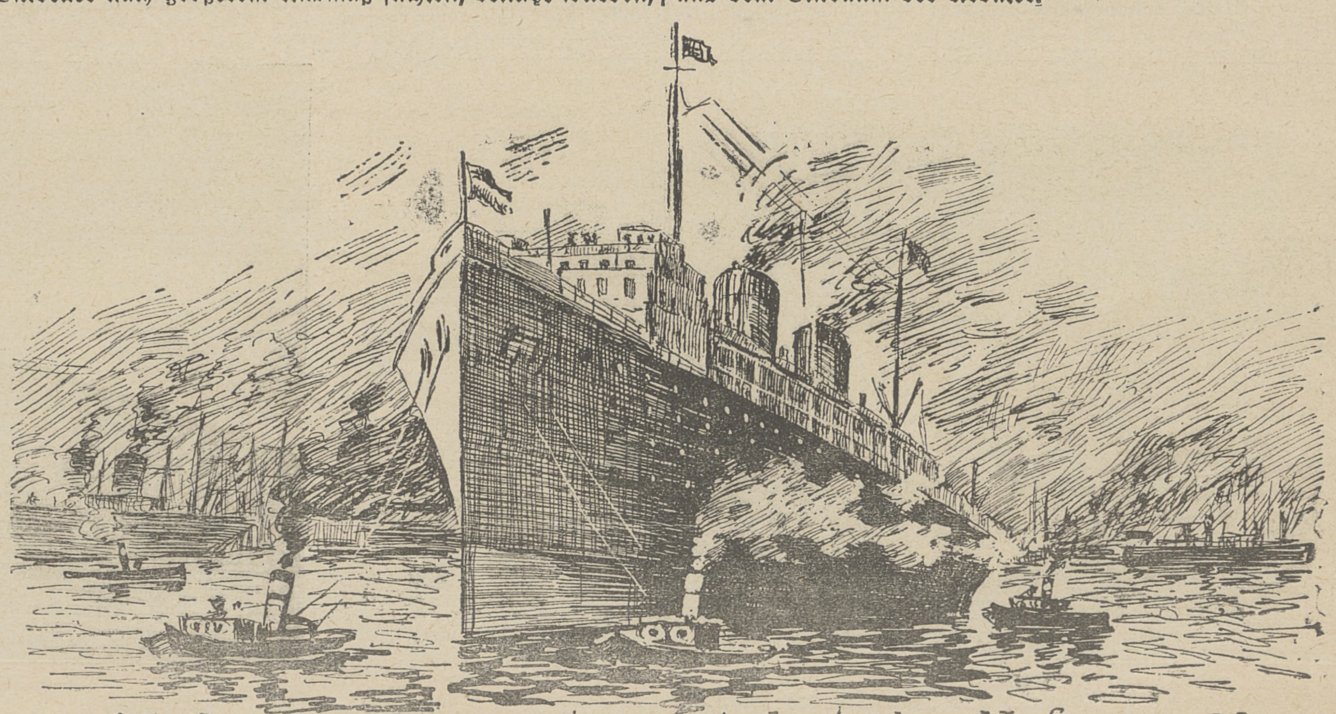
Immerhin wird es überraschen, wenn z. B. ein kleines Segelschiff übern großen Teich schwimmt, in allen großen Häfen anlegt und die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen sucht, eine Aufmerksamkeit, die aber nicht für die alte Zeit Tribut verlangt, sondern gelten soll der großen Ausstellung, die die Stadt Köln plant.

Neben den Ozeanriesen von heute leben freilich noch alle Schiffe der Vergangenheit, wenn sie heute auch andere Formen und andere Takelung und vor allem anderen Antrieb haben. Die Größe der Schiffe finden wir selbstverständlich, wie sie 1492 Kolumbus bei seiner ersten Reise benutzte, wir finden kleinere noch, wie sie früher, ehe die Entdecker nach größerem Ausmaß suchten, benutzt wurden, wir finden heute sogar noch die Uranfänge der Schiffe, die Einbäume, vor. Freilich werden Schiffe dieser Größe nur noch auf Binnenwässern oder für die Küstenschiffahrt verwandt, wenn sie auch im Aufbau und in der Ausstattung die primitiven Holzkästen eines Kolumbus, der Entdecker Juan d'Austria, Ruyter, James Cook, Nelson usw. weit überragen. Und man sieht unter diesen Schiffen, die heimatliche Aufgaben haben oder haben wollen, sogar Exemplare, deren Alter kaum abzuschätzen ist. Schließlich auch Nachbildungen der Schiffe frühester Zeiten. Vor allem wird man dem Einbaum, wie er immer noch in seiner ureigenen Heimat benutzt wird, auch bei uns auf kleinen Flüssen und stillen Seen begegnen. Aber die Zeit ist dahin, da diese Nachbildungen mehr als historischen Wert hatten. Zuckt man doch über wenig ausgestattete unmoderne Schiffe kleinen Umfangs heute schon die Achsel. Die Menschen von heute wollen das vollendete Schiff, lieber ein schnellaufendes Motorboot, wie man sagt, mit allen Schikanen, als einen klapprigen Segler, der, bemoost und altersschwach, eine Gefahr zu bilden scheint.

Über die Schiffahrt ist schon so viel geschrieben, daß wir es unterlassen können, die Etappen aufzuzählen, die sie durchgemacht hat. Der Bau von Schiffen ist seit Jahrhunderten in ständiger Entwicklung gewesen. Jedes neue Schiff brachte auch eine Neuerung, keines glich dem andern. Und doch sind die neuen Erfindungen der Schiffbauer gar nicht so alt. Kaum zwei Generationen kennt der Schiffbau die Schrauben und die riesigen Dampfkessel. Und daß immer noch etwas zu erfinden ist, beweist am besten der Flettnersche Rotor, der so viel Beachtung gefunden hat. Die alten Seefahrer, Entdecker und Eroberer würden Augen machen, wenn sie heute mit ihren schwerfälligen Kästen einem Ozeanriesen begegneten. Ein Kinderspiel ist es heute, von Deutschland nach Amerika zu kommen. Nicht ganz zwei Wochen dauert die Fahrt und Jahre hindurch haben sie gesegelt und gesucht, mit Wind und Wetter und Krankheiten gekämpft, die Entdecker. Freilich, wären sie nicht gewesen, hätte der Schiffbau nicht den Aufschwung genommen; hätten sie nicht festgestellt, daß es außer Europa noch andere Erdteile und Länder gab, wäre niemals der Ansporn gewesen, die Meere zu bezwingen und diese Länder mit Schiffslinien zu verbinden. Dann hätte die Technik nicht die Vollendung gerade im Schiffbau angestrebt und sicherlich sich anderen Dingen zugewandt. Sie waren Pioniere und ihre Epoche kann nicht ausgelöscht werden. Sie waren Helden zu ihrer Zeit. Die Erzählungen und Schilderungen jener Fahrten lesen sich wie Märchen aus einer anderen Welt. Sie geben uns auch das Verständnis, zu erkennen, wie riesig der Fortschritt ist, den die Schiffahrt zeigt, und regen uns an, zu bewundern die Riesenschiffe unserer Tage, die durch Jahrhunderte gewachsen sind aus dem Einbaum der Urväter.



Wikingerschiff



Moderner Ozeanriese wird aus dem Hafen geschleppt.

Thomas Hüglins Sonnenflug.

Roman von Karl Gauchel.

An einem Fenster blieben sie stehen und sahen hinein ins Land. Das lag in schimmernder Weite, überflossen vom scheidenden Sonnenlicht, wie ihr Leben vom flutenden Glanze der Verheißung. Und stille war's, so still, daß von der Terrasse her in schläfrigem Gemurmel die Stimmen der Zecher emportönten. Und die Stille trat an sie heran und sprach zu ihnen, und ihre Herzen taten sich auf und horchten der neuen Stimme.

Da wandte der Mann sein Gesicht dem Mädchen zu; in seinen Augen blickte groß und ernst eine stumme Frage. Sie aber senkte das Köpfchen errötend auf die Brust, die kleinen zitternden Hände hoben sich und preßten das wildschlagende Herz.

So vergingen Minuten. Bis dann das Mädchen das Gesicht hob und mit fliegendem Erröten und Erblassen die Worte bebte: „Wollen Sie wohl hier ein Weilchen verbleiben, bis ich Großmutter benachrichtigt habe?" Thomas Hüglin nickte stumm und sah der lichten Mädchengestalt nach, wie sie im Dämmern des Zimmers verschwand.

Sein Herz war überfließend voll, aber sein Herz war auch schwer. Wie sollte das enden? Konnte, durfte er dem Freunde das Wort brechen? Und er fühlte, daß doch ohnedem für den anderen kein Hoffen war, daß das Geschick sich vollzog, eigenwillig, unbekümmert um des Menschen Wollen und Anmaßen. Aber trotz alledem: ihm waren die Hände gebunden, er mußte schweigen. Er durfte nicht hoffen und werben, bis jener ihm den Weg freigab, den schon jetzt sein eigenes Herz ihm gebieterisch wies.

Ein tiefer schmerzlicher Seufzer schwellte ihm die Brust. Aber gleich darauf reckte sich seine Gestalt, flog das Haupt trotzig in den Nacken. Sei's drum! Auch das mußte durchgefochten werden. Für ihn gab's nur den einen Weg: ehrlich und rechtlich als Mann das verpfändete Wort halten, sonst nichts. Und nicht gleich verzagen. Was kommen soll, kommt doch. Bis hierher hatte ihn sein guter Stern geführt, nun, er würde ihm auch weiter vertrauen, fest und unbekümmert im Leben stehen, eben — ein Mann.

Käthe kam zurück. Auf ihrem Jungmädchengesicht lag noch der milde Glanz eines heimlichen Glücks. „Großmutter läßt um Ihren Besuch bitten, Herr Hüglin!" Dann schritt er hinter ihr her mit leisem, vorsichtigen Fuß über die Schwelle.

Es war ein hohes, weites Gemach, das sie betraten. Schwere, alte Brokatvorhänge hüllten die Fenster, alte, nachgedunkelte Familienbilder deckten die blaßblauen Seidentapeten. Der Hausrat vergangener Jahrhunderte füllte den Raum, angefangen von der geschnitzten Truhe bis zu dem Spinnrad, das mit aufgedocktem Rocken in einer Ecke stand, bis zu den schweren, getriebenen Silberleuchtern, in denen — wie seltsam in unseren Tagen das anmutet — die Wachskerzen auf dem geschweiften Eichentisch brannten. Aber es war ein feierliches, gedämpftes Licht, das von ihnen ausging, ein Licht, wie es einzig und allein zu dem Ganzen dieses Raumes paßte, ein Licht auch, wie man es in den Gemächern dieser Frau sich nicht anders zu denken vermochte.

Doch für das alles hatte Thomas Hüglin nicht Aug' noch Sinn; er sah nur in diesem Moment die Person der alten Frau Moseler, ein unbekanntes Gefühl der Ehrfurcht erfüllte bei diesem Anblick seine Brust.

Groß, nur wenig gebeugt von der Last ihrer zweiundachtzig Jahre, saß die Gräfin in ihrem hochlehnigen, schwergeschnitzten Eichenstuhl. Ein loses, graues Gewand hüllte die hagere Gestalt; den dünnen, weißen Scheitel zierte ein Häubchen aus schwarzen Spitzen, die armen nun seit Jahren gelähmten Beine bedeckte eine seidengesteppte Decke. Aber nicht das alles war's, was fesselte, obgleich es wie ein Hauch von Hoheit von dieser alten Frau ausging, nein, der große, rätselhafte Zauber, selbst dieser gelähmten Greisin lag noch in der Macht dieser noch immer ungetrübten, sprechenden Augen, lag in den unnachahmlich graziösen Gesten dieser schmalen, zitternden, weißen Hände, lag in dem tiefen, verschleierten Tonfall dieser bebenden Stimme.

Frau Agnete Moseler hob wie zum Gruße die gerunzelte Hand, als Thomas Hüglin eintrat, und der Mann, dem des Lebens harte Front jede überflüssige Weichheit und Sentimentalität von der Seele gewischt hatte, beugte sich tief, befangen von seltsamen Empfindungen, über diese welke Hand und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf. Er war gekommen mit einem Gefühl des Vorurteils gegen diese Frau im Herzen, die er der Härte und Lieblosigkeit zieh, die er adelsstolz genannt hatte, aber die weiche, liebevolle Bewegung, mit der ihre freie Linke die Enkeltochter an ihre Seite zog, rührten ihn tief, und ganz befangen war er, als tief und doch so weich die alten Lippen anhuben und sprachen:

„Ich heiße Sie herzlich hier in meiner Kemenate willkommen, Herr Hüglin, in die sich sonst so selten ein Gast meines Sohnes verirrt. Aber daß Sie da eine Ausnahme machen und meinem greisen Alter den Respekt Ihrer Jugend bringen, ehrt Sie selbst am meisten."

„Es ist nur ein Tribut, den ich dem Andenken meiner verstorbenen Mutter schulde!" sagte Hüglin schlicht.

„Ihre lieben Eltern sind tot?" — Es lag mehr in dieser warmherzigen Frage als die übliche Teilnahme, und das feine Ohr des jungen Mannes hörte das tiefe Interesse heraus. Und offener, als er es sonst wohl getan haben würde, antwortete er: „Ja! Die Hand des Schicksals hat all ihr Leben lang schwer auf ihnen gelegen, nun haben sie seit Jahren Ruhe und Frieden!"

„Erzählen Sie mir von Ihren Eltern!"

Forschend, fast gebieterisch, ruhten die Augen der Greisin auf seinem Gesicht. Stumm verbeugte er sich. „Es waren arme Leute, gnädige Frau, daß ihrer Hände Arbeit sie von Tag zu Tag hätten nähren können. Aber selbst da haben sie gespart und geknapst, um mich, den einzigen Sohn, etwas Rechtes lernen zu lassen. Und als ich dann endlich das Ziel erreicht hatte, als für uns alle bessere Tage zu kommen schienen, da flog meinem Vater der rote Hahn aufs Dach, und unter den brennenden, brechenden Sparren und Balken, unter den stürzenden Mauern fand er, der sein weniges Vieh zu retten gegangen war, einen jähen Tod. Wir fanden ihn später, von den Flammen unversehrt, mit eingedrückter Brust. Ein fallender Balken hatte ihn hingeschmettert. Plötzlich und schmerzlos war er hinübergegangen. Mutter hat's nicht verwinden können, vier Wochen später hab' ich auch sie begraben."

In Käthes Augen standen die Tränen, eng schmiegte sie sich an die Großmutter. Die strich sinnend mit der Hand über die Blätter der alten Bibel vor ihr auf dem Tisch. „Sechzig Jahre währet das Leben des Menschen, und wenn es hoch kommt, siebzig und achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. — Ja, es ist köstlich, aus der Fülle rüstigen Schaffens weggehen zu dürfen!" Versonnen nickte die Greisin, dann fragte sie weiter: „Und Sie, Herr Hüglin?"

„Mich litt's nicht mehr hier, ich ging nach Amerika." Frau Agnete Moseler lächelte sarkastisch. Es soll eine gute Schule sein, da drüben, sagen die Leute. Ich halte nicht viel davon. Die Fremde verdirbt so leicht den Charakter." Und mit einem forschenden Blick in das Gesicht des jungen Mannes: An Ihnen allerdings wird meine Altväterweisheit zuschanden; wenn Ihr ehrlich Gesicht nicht lügt und trügt, sind Sie als braver, ehrlicher Mensch wiedergekommen. Und jetzt sind Sie hier?" — „Ja, Großmuttel, Chefingenieur der Louis-Ferdinand-Hütte ist Herr Hüglin, und denk' nur mal, eine Flugmaschine hat er erfunden, etwas ganz Neues, Hervorragendes."

Eifrig sprudelte das junge Mädchen mit seiner Weisheit das heraus, froh, dem Gespräch mit ihren Worten eine andere, unverfänglichere Richtung geben zu können. Aber das Gesicht der Alten nahm eine abweisende Miene an. „Ja, ja, die heutige Menschheit bläht sich in Hoffart und Hochmut. Fliegen wollen sie, dem Schöpfer, der ihnen das Luftmeer verwehrte, ins Gesicht hohnlachen. Aber an seiner Macht wird ihr Wille zuschanden, sein Blitzstrahl zuckt, und zerschmettert liegen sie am Boden." Ihre erhobene Stimme versank in ein grüblerisches Gemurmel und Flüstern.

Ängstlich blickte Käthe zu Thomas empor. Sein Gesicht war ruhig und seine Stimme klang leidenschaftslos, als er jetzt sprach: „Warum wollen Sie der Menschheit Schaffen und Denken in solchem Sinne deuten, gnädige Frau? Hat uns unser Herrgott nicht das Pfund denkenden Geistes gegeben, damit zu wuchern? Wir, die wir an der Arbeit stehen für Kultur und Fortschritt, an der Arbeit, dem menschlichen Geist neue, weitere Schaffensgebiete zu weisen, wir alle folgen nur jener tiefernsten Regung, die der ewige Geist uns in die Brust gelegt hat, und ich meine, je größer, je höher der Mensch steht, um so größer, um so gewaltiger muß der Geist sein, zu dem er als seinem Gott betet."

Durch den Körper der alten Frau lief ein Zittern. Staunend hingen die sprechenden Augen an des Sprechenden Gesicht, ein Wetterleuchten war in ihnen, ein Blitzen, ein Blinken. Widersprach ihr der junge Mensch? Sie war nicht gewohnt, daß man ihr widersprach. Aber in seinen Worten lag etwas, was sie schon einmal gehört hatte, was ihr Herz in Bande geschlagen hatte, in unlösliche Bande. Das war vor langen Jahren gewesen, damals, als der Sturm von achtundvierzig durch die deutschen Lande brauste. Wieder sah sie ihn vor sich stehen, den langen, flaumbärtigen Kandidaten, den Hauslehrer ihres Bruders, oben auf dem alten Merkenthin. Auch er hatte geredet und geschwärmt von Kulturfreiheit und Fortschritt, vom Aufschwung der Geister und der Eroberung neuer Daseinsgebiete. Und er hatte sich in ihr Herz geredet. Da wohnte er drin, selbst dann noch, als er landflüchtig und unstet bei Nacht und Nebel entwich und in der Schweiz ein neues Leben begann. Seine erträumte Zukunft war zerschlagen, die Karriere verpfuscht, und als endlich der alte Burschenschaftler, der so treu zu dem schwarz-rot-goldenen Band gehalten hatte, in das Vaterland in die rheinische Heimat zurückkehren durfte, da war aus dem flotten Studenten ein schlichter Weinhändler geworden, der im alten Koblenz recht und schlecht das Geschäft begann.

Aber den stolzen Traum seiner Brausejahre hatte der Wolfgang Moseler nicht vergessen, und oft erzählte der alte Demokrat später schmunzelnd im traulichen Freundeskreise, daß er in jenem wilden Jahre doch einen Gefangenen gemacht habe. Das stolze Freifräulein Agnete v. Letzow-Mergenthin war vom Schlosse ihrer Väter herabgestiegen und hatte dem Geliebten ihrer Jugend sich als Gattin zu eigen gegeben, trotz allem und jedem. Und Gottes Segen war mit ihnen. Das alte Haus an den „Vier Türmen" zu Koblenz am Rhein hallte wider von glücklichem, jungen Leben, und wenn von Rhein und Mosel die kühlen Nachtlüfte die Gasse hinaufgezogen kamen, dann konnte man oft zur späten Stunde noch, von kräftigen Männerstimmen gesungen, die alten Sturmlieder Georg Herwegs hören, und die letzte der alten Feudalsippe derer von Letzow-Mergenthin begleitete wohl die freiheittrunkenen Lieder auf dem Klavier.

An das alles dachte die alte Frau, während sie mit den jungen Leuten dasaß und die Stille des Zimmers um sie her ihren Zauberkreis wob. Und das alte Herz fing an zu glühen. heiß und stolz wie einst; das Vergessene gewann neues Leben und regte mit mächtigem Rauschen die Schwingen. Neues Leben. Von dem Bilde weg, wo im schwarz-rot-goldenen Bande, den bunten Stürmer auf dem lockigen Jünglingskopf, den blitzenden Schläger in der Faust im weißen Fechthandschuh, der alte Achtundvierziger auf sein Weib herniedersah, irrten die sinnenden Augen der Greisin zu dem jungen Männergesicht hinüber, das so offen und ehrlich, vom Kerzenschein rötlich überhaucht, ihr gegenüber aufleuchtete. Ja! Es war etwas Verwandtes in diesen beiden Gesichtern. Das Freie, das Ganze, das Eigene, urdeutsches Männertum lag darin. Und jäh sprang der Gedanke die Greisin an: wie, wenn das Kind an ihrer Seite demselben Zauber erliegen würde, dem sie erlegen war? Wenn die Liebe kam, übermächtig und allgewaltig, auch über Käthe, so wie sie einst über sie gekommen war? Ein wilder Schreck fuhr durch den hageren Frauenleib. Gleich darauf aber senkte sie ergeben die Stirn. Dann war es eben Gottes Wille gewesen. Dann hatte es so kommen müssen, und sie, sie durfte ihre Hand nicht heben und die Fäden zerschneiden.

Da hob sie wieder das greise Haupt, und es lag ein mildes, gutes Lächeln auf den welken Zügen. „Geht jetzt, Kinder", sagte sie freundlich und reichte ihnen die Hand, „ich bin müde; und ich hoffe, Herr Hüglin, Sie werden bald wieder einmal den Weg zur alten Moseler finden." Sie sah ihnen lächelnd nach, wie sie einträchtiglich das Zimmer verließen und saß noch lange in träumendem Sinnen, ehe die Hand nach der Glocke tastete, die Dienerin zu rufen.

6. Kapitel.

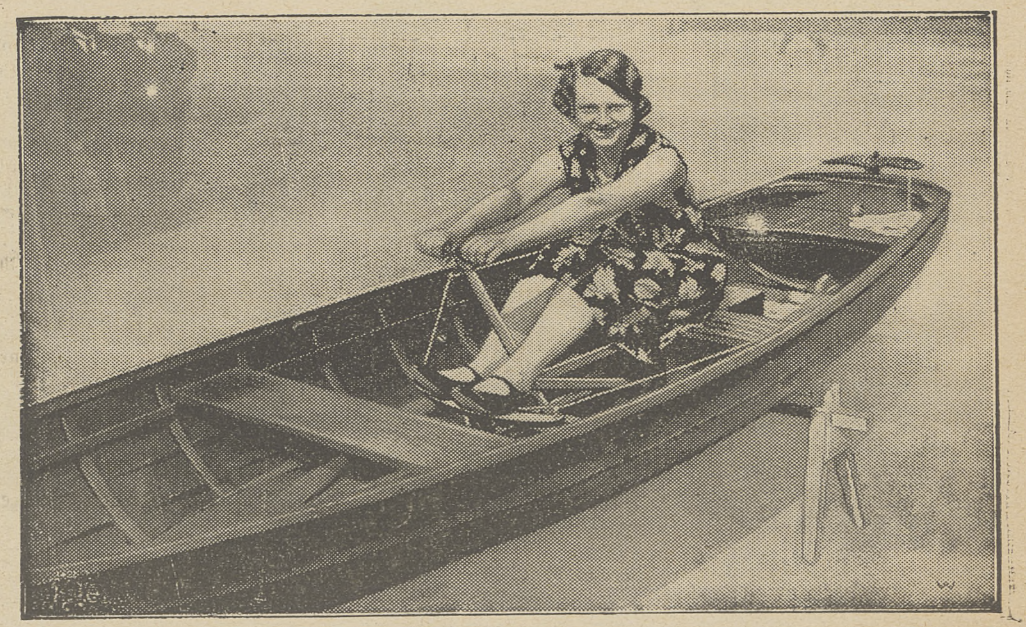
Mit festen Füßen stand Thomas in seinem Tag. Seit jenem Abend, dem eine frostige kühle Heimfahrt mit Hans Westermann gefolgt war, hatte er Käthe Moseler nicht wiedergesehen. Und so tief auch das Bild des süßen Geschöpfes in seiner Seele wohnte, er war ehrlich genug, eine nochmalige Begegnung mit Käthe fürs erste nicht wieder zu wünschen. Wozu sollte auch die Selbstquälerei nützen? Mochte der Freund sein Glück versuchen, mochte er sein Werben von Erfolg gekrönt sehen, er durfte für sich nichts verlangen, er mußte versuchen, sich mit den nackten Tatsachen abzufinden. Freilich, das Verzichtenmüssen fiel gerade ihm, dem Manne der Tat, doppelt schwer, aber er setzte all der anstürmenden Bitterkeit, all der einbrausenden Sehnsucht sein ehrliches Wollen entgegen und suchte in eifriger, nie rastender Arbeit Vergessen.

Und an Arbeit kargte sein Tag nicht. Die neue Aufgabe, die ihm winkte, der ehrgeizige Plan, der seinen Geist füllte, nahm all seine Kräfte bis zur letzten Faser in Anspruch.

Er hatte gleich anderen Tages seinen Urlaub angetreten, aber nichtsdestoweniger war er jetzt mehr denn je zuvor auf dem Werk anwesend. Nur daß er das Feld seiner Tätigkeit aus der Zeichenstube in die Maschinenhalle und Dreherei



Gotland das „Madeira des Nordens".
Ein Badebild von der romantischen Küste der schwedischen Insel Gotland, die man nicht zu Unrecht als das Madeira des Nordens bezeichnet.



Das Ruderboot der Zukunft.
Durch Hebelantrieb wird mit den Händen mit wenig Kraft eine Schraube in Bewegung gesetzt, die das Boot antreibt. Der Ruderer sitzt in Fahrtrichtung, Steuerung durch Fußhebel.

verlegt hatte. Aus der Fülle der Arbeiter hatte er mit scharfem Auge drei oder vier der befähigtsten Dreher und Maschinenschlosser herausgesucht und arbeitete nun mit ihnen und zwei tüchtigen Ingenieuren am Bau des neuerfundenen Motors.

Mit Feuereifer gaben sich die Erwählten der schwierigen Arbeit hin, und mitten unter ihnen stand Thomas Hüglin, meist mit dem gleichen blauen Leinenwams bekleidet, das auch sie trugen. Er wurde nicht müde, stundenlang zu erläutern und zu erklären, jedes einzelne Teilchen immer wieder nachzumessen und zu berechnen und die Zusammensetzung des komplizierten Motors selbst zu beaufsichtigen.

Und endlich war er fertig. Voll stolzer Freude stand Thomas Hüglin vor seinem Werk und überschaute das Geleistete.

Sinnreich die Konstruktion, jedes einzelne Teilchen selbst während der Fahrt mit der bloßen Hand erreichbar und zum raschen Auswechseln eingerichtet. Bei äußerst stabiler Beschaffenheit war der Motor möglichst leicht und vor allem war der Ölverbrauch wesentlich beschränkt. Von allen besonders gefährdeten Bestandteilen konnten die Ersatzstücke auf der Fahrt mitgeführt werden, so daß selbst bei komplizierteren Pannen sofort zur Ausbesserung geschritten werden konnte.

Ehe Thomas Hüglin die Überführung des Motors zum Flugplatz Wahn, wo die Probefahrten des neuen Flugapparates vorgenommen werden sollten, bewerkstelligte, lud er Kommerzienrat Laband zu einer Besichtigung und zur Teilnahme an der Prüfung des neuen Motors ein, und bei dieser Gelegenheit schlang sich das Band der Zuneigung noch fester um die beiden, in ihrer Wesensart doch so ganz verschiedenen Männer.

Als dann Thomas tags darauf selbst nach dem Flugplatz abreiste, da nahm er die freudige Gewißheit mit, daß, wie auch das Weitere sich gestalten würde, das Vertrauen seines Gönners zu seinem Wollen und Können felsenfest begründet sei. „Wie ein Rocher de bronze", hatte Laband lachend gesagt. Und ein frohes Arbeiten füllte jetzt Tag um Tag den weiten Hangar, den der Kommerzienrat in generösester Weise in Wahn für den „Sturmgesell" hatte herrichten lassen.

7. Kapitel.

Inzwischen verrannen für Hans Westermann bewegte und ereignisreiche Tage. Der elegante Mann mit dem kühlen Diplomatengesicht und der sich stets gleichbleibenden, gelassenen Weltsicherheit war in den kurzen Wochen ein anderer, ein so ganz anderer geworden. Ihm, dem das Leben bisher spielend seine Gaben in den Schoß geworfen hatte, ihm, der mit lässiger Selbstverständlichkeit all die Dinge an sich herankommen ließ, einfach in dem Bewußtsein, nur die Hand ausstrecken zu brauchen nach dem, was er verlangte, ihm zerrann mit einem Male der schöne, wissende Glaube an die Allmacht seines Geschicks zwischen den Händen. Was er schon so sieghaft zu halten gemeint hatte mit spielerischem Gleichmut, das verflüchtigte sich in das Nichts, und um ihn war, was er bisher nicht gekannt, nicht gefühlt hatte — eine kühle, abwehrende Leere. Und mehr noch: Hindernisse türmten sich auf zwischen ihm und dem, was er schon zu besitzen geglaubt hatte, große, ungeahnte und darum um so unüberwindlicher scheinende Widerstände, und zum ersten Male in seinem so glatt dahingleitenden Leben traten die Zweifel an ihn heran, die Zweifel an der Gunst des Geschicks, die Zweifel an der eigenen, restlos herrschenden Größe. Und in diese Zweifel hinein rannte die ungewisse Furcht vor dem Verlust des schon geglaubten Besitzes, die vage Angst vor dem möglichen Verlust, und was er früher als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet hatte, das stand jetzt drohend vor ihm auf und quälte ihn mit zweifelnden Fragen.

Ruhelos schritt er wieder und wieder Stunde um Stunde hin und her in seinem Arbeitszimmer und wälzte die schweren Gedanken, die wie Erzblöcke jetzt immer wieder in seinen Weg fielen. Und kam zu keinem Ende. So überaus klar, so überzeugend einfach hatte die Zukunft da vor ihm gelegen! Bei Käthes Vater war das Projekt dieser Heirat längst beschlossene Sache gewesen. Er, der Sohn des alten Achtundvierzigers, dem er in seinem ganzen Wesen so gar nicht glich, hatte nie damit rechnen können, das Erbe des alten Mergenthinschen Stammes antreten zu können, wenn auch sein heißester Wunsch, sein tiefverschwiegener Ehrgeiz dieses Ziel als das Höchste im Leben ersehnte. Und da war dann der Plan in ihm gereift, mählich und sich mit den Jahren immer mehr verdichtend, durch sein Kind dieses alte Geschlecht wieder aufleben zu lassen. Aber das ging nur mittels einer Heirat mit Hans Westermann.



Sternenkarte für den Monat September.

Die Sternenbilder sind durch punktierte Linien verbunden und mit einer Nummer versehen. Die Buchstaben sind Abkürzungen für die Eigennamen der hellen Sterne. Die Stellungen des Mondes sind von 2 zu 2 Tagen eingetragen. Das Datum steht unterhalb des Mondbildes und die Pfeillinie zeigt die Richtung der Mondbahn an. 1. Kleiner Bär, P-Polarstern, 2. Großer Bär, 3. Drache, 4. Bootes, A-Arktur, 5. Krone, 6. Herkules, 7. Leyer, W-Wega, 8. Cepheus, 9. Schwan, D-Deneb, 10. Cassiopeja, 11. Andromeda, N-Nebel, 12. Perseus, 13. Widder, 14. Fuhrmann, C-Capella, 15. Stier, Aldebaran, Pl-Plejaden, 16. Walfisch, 25. Haar der Berenice, 27. Schlange, 28. Schlagenträger, 30. Adler, A-Atair, 32. Pegasus, M-Markab, 33. Schütze, 34. Steinbock, 35. Wassermann, 36. Fische, F-Fomalhaut, Z-Zenit. Planeten: Jupiter, Uranus



Wald und Pilze.

Von Annie Harrer.

Alles was im Walde lebt, muß doch einmal sterben. Die großen Bäume knickt der Sturm, die winzigen Tiere und alle Blatt-, Blüten- und Fruchtreste, die nach Ablauf ihrer Lebensarbeit verdorren und verwelken, regnen wie ein unaufhörlicher organischer Sand aus allen Zweigen nieder. Kein sonnenblanker Maitag ist so hell, keine sternlose Neumondnacht so düster, als daß auch nur für einen Herzschlag lang dieses Niederrieseln gestorbener Zellen unterbrochen würde.

Gewiß, der Waldhumus ist der natürliche Ort, wo all die kleinsten, allerkleinsten Waldleichen zur Ruhe kommen. Aber er ist doch keineswegs unbegrenzt in seiner Aufnahmefähigkeit. Zwanzig Zentimeter im Durchschnitt beträgt seine Anhäufung in wenig gepflegten Forsten, und wo er samt der darüber lagernden Streudecke eine Höhe von annähernd zwei Metern erreicht, da sprechen die Förster schon von Urwaldverhältnissen und meinen damit eigentlich einen theoretischen Zustand; denn es gibt sozusagen, ein paar geringfügige Orte ausgenommen, in Deutschland keine Urwälder mehr.

Andererseits aber — welcher Kopf ist phantastisch genug, sich körperhaft oder zahlenmäßig die Gebirgshöhen des Waldabfalls nur etwa seit der Eiszeit vorzustellen? Das Menschenleben hat gar keine Zahlen für solch ungeheuerliche Begriffe — und es braucht sie auch nicht zu haben. Denn tatsächlich steigen sie an keinem Punkt der ganzen Frage wirklich ins Ungeheuerliche.

Die Waldstreu scheint also so etwa wie eine chemische Umsteigestelle zu sein. Die Elementreisenden trennen sich hier, teils freiwillig, teils von allerhand Notwendigkeiten dazu bestimmt. Aber wo wandern sie hin? Wo endet ihre Reise? Oder endet sie vielleicht überhaupt nicht, sondern geht sie sacht und unbemerkt zu neuen Zielen nach oben und dreht sich mit ihnen in unaufhörliche Reigen, so wie die Erde um ihre eigene Achse?

Aber ehe man an die Lösung dieser eigentlich so selbstverständlichen und im Wesen so ungewohnten Fragen herangeht, muß man noch eine andere Frage stellen. Diese heißt: Wie decken die Pflanzen im allgemeinen und unsere Waldbäume im besonderen ihren Stickstoffbedarf?

Stickstoff ist etwas unendlich Wichtiges für alles, was lebt. Denn man lebt nicht ohne Stickstoff. Aber die Pflanze ist so ein heimtückisches Geschöpf, daß sie unsere Kenntnisse immer wieder an einen Punkt führt, wo es irgendwie nicht mehr weiter geht. Das heißt in diesem Fall, die Blattgrünkörner können nur Fett, Zucker und Stärke beisteuern.

Und weil man schließlich nicht gut annehmen kann, daß eine Birke oder Buche zum Stickstoffkrämer schicken und um zehn Pfennige oder um zehn Mark täglichen Stickstoff holen lassen wird, muß dieser so viel Kopfzerbrechen bereitende Ausgleich also doch im Boden, und zwar auf Kosten des aus toten Körpern freigewordenen Stickstoffs vor sich gehen. Das würde also bedeuten, daß die höheren Pflanzen ohne weiteres diesen Fäulnisstickstoff aufsaugen und sich nutzbar machen können. Und in dieser etwas unklaren Form hat man sich die ganze Sache auch bis vor gar nicht langer Zeit vorgestellt. Aber wenn man der wirklichen Lösung damit auch etwas näher kam, so erwies sich doch sehr bald, daß die Umwandlung nicht auf so einfache Weise vor sich gehen könnte. Baum und Blütepflanze gleichen ein wenig dem Kulturmenschen, der es verschmäht, ein als Nahrung bestimmtes Tier ohne weiteres zu zerreißen und roh hinabzuschlingen. Genau so machen es die Pflanzen höherer Art. Sie lehnen es ebenfalls ab, den rohen Fäulnisstickstoff anzunehmen und wünschen, daß er ihnen erst appetitlich zubereitet werde.

Ein Baum ist ein hoher und vornehmer Herr und bleibt stolz auf dem Platz, den ihm seine Geburt gegeben hat. Er kann sich nicht gut zum Pilz hinbegeben. Der Wurzelfaden jedoch ist um so beweglicher, denn er kriecht ja im ganzen Erdboden umher. Er ist es auch, der zu den Wurzeln der Buche oder Birke oder Tanne kommt. Vollbeladen mit Stickstoff schlängelt er sich heran und umspinnt die allerfeinsten äußersten Wurzelenden mit dichtem, zarten Gewebe. Ein wahres Pelzlein wickelt er um sie, und das ist keineswegs nur äußerlich; denn man hat bei genauer Untersuchung entdeckt, daß auch im Innern eine überaus innige Vermischung stattfindet. Und auf diesem Wege hingebender Freundschaft vollzieht sich die Ueberleitung des Stickstoffes. Ohne die Mykorrhiza — so nennt die Wissenschaft die ganze Erscheinung — gäbe es ganz sicher keinen Wald; denn sie gehört zu jenen Unterirdischen, ohne die kein Baum bestehen kann. Die Forschung, die zuerst diese absonderliche Einrichtung für gegenseitige Hilfe entdeckte, war im Anfang einigermaßen mißtrauisch gegen sie. Sie meinte, es mit einer Art Krankheit zu tun zu haben, denn man kann nicht leugnen, daß viele Pilze Neigung haben, sich als bösartige Schmarotzer zu benehmen. Man versuchte deshalb, junge Fichten- und Eichenpflanzen auf durchaus keimfreiem Boden zu ziehen. Aber der Versuch fiel sehr zuungunsten der Pfleglinge aus. Sie kümmerten, während die anderen Versuchspflanzen in natürlicher Walderde prächtig gediehen, elend dahin, und nach ein paar Jahren starben sie mit allen Erscheinungen eines Wesen, das an Stickstoffhunger zugrunde geht.

Diese Versuche, häufig und mit vieler Wechselart wiederholt, lassen heute keinen Zweifel mehr, daß die Bäume unterirdisch lebender Pilzmyzelien bedürfen, um ihren Stickstoffbedarf stillen zu können. Alle Pilze aber sind Fäulnisverzehrer. So wird auf dem Wege dieser Freundschaft — Symbiose ist das Fachwort hierfür — nicht nur der Baum ernährt, sondern auch der Boden unaufhörlich vom Toten und Verwesenden gereinigt. Anstatt einer einfachen Entwicklung im auf- und absteigenden Sinne bildet sich also ein in sich geschlossenes Ganzes heraus, das vom Pilz zum Baum und vom Baum wiederum zum Pilz führt. Denn auch der letztere, kann nicht leben, wenn die Waldschatten nicht jahraus, jahrein über den Boden gebreitet sind und ihm auf diese Weise die feuchte, dämmerige Kühle, deren er bedarf, erhalten. Und schließlich ist im steten Wechsel der Jahreszeiten der Wald allein doch imstande, eine solche Menge von stickstoffhaltigem Material zur freien Zersetzung zu liefern. — Ganz zuletzt aber wird durch ausgedehnte Wälder auch das Kleine beeinflußt. Es gibt mildere Winter und feuchtere Sommer, eine Veränderung, die wiederum ganz im Sinne des Pilzlebens liegt, da es naturgemäß weder harte Bodenfröste noch staubdürre Austrocknung zu seiner Entwicklung bedarf.

Daß Pilze eßbar sind, ist eine angenehme Nebenbeigabe — aber es ist nicht die Hauptsache. Pilze haben nun einmal nicht ausschließlich die Aufgabe, gegessen zu werden. Ihr Zweck heißt, den Wald mit zu ernähren und zugleich nach Art einer Gesundheitswache unablässig zu säubern. Für diese Beschäftigung ist es durchaus gleichgültig, ob ein Schwamm giftig oder nicht giftig ist. Das kommt sogar für die Tierwelt bereits nicht mehr in Betracht. Denn Schnecken und viele Käferlarven, Asseln, Steinkriecher und sonstige Gliederfüßler wählen mit Vorliebe die so gefährlichen Fliegenpilze und Giftreizker als Nahrung für sich und zum Teil auch für die Nachkommenschaft.

Wir sind heute noch nicht so tief in die Gesetzmäßigkeit der Mykorrhiza und ihren Ablauf eingeweiht, daß wir in einer praktischen Gleichung sagen könnten: so viel Pilze, so viel Holzzuwachs. Es ist aber wohl möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß dieser ganz verzweigte Vorgang einmal auf das Schlagwort eines solchen Zahlenverhältnisses gebracht werden kann. Und das eine ist für alle Zukunft sichergestellt, daß sinnlose Pilzzerstörung sinnloser Waldzerstörung gleichkommt.



Film

Aufnahme.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Die Arbeiten zu dem großen Film der Rolandwerke kamen ins Stocken. Harro Wilms, der Regisseur, der aus der ihm zugeteilten Aufgabe ein Meisterwerk schaffen wollte, schalt über den Verfasser, dessen Angaben ihn hemmten und zwangen, nach eigenem Gutdünken und besserem Können Szenen und Bilder einzuschieben, von denen nichts im Manuskript stand; der Verfasser wieder schalt auf den Regisseur, der mit unzähligen Proben die Vollendung hinausschob und immer unzufrieden mit dem schon Erreichten war. Einmal sogar wäre es fast zu einem Bruch gekommen, als der Verfasser dem Regisseur drohte, seine Arbeit überhaupt zurückzuziehen.

„Man kann nicht mit Ihnen arbeiten", hatte er geschrien, „ich will nichts mehr mit dem Film zu tun haben! Kunst ist Erleben, soll aus dem Herzen kommen — Sie aber machen nur Denkarbeit, Konstruktion, wollen mit pedantischer Ueberlegung Großes schaffen..."

Wilms hatte sich nur umgedreht und war wortlos hinausgegangen. — Er gab dem Anderen nicht unrecht. Er wußte, wie schwer es ist, in der nüchternen Umgebung des Ateliers auf dem Gesicht eines Darstellers den Ausdruck zu wecken, den später der Zuschauer als innerstes Erleben erkennen sollte. Von Tag zu Tag wartete er auf Zufälle, die ihm behilflich sein könnten, aus Leinwand, Licht und geschminkten Gesichtern Bilder zu schaffen, die Bewunderung auslösen und sein Talent beweisen konnten. Daß es für ihn, der von morgens bis abends seine Nerven dem Beruf opferte, noch andere Dinge gab, allzumenschliche Dinge, die über allen Verstand hinweg nur das Herz angingen und die ihn oft zögernd in sein Heim gehen ließen, war eine Sache, von der niemand wußte, und die vielleicht auch im anderen Falle für die Fremden zu alltäglich war, um mehr dafür zu verwenden als ein Lächeln.

Seit Tagen arbeitete Wilms im verschlossenen Atelier. Niemand außer denen, die unbedingt für die Aufnahme erforderlich waren, durfte die Räume betreten. Dann erprobte er, unbehindert von Neugierigen und Besserwissenden, neue Lichtwirkungen und Stellungen, erzwang aus den Mitwirkenden das Letzte an seelischer Ausdruckskunst — und an einem solchen Tage fügte es sich, daß außer ihm nur Eva, seine Frau, und Rainer Kinz, der neue schöne, männliche Star anwesend waren. Nach kurzer Besprechung über die Ausführung der geplante Aufnahme ging Wilms fort, mit dem Beleuchter zu sprechen — fünf Minuten lang vielleicht — dann, beim Zurückkommen, blieb er in Halbdunkel der Kulissen stehen, betroffen und doch kaum überrascht. —

Auf einem vor tiefdunklem Hintergrund stehenden Ruhebett saßen Eva und Kinz und küßten sich, hastig, wie Kinder naschen, die sich für kurze Zeit ungesehen fühlen. Wilms hatte das eitle, täppische Werben des selbstbewußten Schauspielers und das heimliche Gefallen der Frau an dem Reiz eines neuen Erlebnisses trotz aller verhüllenden Liebe wohl lange gemerkt, und dies hier war nicht mehr, als er längst gefürchtet hatte. Aber sehen und glauben müssen ist anders —.



(First National)

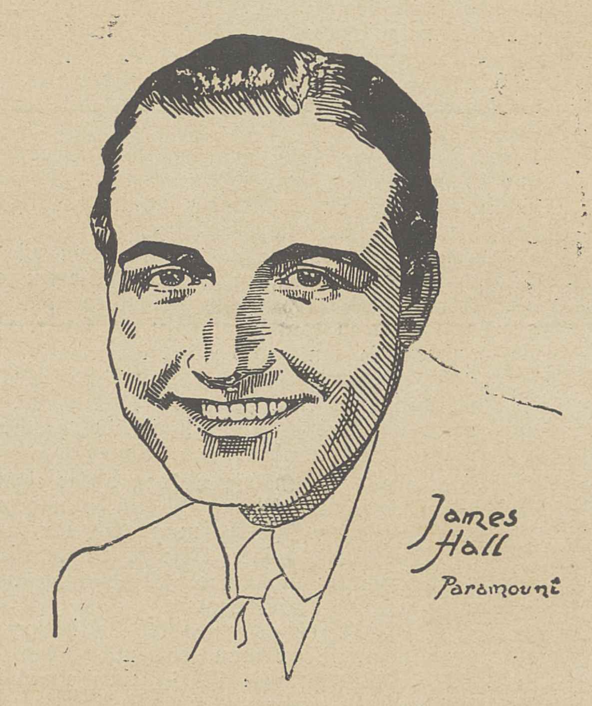
Plötzlich übersprangen seine Gedanken das eigene Empfinden. Geschah nicht Aehnliches oft hier in diesen Räumen? Was kümmerte es ihn, wer diese Menschen waren und was sie dachten? Durfte er denn hier auch Mensch sein? War er nicht vielmehr nur Werkzeug für die große Sache, die vielen zu Anerkennung und Reichtum, ja vielleicht der Kunst eines ganzen Landes zur Achtung verhelfen sollte?

„Beleuchter!" schrie er hinauf zu den Gerüsten, an denen die Scheinwerfer hingen. „Licht! Nur Oberlicht! Operateur, Achtung! Die Gruppe visieren! So machen Sie doch! Schnell — Achtung — Aufnahme!"

Während das überraschte Paar erschrocken auffuhr, stand Wilms schon an der Seite der Kulisse, und mechanisch, die Absicht kaum begreifend, drehte der Operateur die Kurbel des Apparates, während mit leisem Zischen grelles Licht aus den Lampen schoß. Dieser oft erlebte Vorgang hemmte die beiden Verliebten so, daß sie wie gebannt in ihrer Stellung verharrten.

Wilms aber beugte sich vor, die Augen wie flackerndes Feuer, und sprach leise, bestimmt, messerscharf:

„Küßt Euch! Küßt Euch doch! Ich weiß, daß Ihr Euch liebt! Spielt nicht, erlebt — Du darfst sie nehmen, Kinz, nicht wahr, es ist Dir kein Scherz? Du wirst sie behalten, wirst ihr mehr Glück geben als ich — warum läufst du denn fort....?"



— und hob seine Hand, daß sie vom Lichtkegel des Scheinwerfers getroffen wurde und einen Schatten auf die Wand warf —.

Zehn Minuten später trug man Eva Wilms ohnmächtig hinaus.

— — — „Fleißig gewesen?" fragte man anderen Tages halb neckend den Regisseur.

„Die Probekopie ist fertig", sagte Wilms höflich, „darf ich bitten?" Und alles, was an dem Zustandekommen des Films beteiligt zu sein glaubte, trat er in den kleinen Vorführungsraum, in dem die erste Wiedergabe der jeweilig hergestellten Aufnahmen erfolgt. Schnell verstummte die Unterhaltung. Auf der Leinwand sah man einen Mann und eine Frau, verstört, ungewiß aus einer Umarmung sich lösend; der Wille nach Liebkosung kämpft noch mit dem Alpdruck eines Schreckens. Und während ihre Augen wie von einem Medusenhaupt gebannt sind, erscheint riesengroß auf dem Hintergrund der Schatten einer Hand, ein Gespenst, ein Symbol, nur sichtbar den Unbeteiligten. Langsam löst sich der Mann von der Frau, ein Fuß tastet zurück, Furcht ist in seinen Bewegungen, er sieht nicht mehr den ersehnten Mund, sondern sucht nach einem Ausweg, geht und läßt die Frau allein. Die richtet schwankend, haltlos sich auf, taumelt dem unbekannten Schrecken entgegen — und wie sie strauchelt und zusammenbricht, senkt sich der Schatten der Hand im verlöschenden Licht müde über sie...

„Alle Achtung!" sagte zuerst der Maler, um das Schweigen zu unterbrechen. „Das ist nicht mehr Schauspielerei, das ist ein Zauberstück der Regie!"

Marceline Day

(Metro Goldwyn Mayer)

Selbst der Autor war betroffen und reichte Wilms die Hand. „Wahrhaftig, das ist Kunst! Wie haben Sie das nur gemacht?"

Wilms Antwort war kurz uund höflich. „Keine Denkarbeit, mein Herr, das wissen Sie ja. Im übrigen hat es keinen Sinn, zu sagen, wie es gemacht wurde. Denn es läßt sich nicht wiederholen." Dann lächelte er, denn er dachte daran, daß am Abend vorher eine Frau wortlos bittend an seinem Halse geweint hatte, und sagte, den anderen in das Atelier vorausgehend: „An die Arbeit, meine Herren!" —

Im Orient konnte immer gepfändet werden. Der neue Paramount-Film „Sklavenmarkt von Bagdad" ist zum Teil in seiner Handlung durchaus geschichtlich gehalten. Ein Detail dürfte vielleicht besonders interessant sein. Die Steuern sind so alt wie die Welt. Solange es Staaten gegeben hat, schimpften die armen Bürger, die damals mit Recht noch Untertanen hießen, über die viel zu hohen Abgaben. Und was viel unangenehmer ist, die alten Sultane konnten, selbst wenn überhaupt kein Besitz mehr da war, immer noch pfänden. Bei uns besteht das Sprichwort: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren", zu Recht, sogar in Republiken. Die alten Sultane hatten es besser. Wenn wirklich gar nichts mehr zu pfänden war, dann nahm man dem Schuldner, der meistens ein armer, arbeitsamer und viel geplagter Mann war, seine Frau, oder noch lieber seine Tochter und verkaufte sie auf dem Sklavenmarkt, so daß man auf diese Weise zu Geld kam. Wenn er aber keine Tochter hatte, oder wenn seine Frau zu häßlich war, wurde er selbst verkauft und dann half ihm auch das Versprechen nicht mehr, so schnell wie möglich für Nachwuchs zu sorgen.

Film im fernen Osten. Von der japanischen Niederlassung der First National erfahren wir interessante Einzelheiten über die Popularität des Films im fernen Osten. Trotzdem wir hier, tausende von Meilen entfernt, zum Teil genau dasselbe zu sehen bekommen, (Colleen Moore. Pola Negri und Ramon Novarro sind in Japan ebenso populär wie bei uns) ist die technische Seite doch mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft. Schon die ungeheuren Entfernungen und die dafür umso schlechter organisierten Verkehrsmittel. Daß Filmrollen mit Hilfe von Lasttieren und Trägern Entfernungen bis zu 500 Kilometer zurücklegen müssen, ist keine Seltenheit. In fast sämtlichen ostasiatischen Gebieten, also Japan, China, Ostindien und in den Philippinen laufen die Filme mit englischen, holländischen und spanischen Titeln. Trotz dieser Vielfältigkeit kommt es nicht selten vor, daß noch ein großer Teil des Publikums diese Zwischentitel nicht einmal lesen kann. Man hilft sich mit einem Ansager, der die Szenen erklärt, oder wenn er es sich bequem machen will, die Zwischentitel nur vorliest. Wenn der Asiate heute überhaupt Verständnis für europäische Kultur und für europäische Gebräuche besitzt, so ist es nicht zuletzt dem amerikanischen Film zu danken, der drüben den Markt beherrscht. — Wer zweifelt noch an der Kulturmission des Films?

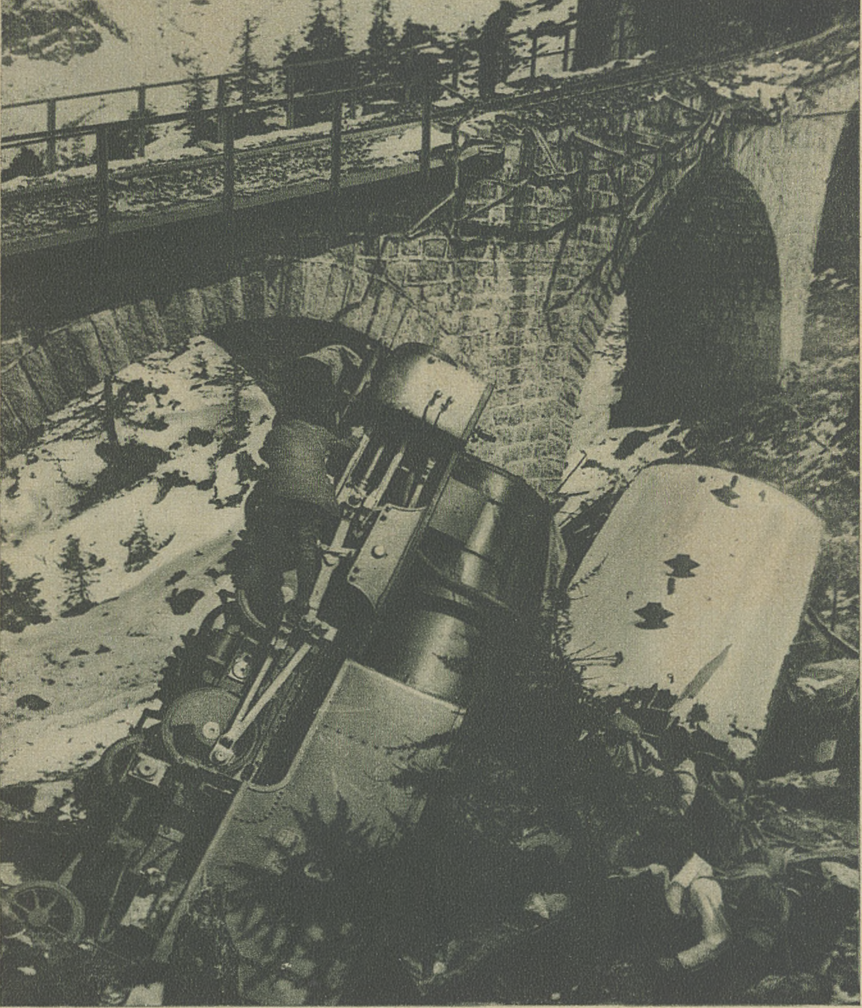


Die beiden amerikanischen Flieger Schlee und Brock, die von Amerika über Europa und Asien die Welt in 15 Tagen überfliegen wollen (nach 23stündigem Ozeanflug landeten sie bekanntlich erstmalig in London), nach ihrer Ankunft in München, wo ihnen Maßkrüge mit einem Willkommentrunk überreicht wurden — Kester & Co.

Oben: Ein interessantes Bild vom Start zu der deutschen Heeresstrommeisterschaft, die auf der Oder ausgetragen wurde — Photo-Union



Oval rechts: 50000 Dollar. Der deutsche Langstreckenschwimmer Ernst Vierkötter, der überlegene Sieger im amerikanischen internationalen Marathonschwimmen in Toronto über 33,790 km, die er in 11 Stunden 42 Minuten und 12 Sekunden bewältigte. Er bekam als Sieger 50000 Dollar und wird nun aus Deutschland wohl 50000 Bettelbriefe bekommen — Dt. Pr. Ph. Z



Die Trümmerstätte der Zahnradbahnkatastrophe im Montblanc-Gebiet. Man sieht das beim Sturz in die Tiefe von der Lokomotive durchbrochene Gitter. Zahlreiche Tote und Schwerverletzte wurden aus den Trümmern des mitgerissenen Personenwagens geborgen — Kutschuk

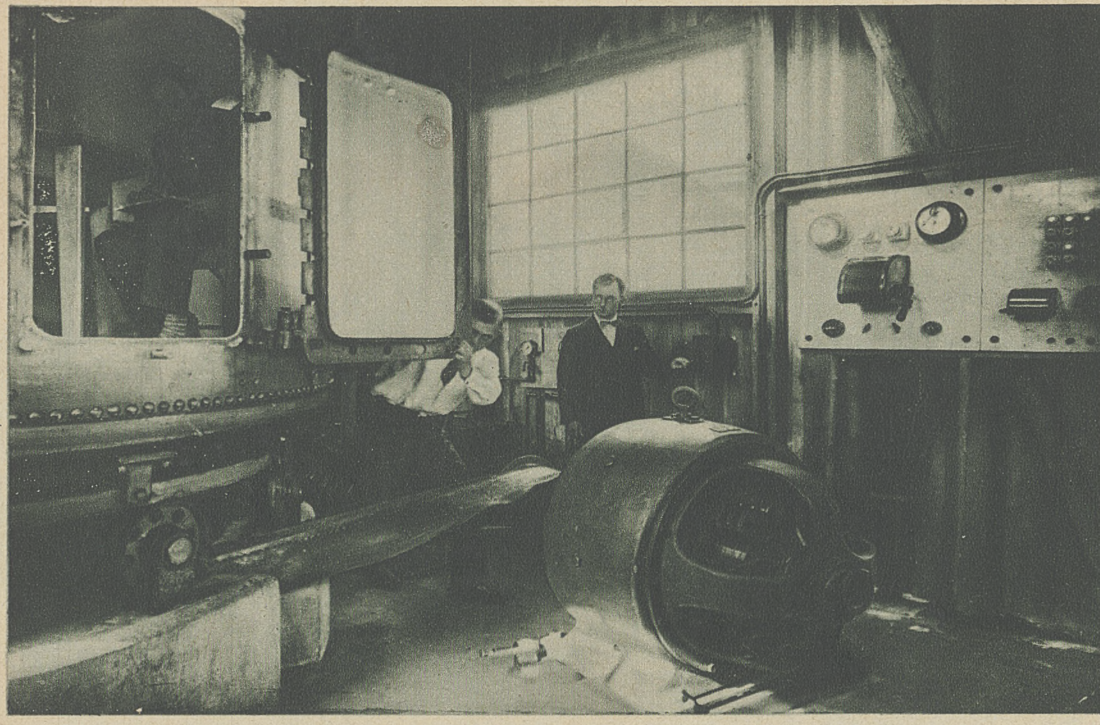
Das erste Motorrad-Fußball-Wettspiel in Deutschland fand kürzlich in Hannover statt. Hannovers Motorradklub gegen die Pokalmannschaft des D.M.V., die das Spiel 3:1 gewann — Scherl



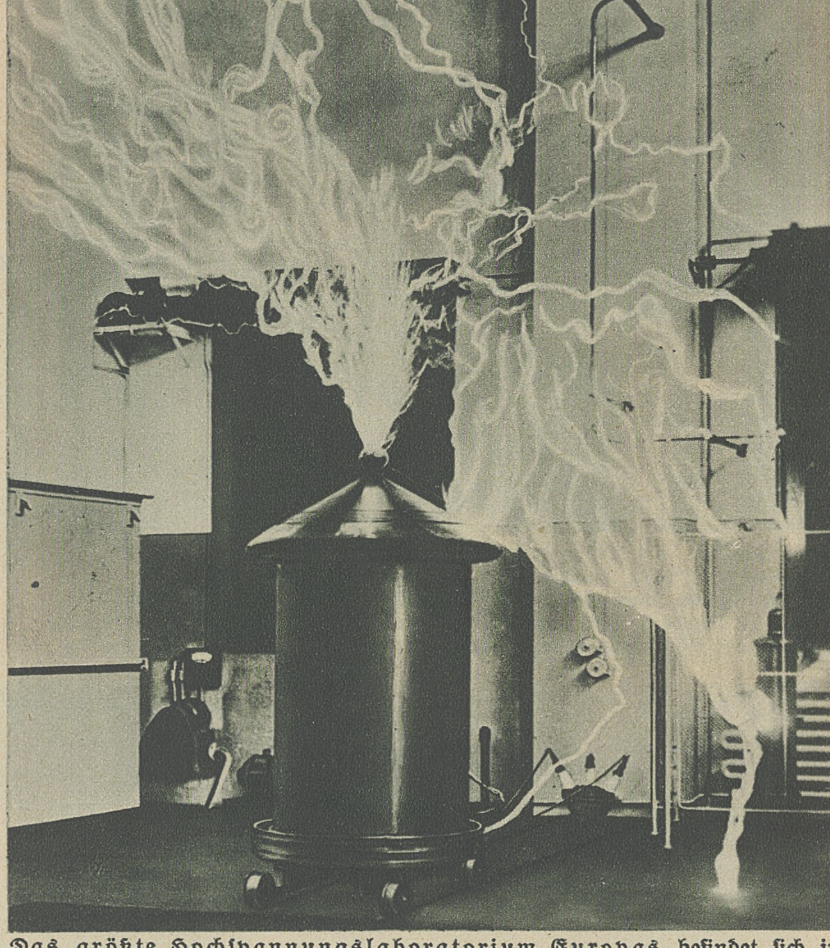
Vom diesjährigen Bergrennen am Oberjoch bei Hindelang im Allgäu. Die Strecke stellt mit einer Höhenüberwindung von 310 Meter und zahlreichen Kurven hohe Anforderungen an die Führer. Die einzige, erst 19jährige, am Rennen teilnehmende Dame, Fräulein Cläre Haggenmüller aus Kempten, in einer Kurve. Man beachte das weite Hinauslegen des Mitfahrers, um das Gleichgewicht des Wagens in der Kurve zu erhalten — Karl Bayer



Vom Sachsenflug, dem einzigen deutschen Motorflugsport-Wettbewerb dieses Jahres. Der Wettbewerb ist nur für kleine Flugzeuge ausgeschrieben und hat zum Ziel, ein möglichst billiges Sportflugzeug zu schaffen. Es fand gleichzeitig ein Montage-Wettbewerb statt. Das Flugzeug hatte einen Flug von 5 Minuten Dauer auszuführen, mußte dann abmontiert und in einen Raum von der Größe eines Eisenbahnwagens gebracht werden. Nach Wiederaufmontierung mußte abermals 5 Minuten geflogen werden. Die schnellste Zeit wurde bewertet. Im Bild: Auseinandernehmen eines Flugzeuges beim Wettbewerb. Fahrgestell und Tragflächen bleiben zusammen, der Rumpf wird abgehoben — Photo-Union



Aus der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, die sich auf dem ehemaligen Johannisthaler Flugplatz bei Berlin befindet. Eine Versuchsperson in der „Unterdruckkammer“, die vollkommen luftdicht abgeschlossen werden kann. Die Luft in der Kammer wird entsprechend der Höhenluft verdünnt, um die Wirkung der Luftverdünnung auf den Menschen und die jeweiligen Piloten auszuprobieren und festzustellen, in welcher Höhe künstliche Atmung einsetzen muß Atlantic



Das größte Hochspannungslaboratorium Europas befindet sich in Oberschöneweide bei Berlin. — Eine Million Kilowatt kann hier zusammengezogen werden. — Unser Bild zeigt den „Tesla-Transformator“ zur Untersuchung von Gewitterwirkung auf Hochspannungsleitung. — Der Teslastrom entladet sich nicht wie andere auf kürzestem Wege, sondern willkürlich im Raum. Man beachte die gewaltigen Funkenbündel Scherl

☆

Rechts: Das 50jährige Jubiläum des Phonographen. Der Erfinder Thomas Edison wiederholt am Jubiläumstage vor dem Mikrophon die ersten Worte, die vor 50 Jahren vor der Sprechmaschine gesprochen wurden Wolter



Ein seltener weiblicher Beruf. Angestellte einer Thermometer-Eichungsstelle in Amerika. Sämtliche für medizinische und chemische Werke verwendeten Thermometer werden hier amtlich geeicht Scherl

★

Bild unten: Ein Denkmal für den Astronomen Tycho Brahe wurde kürzlich in Helsingborg, Schweden, in Gestalt eines Brunnens, der von einem Himmelsglobus gekrönt ist, enthüllt. Tycho Brahe lebte 1546—1601 auf einer Insel im Oeresund Scherl

★



Ein großer Opiumfund der Zollbehörde in New York. Es wurden den Schmugglern zwei große mit etwa 500 Opiumpäckchen gefüllte Koffer abgenommen. Der Wert wird auf mehr als zwei Millionen geschätzt Scherl

☆

Bild rechts: Ein Straße mit Regendach. Neuerdings ist in Amsterdam eine Straße entstanden, deren Bürgersteige mit Glas überdacht sind, eine beachtliche und nachahmenswerte Einrichtung Atlantic



Zur Geschichte des Zeitungswesens

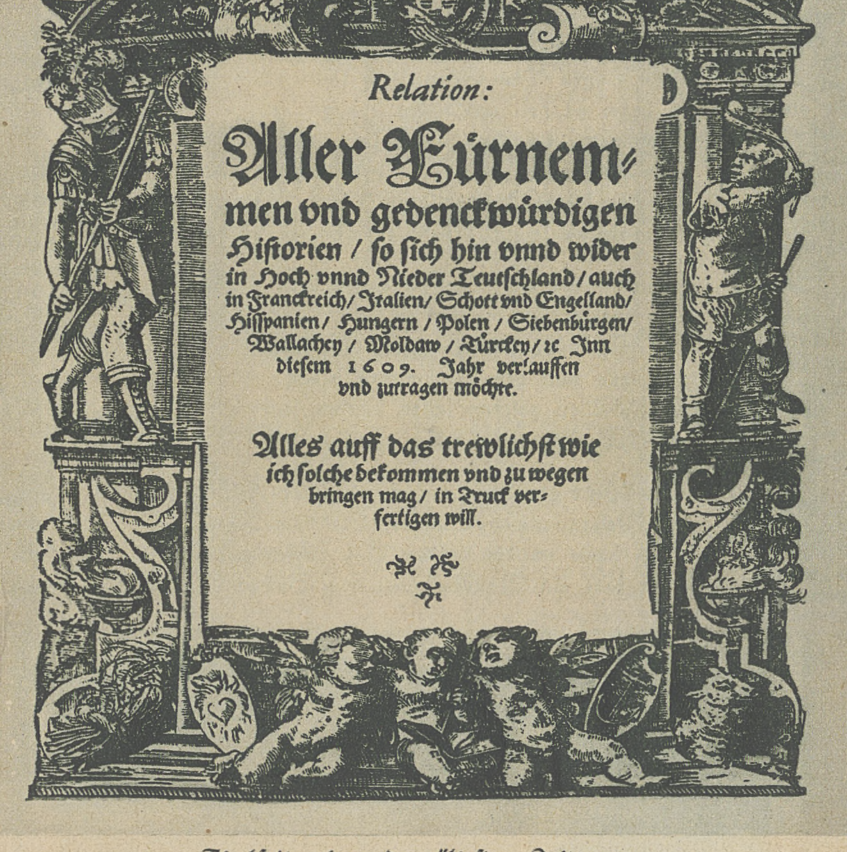
Sonderbericht für unsere Beilage von Hans Sturm

Wer von uns Heutigen möchte, ja könnte seine Tageszeitung missen?

Goethe zwar brachte den Zeitungen und Nachrichtenblättern seiner Zeit starke Abneigung entgegen. Diese Abneigung, damals von den meisten seiner Mitmenschen wohl geteilt, hat sich aber im Laufe der Zeit immer mehr verloren, und wir Heutigen können uns ein Leben ohne Zeitung, ohne diese lebendige Nachrichtenquelle nicht mehr denken.

Interessant ist ein Blick in die Entwicklungsgeschichte des deutschen Zeitungswesens. Das Wort Zeitung ist nach Professor Friedrich Seilers Angaben entweder nordischer oder niederdeutscher Herkunft und erst durch die reisenden Kaufleute in allen deutschen Gauen bekanntgeworden. Die „Tidinge" bedeuten ursprünglich Reiseabenteuer und erscheinen später als „Zitunge", aus dem nach und nach die heutige Zeitung erstand.

Die Kaufleute, die auf ihren Reisen naturgemäß viel Neues und mancherlei Abenteuerliches erlebten, erzählten dieses dort, wo sie ein- oder wenn sie heimkehrten und nannten es „Neue Zeitung", ein Ausdruck, der noch zur Zeit der Klassiker die Bedeutung von Nachricht hatte. Geschriebene Nachrichten über Erlebnisse in fernen Ländern legten die Kaufleute ihren Briefen als „Neue Zeitung" bei für weitere Kreise ihrer Bekannten und Geschäftsfreunde. Die Fugger in Augsburg unterhielten an fast allen großen Fürstenhöfen und Verkehrsplätzen der damals bekannten Welt ständige Korrespondenten, aus deren Mitteilungen sie eine Korrespondenz zusammenstellten und den Fürsten, Bischöfen und Stadtverwaltungen überreichten. Der Begriff „Korrespondenz" für solche Sammelnachrichten erhielt sich bis auf den heutigen Tag, trotz Goethes Verdeutschungsversuch „Briefgespräch". Die Kaufleute in Venedig nannten diese Nachrichtenblätter später „Gazetta", aus dem im achtzehnten Jahrhundert die heutige französische


Relation:

Aller Fürnemmen vnd gedenckwürdigen Historien / so sich hin vnnd wider in Hoch vnnd Nieder Teutschland / auch in Franckreich / Italien / Schott vnd Engelland / Hisspanien / Hungern / Polen / Siebenbürgen / Wallachey / Moldaw / Türckey / 2c Inn diesem 1609. Jahr verlauffen vnd zutragen möchte.

Alles auff das trewlichst wie ich solche bekommen vnd zu wegen bringen mag / in Truck verfertigen will.

Titelseite einer der ältesten Zeitungen



Druckerei aus dem 16. Jahrhundert mit Handpressen

„Gazette" erstand. Böse Zungen wollen die italienische Bezeichnung von Gazza ableiten, d. h. Elster, und wollen so die Schwatzhaftigkeit des Vogels mit der vielseitigen Nachrichtenquelle in Verbindung bringen. Wahrscheinlicher aber ist die Ableitung des Namens von Gaza, einer kleinen Münze, für die man die Gazetta erstehen konnte. Als die Grafen von Thurn und Taxis den Vertrieb der Zeitung ihrem Postbetrieb eingliederten, erschienen die geschriebenen und auch bald gedruckten Neuigkeiten regelmäßig wöchentlich oder zweiwöchentlich als „Ordinarizeitung", eben wegen ihres regelmäßigen Erscheinens.

Die älteste uns erhaltene gedruckte Zeitung ist vermutlich die „Straßburger Relation" des Johannes Carolus aus dem Jahre 1609. Aus fast gleicher Zeit ist auch noch eine Augsburger Zeitung nachweisbar.

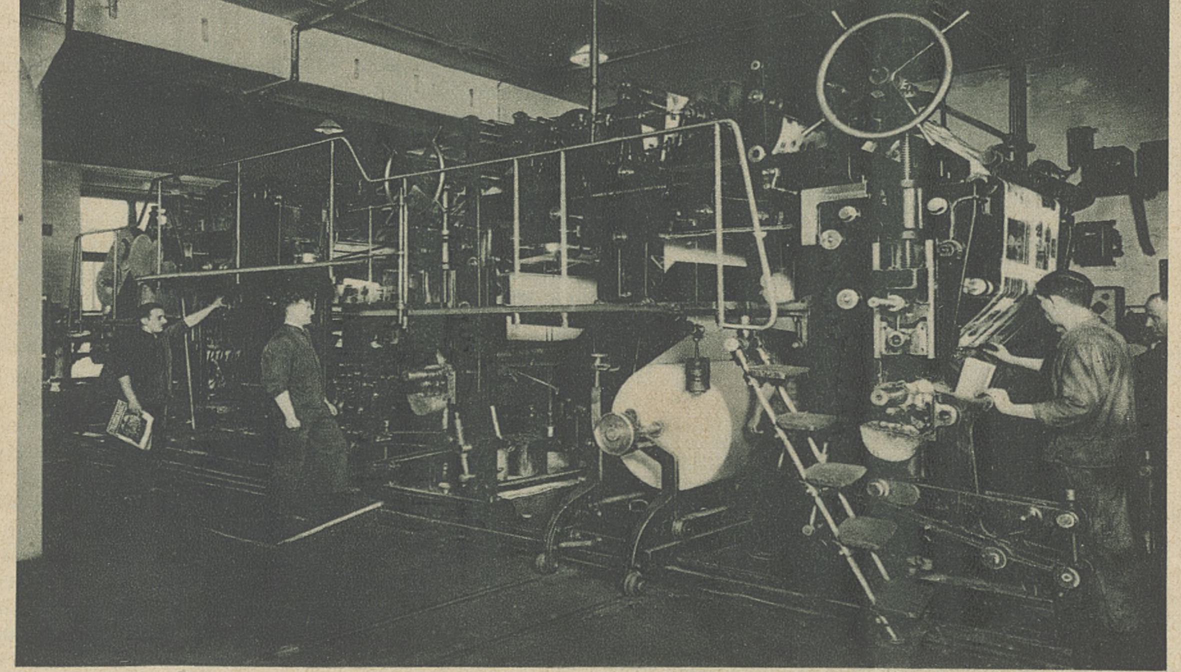
Die aufgeregten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges waren, so seltsam es klingen mag, von günstigem Einfluß auf die Entwicklung des Zeitungswesens, da sich in diesen Jahren das Bedürfnis nach Neuigkeiten in ungeahntem Maße steigerte. Diese Erfahrung haben wir ja in ähnlicher Art auch in der Zeit des Weltkrieges gemacht. In den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts gab es in fast allen größeren deutschen Städten regelmäßig erscheinende Wochenschriften unter dem Namen „Ordentliche Postzeitung". Wenn nach dem Dreißigjährigen Krieg die Entwicklung des deutschen Zeitungswesens hinter dem des Auslandes zurückblieb, so ist das einzig auf den Verfall des kulturellen Lebens zurückzuführen. In Frankreich jedoch ging die Entwicklung weiter, und dort auch erschienen die Zeitungen bald täglich unter der neuen Bezeichnung „Journal". Dieses Wort ist von dem lateinischen „diurnus", d. h. täglich, abgeleitet. In Deutschland bürgerte sich hierfür später die Bezeichnung „Tageblatt" ein. Die Bezeichnung „Journal" hinderte die Franzosen aber nicht, später ihre Wochen- und Monatszeitschriften ebenfalls „Journal" zu benennen. Auch stammt der vornehmer sein sollende Ausdruck „Journalist" aus dieser Zeit und hat bis auf den heutigen Tag die früher in Deutschland gebräuchliche Bezeichnung „Zeitungsschreiber" verdrängt. Desgleichen stammen die Bezeichnungen „Redakteur" (von dem lateinischen redigere) und „Abonnent" aus dem Französischen, und zwar aus der Zeit, wo man in Paris die Zeitung „à bon", d. h. auf einen Gutschein hin erstehen konnte, aus den damaligen Zeiten der schnellen Entwicklung des französischen Zeitungswesens. Daß auch die „Annonce", das „Inserat" und das „Feuilleton" (das letztgenannte war ursprünglich ein dem Hauptblatt beigegebenes „Blättchen" und enthielt, wie heute noch, den unterhaltenden Teil) französischen Ursprungs sind, ist nicht weiter verwunderlich. Verwunderlicher ist, daß das heutige deutsche Zeitungswesen diese Bezeichnungen noch nicht durch gute deutsche hat ersetzen können.

Die alten Zeitungen bieten nicht nur ein seltsames Spiegelbild der großen und kleinen, bedeutsamen und belanglosen Ereignisse vergangener Zeiten, sondern sind zugleich eine wertvolle Ergänzung zu jeder Kulturgeschichte. Und schon damals haben sich die Zeitungen, trotz der oft sehr strengen Zensur, als stärkste Träger der gesamten Volksbildung und Volkskultur erwiesen. Nach vielen Bemühungen gelang es dem deutschen Zeitungswesen, im Reichsgesetz von 1874 endlich eine Preßfreiheit zu erhalten, die dem öffentlichen Leben ziemlich gerecht werden konnte. Aber erst die technischen Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts ließen das gesamte Pressewesen die heutige Höhe erreichen. 1811 erfand ein Deutscher, Friedrich König, die Schnellpresse, die in den sechziger Jahren zur Rotationspresse vervollkommnet wurde. Mit der alten Handpresse stellte man am Tage einige hundert Zeitungen her, die Schnellpresse druckte etwa dreitausend in der Stunde, die erste Rotationspresse stellte etwa zwanzigtausend Stück in der Stunde her, während die heutigen Riesen-Rotationsmaschinen in einer Stunde Riesenauflagen drucken, falzen, abzählen und bündeln. Gleichzeitig wurden natürlich auch die Setzmaschinen und alle übrigen nötigen Einrichtungen vervollkommnet und alle technischen Neuerungen auf dem Gebiete des Nachrichten- und Verkehrswesens (drahtlose Telegraphie, Bildübertragung, Radio, Flugzeug) in den Dienst der Zeitungen gestellt.

Ein spätmittelalterlicher Zeitungsverkäufer

Heute ist das Zeitungswesen nicht nur ein industrieller, politischer und kultureller Machtfaktor von überragender Bedeutung, sondern auch ein von der Wissenschaft neu entdecktes Gebiet; sowohl an den größten deutschen, als auch an verschiedenen größeren Universitäten des Auslandes sind heute Institute zur Erforschung des Zeitungswesens und der Geschichte der öffentlichen Meinung eingerichtet, deren bisherige Ergebnisse auf der großen Internationalen Presseausstellung 1928 in Köln in umfassender Schau zur Darstellung gebracht werden.

Die Photographien wurden uns — mit Ausnahme der modernen Rotationsmaschine — vom Staatspolit. Verlag Berlin aus dem in Vorbereitung befindlichen Werk „Die Weltpresse", Bd. I: Zeitungsanfänge, überlassen



Eine neuzeitliche große Rotationsmaschine, die in der Stunde etwa 30000 Stück dieser Bilderbeilage herstellt



Sterne

Von Heinrich Eisen

Sie sind die leuchtenden Gedanken Gottes. Sie sind die Lichter des Alls. Was wüßten wir von ihm ohne die Sterne? Was sollte die Erde mit Sonne und Mond allein in der Unendlichkeit dessen, was wir Raum nennen? Wie tief wäre unsere Einsamkeit? Aber wie ein Halm in einem Felde, wie ein Zweiglein im Wald, wie ein Tropfen im Meer — so ist die Erde im All.

Da steht man in der Nacht und schaut empor. Ein Atom nur der Schöpfung. Ein Funke, der aufglüht und erlischt. Steht und fühlt Ewigkeit. Und fühlt sich mitten in ihr seiend, als ein unvergänglich Teil ihrer selbst. Steht und betet an. Sterne. Und weiß, sie sind Sonnen und Erden und Monde wie unsere Sonne und unsere Erde und unser Mond. Erdkörper, die alle die gleiche gesetzmäßige Entwicklung, das gleiche Schicksal tragen: Geburt in kreisenden Gasgluten, Verdichtung zum feuerflüssigen Ball, der sich in der eisigen Kälte des Raumes von der Oberfläche nach dem Mittelpunkt zu allmählich zum glühenden Rundkörper festigt, zur Sonne, die sich, langsam verglühend, zur Erde wandelt mit festem Land und Meeren. Da erwacht das Leben. Pflanzliche und tierische Urzellen entstehen, mehren und entwickeln sich bis zu den phantastischsten, ungeheuerlichsten Formen und Arten von Tieren und dem höchsten und rätselvollsten Gebilde der Schöpfung, dem menschlichen Wesen. Aber weiter fort schreitet die Erkaltung des Weltkörpers, immer weiter. So wie es entstand, das Leben, geht es wieder zugrunde, Stück um Stück, Mensch, Tier und Pflanze, bis schließlich die letzte lebendige Zelle stirbt, und die Erde draußen ein Mond geworden ist: Eis, Stein, starr, tot — das Schicksal auch unserer Erde, wenn sie nicht zuvor irgendeiner Katastrophe im Sonnensystem zum Opfer fällt.

Da steht man und hebt die Augen auf, ein Atom nur der Schöpfung, und fühlt Ewigkeit. Still glänzen die Sterne. Fern. Viel ferner, als man zu denken vermag. Wie viele Lichtjahre? Und wir sehen nur wenige, nur die nächsten, und können sie nicht zählen! Wer aber kennt, wer nennt die Millionen, die Milliarden und aber Milliarden Sterne, die in urewigen Bahnen um ihre rätselhaft stillstehenden Sonnen kreisen? Und wenn man Millionen Lichtjahrfernen durchwanderte, wenn man wanderte von Ewigkeit zu Ewigkeit: Sterne — Sterne — Sterne. —

Wo aber ist das Ende? So ist der Mensch: er kann sich keine Grenzen des Alls denken und vermag doch auch das Bild der Grenzenlosigkeit nicht zu fassen. Wenn irgendwo eine Grenze wäre, dann müßte es doch auch ein Jenseits der Grenze geben. Was wäre da? Nichts? Leerer Raum? Und wenn — leerer Raum ist kein Nichts, ist kein Ende — — — ???

Versucht man andererseits, sich die Endlosigkeit vorzustellen, so bricht man wiederum zusammen: Irgendwo muß es doch einmal aufhören — irgendwann muß doch einmal ein Ende sein!

Wir fassen es nicht. Stehen in der Nacht und heben die Augen auf zu den Sternen, empfinden: es gibt keinen Anfang und kein Ende, weder nach Raum noch Zeit — und fassen es nicht. Emfinden Gott — All — Ewigkeit — — und fassen es nicht.

Selig-unseliges Menschenhirn, wann wirst du das Geheimnis des Seins ergründen? Wann wirst du die Maße Gottes ermessen? Wann wirst du Ruhe, Erlösung finden? — — — — — — — — — — —

„Über den Sternen wohnet Gottes Friede . . .“

Sehnsucht

Von Beatus

Am Tage sind wir erfüllt von den mannigfachen Aufgaben und der vielfältigen Arbeit, die keinem von uns erspart bleiben. — Am Abend aber und an Sonntagen wird in uns die Sehnsucht wach.

Die Sehnsucht nach fernen Ländern und Meeren. — Die Sehnsucht nach stillen Tälern und traumverlorenen Wäldern. — Die Sehnsucht nach fernen, lieben Menschen.

Sehnsucht hat vielfache Gestalt.

Sie ist ein scheuer Vogel, der aus dunklem Nest aufsteigt in das strömende Gold des Abendhimmels. — Sie ist ein irrer Falter, der taumelnd schwebt über Sommerwiesen.

Sie ist wärmendes Licht und sengende Flamme.

Wie ein sanftes Volkslied schwingt Sehnsucht in unserm Herzen.

Wie wilde, brausende Weise reißt sie uns empor aus dem schleppenden Takt des Tages.

Unendlich verschieden sind die Menschen.

Unendlich verschieden ist ihre Sehnsucht.

Sehnsucht kann zum Fluche werden.

Sehnsucht kann Geschenk sein aus himmlischen Gärten.

Sehnsucht kann töten.

Sehnsucht kann Leben wecken, leuchtendes, klingendes Leben. . . .

Tag wird durch sie zur lastenden Nacht

Nacht wird durch sie zum jauchzenden Licht.

Vom Teufel stammt sie, sagen die einen.

Gott sandte sie den Menschen, künden die andern.

Mit dem Blute, das durch unsere Adern pulst, fließt Sehnsucht durch unser Sein.

Unser Leben ist Sehnsucht.

Mein Kind

Von Lisa Linden

All meine Liebe soll mir helfen, Dich vergessen; denn Deine Seele soll ungestört ihren Weg durch Gottes Sonnenland wandern.

Ich will meine Liebe in die Sommerlande tragen, da werden die Winde Sträuße draus flechten und Du wirst ihren Duft atmen. — Ich will meine Liebe den Sternen sagen, die werden einen Kranz von Lichterschein daraus bauen, und wenn Du am Abend über die Straßen gehst, leuchtet meine Liebe Dir Deinen Weg. Licht und Sonne sei Dein Leben, mein liebstes Kind.

Der Tag

Von Otto Dörres

Des Tages Ton begann sich kaum zu regen,
da brach es hell aus allen Horizonten.
Lobsingend ging das Licht auf neuen Wegen.
Die Welt war wie ein Kind noch ohne Sorgen
und sang der Sonne ihren Dank entgegen . . .
und jubelnd schritt Musik im jungen Morgen.

Dann wuchs der Tag zu abgeklärter Ruhe.
Die Welt war wie ein schaffensfroher Mann,
doch wegemüde wurden schon die Schuhe,
und leise kam der Nachmittag heran. — —
Die Grillen geigten leiser, immer leiser;
denn Abend wurde dann.

Der Wind ging sacht auf abenddunklen Schwingen.
Im Westen sang das Licht ein Lied vom Scheiden. —
Noch hörte ich den letzten Ton verklingen,
dann kam ein Nachtruf von des Baches Weiden.



Der Flieger

Von Hans Sturm-Gundal

Der erdenmüde Abenteurer, der mit seinen geschärften Sinnen die Weite umspannt, am hellen Tag und im Mitternachtswind, der das im Alltag verstrickte Ich zu befreien vermag, braust, stolz zurückgelehnt in seinem hohen Pilotensitz, ruhig über dem lärmenden Motor thronend in hundertfünfzig Stunden-Geschwindigkeit auf leuchtenden, leise zitternden Schwingen dahin über wechselnde Landschaften und verschiedensprachige Länder. Es ist die abenteuerliche Lust nach Ungebundenheit in ihm. Er ist Erde und Wasser, aber auch Luft, und so muß er den Zusammenhang des Lebendigen bewußt machen.

Wenn der Motor in brausendem Erwachen den Propeller herumwirft und das Flugboot mit einer unergründlichen Selbstverständlichkeit aus einem Element in das andere hebt, dann steht sein Wille im Raum, sein Wille gegen die fremde Kraft, deren Fieber im Kühler ertrinkt. Er selbst, pflichtversteint, ist dieses Willens stumme Geste, die sich an die Kraft hingibt wie ein Schöpfer an das Geschaffene. Aber um ihn ist Bewegung, ist Kampf. Luftdruck und Motorlärm machen sein Ohr taub. Dennoch prüft das tiefere Horchen seines geschärften Gleichgewichtssinnes jeden Takt der Maschine, um, in steter Bereitschaft, im Augenblicke der Gefahr von allen Möglichkeiten die rettende zu wissen und zu ergreifen; denn Besinnen kann Tod, Tollkühnheit Leben sein.

Himmel und Erde kreisen um sein Ich-Gefühl, denn er fühlt sich nicht als ein Punkt außerhalb der mütterlichen Erde, wie ihn die von unten sehen, ihm ist das Schweben im Raum selbstverständlich, es zeigt ihm aus der reineren Schau die wunderbare Plan- und Zweckmäßigkeit der Mutter Erde, zu der ihn nicht die fremde Kraft zurückzwingt, sondern der eigene Wille. Denn dieser steht unter dem Zwang erdverhafteten Schicksals, gestern wie morgen.

Funken

Von Ulrich v. Uechtritz

Irgendwo in der Luft hängt ein himmelblauer Gedanke. Der klingt, — wenn der Wind an ihn fährt — und jauchzt — und duftet nach Veilchen und Rosenknospenduft.

Und wenn eine regenschwere, schwarze Wolke auf ihn steuert, duckt er sich — ein wenig furchtsam erst — dann aber springt er keck auf ihren hohen Buckelrücken und lacht schon wieder irgendwo aus einem Loch des arg zerschlissenen, schwarzen Wolkenmantels.

*

Mathias Weidner heißt der Küster von Einstädt. Einstädt aber liegt drei Meilen Fußweg hinterm Wald, in die Einöde gebettet.

Den Küsterrücken haben sechzig Sorgenjahre gekrümmt, aber sein Sinn ist aufrecht geblieben, wie die Leitern im Glockenstuhl, — nur der Wurm nagt an den Sprossen.

*

Mathias Weidner heißt auch der Sohn des Küsters. Grobknochig und stark und eine breite, rote Narbe läuft quer übers brutale Gesicht. Die hat neun Monate Gefängnis gekostet. — —

Seither klingen die Glocken nicht mehr so lustig in den Frühlingsmorgen.

Mit jedem Zug des Küsters läuft ein Gedanke aufwärts am Glockenstrang — hinauf zum Stuhl, ins Herz der Glocke, qualvoll, blutwülstig: Die Narbe quer übers Gesicht.

*

Die Marei des Schulzen — durchsichtig und jung — hüstelt. Die Lunge will mit den jungen Füßen nicht mehr mit; also müssen auch die Füße daheim bleiben.

*

Des Gastwirts Vesi ist zur Stadt gezogen.

„Vater,“ — schrieb sie — „holt mich; krank im Spital, zwei Männer waren's, die mich trunken machten.“ . . .

Des alten Sinn blieb starr; nur seine Hände zittern jetzt bisweilen.

*

Und des Lehrers Sohn ist ein eigener. Liest und studiert — und trägt an einer Liebe, die er nicht kennt.

Drum soll er zur Geistlichkeit.

*

Irgendwo in der Luft hängt ein himmelblauer Gedanke, der klingt, wenn der Wind an ihn fährt.

*

Und übers Jahr — leuchtet die Narbe des Küstersohn's grad' noch so scharlachfarben, wenn er im Heu die mächtigen Glieder reckt.

Dem Kind des Schulzen hat man längst drei Hände schwarze Erde nachgeworfen.

Die Gastwirtsvesi streicht im Seidenkleid die Großstadtstraßen männerlauernd lang.

Und Lehrers Sohn hat seine Liebe irgendwo hinausgetragen, in weite Welt, mit einem jungen Ding.

*

Und alle fühlen den himmelblauen Gedanken, tasten ihn mit ihren Sinnen ab — und kennen ihn doch nicht.

*

Menschenschicksale — noch so gewaltig und doch tausendmal kleiner, als jener winzige Gedanke, der klingt, wenn der Wind an ihn fährt.

Aus der Unendlichkeit ein Funke, — der überspringt.

Die Tulpe der Anna Pavlowa

Von Else Wenzig

Nach Holland sollte man zur Zeit der Tulpenblüte fahren. Da ist kaum ein Feld, dessen Farben nicht aufmunternd leuchten, dessen abgezirkeltes Reich nicht Hunderte von üppigen Blumenkindern birgt.

Ich weiß nichts von ihrer Aufzucht und ihrer Pflege, aber ich habe die weiße großblättrige Tulpe gesehen, deren Blumenhaut so zart und fein war, daß sie wie aus Äther und Himmelsstoff gewirkt schien.

Früh am Morgen war sie am schönsten, denn da war ihr Kelch voller Tau gleich einem heiligen Becher. Die Käfer und die schillernden Schmetterlinge wußten darum und ließen sich von ihr am liebsten den Morgentrunk reichen.

Die Tulpe war sehr stolz, denn sie hatte einen gar seltenen und schönen Namen. Anna Pavlowa hatte man sie genannt, um die große russische Tänzerin zu ehren. Aber die Tulpe wußte nichts davon, nur der Name gefiel ihr, denn er klang wie Meereswellen, oder wie ein leiser, noch nicht aufgebrochener Donner, der gleich einer Verkündigung in der Luft hängt. Alle ihre rosa und lila Gefährtinnen auf den Beeten ringsum, die wie buntfarbige Teppichläufer über die Schollen gespannt waren, hatten klanglosere Namen.

Und sie prahlte mit ihrem Namen vor den Abendwolken: Plötzlich aber wurde sie darüber ganz still und erzitterte auf ihrem grünen Stengel, denn man hatte sie unversehens abgeschnitten, ehe noch der letzte Orangestreifen am Himmel erloschen war.

In einem Körbchen, in grünes Moos verpackt, reiste die Tulpe nach Antwerpen. Ihre Gedanken lagen während der Fahrt ganz still und wurden erst wieder laut, als sie bei der Pavlowa waren. Man hatte sie der berühmten Tänzerin zu ihrem Gastspiel geschickt, um des Namens willen. Und die große weißblättrige Tulpe stand nun in einem bernsteingelben Glase und sah zu, wie die Pavlowa tanzte. Und sie tanzte so schön, daß es hätte die Engel im Himmel rühren können. Aber die Tulpe blieb kühl unv streng, und die Pavlowa tanzte und tanzte immer weiter, und hob ihr Bein, und wuchs weiß umschleiert heraus aus ihren schlanken Körperformen.

„Seht, wie sie sich Mühe gibt, mir zu gleichen“, meinte die Tulpe spöttisch. „Steht sie nicht mir zu Ehren auf einem Bein? Gewiß fühlt sie sich aufs entschiedenste mir verpflichtet, weil man ihr meinen Namen gegeben hat.“ Dabei hob sie sich ganz stolz und hoch aus ihrem Glase, bis sie auf die Erde fiel. Und dann hat man sie in einer Pause zertreten, die große weißblättrige Tulpe der Anna Pavlowa.

DIE · FRAU · UND · IHRE · WELT

Neue Pelzmoden.

(Nachdruck verboten.)

Die große Beliebtheit der Pelzbesätze im Sommer wird zweifellos ihre Fortsetzung im Herbst finden. Jedes Kostüm, jeder Mantel wird mit Pelz besetzt sein, sei er billig oder elegant — man verwendet Edelpelze und ganz billige Sorten, sowie viele Variationen, so daß Pelze jedem Preis und jedem Geschmack entsprechen. Ganze Pelze oder in eigenartige Muster zusammengestückte Pelzstreifen werden zu ganzen Mänteln, für Stoffmäntel zu langen Schalkragen oder Tellerkragen verarbeitet, der neben dem Schalkragen in den Vordergrund gestellt ist. Der Schalkragen aus Fuchspelz beginnt mit dem schmal ausgearbeiteten Kopf an der linken Seite des Ausschnittes, um — oft aus mehreren Füchsen aneinandergesetzt — bis über den Mantelsaum in seiner ganzen Breite zu reichen, während weniger anspruchsvolle Pelze in den Stoff des Mantels verlaufen. Von allen Fuchsarten wird dem Rotfuchs der Vorzug gegeben, schon darum, weil rötliche Farbtöne in den Stoffen vorherrschen. Auch Luchs sieht man viel, doch kommen auch die Virginias und Otterpelze zu ihrem Recht. Mit Chinchilla, Hermelin, oder deren Nachahmungen, besetzt man kompliziert die eleganten Nachmittagsmäntel. Lange Schalkragen aus kurzhaarigem Pelzwerk finden ihre Fortsetzung in einem schmalen Besatz am Saum; dieser verbreitert sich wieder in spitze Ecken, oder runde Bogen, bis zum Knie reichend. Neu ist Nutriaejaré, den man zu eleganten Seiden- oder Wollmänteln in Mustern verarbeitet. Zu den Tellerkragen zieht man die feinhaarigen Pelze heran; der Kragen schließt dicht am Halse liegend, während der „Teller" kleidsam das Gesicht umrahmt. Hierzu geeignet sind weißer und schwarzer Breitschwanz, Hermelin, Seal und ihre verschiedenen Variationen. Auch die Muffe ist wieder da! Große Kissenformen, flache Sackformen, an Fußsäcke erinnernd, halbgroße Tonnenformen werden den kleinen Muffen vorgezogen.

Interessant sind auch die neuen Pelzhüte. Die Hutmode eignet sich vorzüglich für die Verwendung von Pelzen, die selbstverständlich nur aus kurzhaarigen Arten verwendet werden dürfen. — Die kleinen randlosen Kappen sind vollständig mit Pelz bespannt, und erhalten durch aufgesetzte Krempen oder Streifen aus Samt Filz oder Krepp die neue, moderne Linie. Eine graue, durchsteppte Samtkrempe ist auf silbergraues Pelzwerk gesetzt; eine mit blondem Pelz bespannte Kappe wird in der Mitte von einem schmalen Pannestreifen unterbrochen, der sich nach unten verbreitert und verlängert und der beliebten Lindbergh-Kappe entspricht, während ein beige-rosa Filzhut mit dunkelbraunen Pelzstreifen in Bogen garniert ist. Pelzstreifen umranden auch die aufgeschlagene Tockform aus Panne, wie auch der dazu passende Schal, von Pelzstreifen umrandet oder mit schrägen Ecken besetzt, mit der Garnitur des Hutes harmonisch abgestimmt wird.

Pelz von dem Kopf bis zu den Füßen! Breite Stulpen aus Pelz oder breite Einfassung umranden auch die warmen, hohen Ueberschuhe — und Strumpfbänder aus Pelzstreifen erhöhen den Reiz der Wintermode.

„Aber das hat ja nichts auf sich."

Eine kleine Plauderei für die Frauenwelt.

Von
Eugen Isolani.

(Nachdruck verboten.)

Wer hätte noch nicht die Worte: „Aber das hat ja nichts auf sich!" mit jenem eigentümlichen Gemisch von verhaltenem Aerger und Mißmut vernommen, wenn irgendwo ein Gast eine kostbare Vase oder sonst einen wertvollen Gegenstand zerbrach. Die unglückliche Besitzerin des vernichteten Gegenstandes möchte am liebsten den Attentäter zerreißen, sie möchte ihrem Herzen durch einen tüchtigen Wortschwall Luft machen, aber die Höflichkeit gebietet, die Gastfreundschaft verlangt die Verstellung; sie muß mit den liebenswürdigsten Worten über das angerichtete Unglück hinweggehen und flötet nur: „Aber das hat ja nichts auf sich!"

Der aufmerksame Beobachter fühlt natürlich durch die liebenswürdig erscheinende Kruste den verhaltenen Aerger hindurch; er merkt, wie es im Innern der Frau kocht und wütet, wie sie am liebsten dem Unglücklichen ein „Tölpel!" zurufen möchte, und es ist ja nur zu begreiflich, wenn eine echte, rechte Hausfrau, der jeder einzelne Gegenstand ihres Hauses, ihrer Welt, lieb und wert ist, in Zorn gerät, wenn ihr nur das geringste durch Ungeschicklichkeit oder Unachtsamkeit eines Fremden geraubt wird. Jeder noch so kleine Gegenstand hat ja seine Geschichte und ist durch dieselbe ihr ans Herz gewachsen. Und selbst bei den Gegenständen, an die sich keine besondere Erinnerung knüpft, ist es ärgerlich, wenn etwas zerbricht, oft sogar sehr ärgerlich für die sorgliche Hausfrau, die da weiß, daß sie das Glas, das in Scherben ging, nun nicht mehr genau so wiedererhält und statt eines Dutzends nur deren elf noch besitzt.

Ohne Zweifel hat es oftmals sehr viel auf sich, wenn etwas zerbrochen wird, und es gehört alle Geistesgegenwart und viel Taktgefühl dazu, trotzdem überzeugend auszurufen: „Aber das hat ja nichts auf sich!", um den ungeschickten Gast nichts von dem Aerger merken und fühlen zu lassen.

Wie selten aber besitzt eine Frau diese Geistesgegenwart und Charakterfestigkeit!

Ich könnte hier zahlreiche Geschichten erzählen von Frauen, denen diese liebenswürdigen Eigenschaften mangelten.

Der italienische Tragiker Alfieri, dessen Dichterstirn lang herabwallende Locken umrahmten, befand sich einst bei einer Dame zu Besuch. Da passierte dem Dichter das Unglück, mit einer seiner Locken von einem Tischchen, an das er sich lehnte, eine kostbare chinesische Porzellantasse herabzufegen. Die Frau vom Hause war höchst entrüstet über diesen Unfall und konnte ihrem Unmut so wenig Zügel anlegen, daß sie in der ersten Aufwallung ihres Aergers dem Dichter zurief, er hätte, da durch das Fehlen der einen Tasse das ganze Service zerstückelt sei, lieber gleich alles zerbrechen sollen.

Alfieri erhob sich und warf, ohne eine Silbe zu antworten und ohne eine Miene zu verziehen, alles übrige Porzellangeschirr auf den Boden. Dann plauderte er noch mit der dadurch wieder etwas ins Gleichgewicht gebrachten Dame des Hauses ein Viertelstündchen und empfahl sich, um nie mehr das Haus jener Dame zu betreten. Diesen Entschluß teilte er ihr in einem Billett mit, welches einem ähnlichen und gleich kostbaren Porzellanservice beilag, das er ihr am anderen Tage übersandte.

Bei Frau Kommerzienrat X. in Berlin W war große Gesellschaft. Die kostbarsten Toiletten, in denen schöne und minder schöne Frauen steckten, waren vertreten. Da reicht ein reich gallonierter Diener das Eis herum, sich eine Weile mit Geschick durch das Schleppengewirr hindurchwindend. Endlich übersieht er aber doch einen dieser Fallstricke, er stolpert, und ein ganzer Kegel Himbeer-Eis, zum Teil schon in der Auflösung begriffen, ergießt sich über eine hellseidene Robe, um von dort auf den Teppich zu gleiten. Da stürzt sich, einer Hyäne ähnlich, die „Dame" des Hauses auf den Diener, ihn mit einer Flut von Schimpfworten überschüttend, unter denen „Ungeschickter Tölpel!" noch wie ein Kosenamen klingen konnte! Die begossene Dame war liebenswürdig genug, zum Schutze des gescholtenen Dieners einzutreten, indem sie meinte: „Nun, das hat ja nicht viel auf sich! Ich würde ohnedies das Kleid nicht mehr tragen!" Da aber hatte die Frau Kommerzienrätin ihre Geistesgegenwart so völlig verloren, daß sie, ebenso naiv wie zornig, ausrief: „Nun ja Sie! Aber mein guter Smyrnateppich!"

So könnte ich zahlreiche Geschichtchen erzählen von Frauen, die in ähnlichen Fällen Mangel an echtem weiblichen Taktgefühl und richtiger Herzensbildung erkennen ließen, aber freilich auch von anderen, die in so kritischen Fällen Beweise staunenswerter Geistesgegenwart zeigten. Ich brauchte nur von meiner eigenen Mutter hier zu plaudern, die, als ich noch in den Kinderschuhen steckte, stets, wenn wir Kinder Besuch hatten und mit unseren Spielgefährten in allen Stuben herumtollten, sich immer erst, wenn etwas dabei zerbrochen oder sonstwie vernichtet worden war, nach der Ursache erkundigte, ehe gescholten wurde. Wie oft aber habe ich bei anderen Frauen das Gegenteil als Kind erlebt, wenn ich bei meinen Altersgenossen eingeladen war, und die Mütter in ähnlichen Fällen, wenn ich oder ein anderer kindlicher Gast etwas verdorben hatte, in ihrem Unmut das eigene Kind ausschalten, das wohl dann, gastfreundlicher als die Mutter, die Schuld auf sich nahm und den kleinen Attentäter nicht wenig beschämte.

Und ich kann jeder Hausfrau, die sich ihren Freundeskreis erhalten will, nur den Rat geben, innerlich so weit zu kommen, daß sie bei jedem häuslichen Unfall fröhlich ausrufen kann: „Aber das hat ja gar nichts auf sich!"

Der Ferienschluß und das nervöse Kind.

Von
Anne-Marie Mampel.

(Nachdruck verboten.)

Sonnenverbrannt und mit roten Backen kehren sie heim, die Großstadtkinder, die an der See, im Gebirge oder sonst irgendwo in Wasser, Luft und Licht sich badeten und tummelten, und bemerkenswerterweise sind es oft die Schwächlichen, Nervösen, deren Erholung am deutlichsten sichtbar ist.

Wenige Tage in der Stadt und im Schulzimmer genügen aber leider in vielen Fällen, ihren kräftigen Appetit und ihr gesundes Schlafbedürfnis herabzumindern und die alte Blässe und Abgespanntheit wieder erstehen zu lassen.

Enttäuscht und entmutigt meinen nun Eltern und Erzieher, daß der ganze Ferienaufenthalt vergeblich und die Anzeichen gehobenen Befindens nur eine holde Täuschung gewesen seien.

Und doch ist dem nicht so. Gerade das nervöse, allen äußeren Eindrücken und Einflüssen preisgegebene Kind ist bei angemessener Lebensweise, wie die Sommerferien sie bieten, imstande, sich zusehends und gründlich zu erholen. Nur muß, um es nicht um die Früchte dieser Erholung zu bringen, die Rückkehr in die gewohnten, seiner Konstitution nicht zuträglichen Verhältnisse mit größter Vorsicht vorgenommen und alles das nach Tunlichkeit beibehalten werden, was während des Landaufenthalts sein Wohlbefinden förderte.

Das heißt mit anderen Worten: das Kind braucht auch in der Stadt möglichst viel Bewegung in frischer, staubfreier Luft. Ein Park oder Spielrasen ist ja sicherlich erreichbar, und ein ausgiebiger, täglicher Spaziergang kann ohne weiteres eingeführt werden. Die Mahlzeiten sollen regelmäßig und niemals im Zustande der Hast oder Uebermüdung genossen werden; läßt sich nach dem Mittagbrot ein Stündchen vollkommener Ruhe erübrigen, ist es zu begrüßen.

Hat sich das Kind an kaltes Wasser gewöhnt, soll es mit ihm auch weiter vertraut bleiben, selbst wenn nichts anderes als eine allmorgendliche kalte Abwaschung an die Stelle des See- oder Flußbades tritt.

Schularbeiten und Vorbereitungen auf den Unterricht beanspruchen äußeres und inneres Gesammeltsein, sowie geistige Frische; sie dürfen deshalb nicht in die Abendstunden verlegt werden, die der Entspannung des kindlichen Geistes vorbehalten bleiben müssen.

Klavierstunden und Extraunterricht in anderen Fächern wird man nicht gleich nach Ferienende wieder aufnehmen, sondern es zunächst bei einem möglichst geringen geistigen Pensum bewenden lassen.

Ein leicht verdauliches, nicht zu reichlich bemessenes Abendbrot — Wurststullen und Käse sind keine geeignete Spätkost — beschließe den Tag. Ein gut gelüftetes, ruhiges Zimmer, ein Bett ohne Federkissenberge und heiße Deckbetten diene der Nachtruhe, die keinesfalls weniger als acht bis neun Stunden tiefen Schlafes bieten soll.

Und siehe da —, das sonst alsbald in der Stadt wieder seinen nervösen Beschwerden anheimfallende Kind wird die im Sommeraufenthalt gewonnene Frische behalten und als dauernde Förderung seiner Gesundheit buchen können.

Alter.

Von
Jo Hanns Rösler.

(Nachdruck verboten.)

Madame ist zwanzig Jahre.
Schöne zwanzig Jahre.
Eines Tages heiratet ihre Freundin Adele.
Siebenundzwanzig Jahre.
„Es war aber auch höchste Zeit", meint Madame.
Denn die Freundin erschien ihr alt.
Ihr, der Zwanzigjährigen.

*

Madame ist fünfzig Jahre.
Gute fünfzig Jahre.
Eines Tages heiratet ihre Freundin Emma.
Siebenundfünfzig Jahre.
„Warum nicht? Eine Frau in den besten Jahren", meint Madame.
Denn die Freundin erschien ihr jung.
Ihr, der Fünfzigjährigen.

Frühstücks- und Teetisch.

(Nachdruck verboten.)

Die Frühstücks- und Teestunde, Einleitung und Abschluß des Arbeitstages, sind von wesentlicher Bedeutung für unser Wohlbehagen und unsere Stimmung. Sie traulich, hübsch und mitunter ein wenig festlich zu gestalten, sollte darum keine Frau von Geschmack und Verstand versäumen. Kosten sind damit nicht verbunden und besondere Mühen auch nicht; denn es handelt sich hier nicht um das „Was", sondern lediglich um das „Wie", und dieses wird durch ein wenig Sorgfalt bestritten, durch offenen Blick und jenes Quentchen Liebe zu den Dingen um uns, das ihnen erst ihre Besonderheit verleiht und sie als einen Teil unserer selbst und unseres Harmoniebedürfnisses erscheinen läßt.

Die Grundbedingung alles häuslichen Wohlbefindens ist auch für den Frühstücks- und Teetisch Sauberkeit, Ordnung und Pünktlichkeit. Blitzblankes Tischzeug, makelloses Geschirr und Besteck, eine festgesetzte Stunde, an die sich zu halten allen eine liebe Pflicht bedeutet; und über dieses unbedingt Notwendige hinaus das Gefällige: eine schön gearbeitete Tischdecke in einer der mannigfachen modernen Handarbeitstechniken, gutes Porzellan, wie es heute in Form und Dekor gleicherweise künstlerisch hergestellt wird, oder aber hübsche Töpferware, wie die Volkskunst sie uns beschert.

Dann die Art des Anrichtens: das Körbchen mit dem Gebäck, die Butterdose, die Marmeladenschale, die Keksbüchse — und wenn es sich um den Teetisch handelt — die Platte mit den bunten Brötchen; sie alle wollen mit Aufmerksamkeit zurechtgemacht und in Ruhe dargeboten werden. Wohlgemerkt — in Ruhe. Denn was hilft der reizendste Frühstückstisch, wenn er so spät fertig ist, daß Hast und Eile einen nicht zu seinem Genuß kommen lassen, der Kaffee hinuntergegossen, die Brötchen verschlungen werden müssen, damit der Herr des Hauses rechtzeitig ins Bureau, die Kinder zur Schule kommen.

Und mit den Blumen endlich, die sie nie vergessen sollte, auf den Frühstücks- und den Teetisch zu stellen, wird sie, der wechselnden Jahreszeit und Gelegenheit Rechnung tragend, feinsten Zauber der Häuslichkeit zu wecken und jeden Tag einen harmonischen Auf- und Abklang zu geben wissen. A. M.

f. **Gebt Kindern keine Tintenstifte!** Vor kurzem schilderte Prof. Magnus (Bochum) in den „Fortschritten der Therapie" ausführlich einen Fall von Tintenstiftverletzung, der einen sehr schweren Verlauf hatte und wochenlang dauerte. Von zwei sich begrüßenden Herren hatte der eine den Tintenstift in der Hand behalten, dessen Spitze beim Händedruck ihm in den Finger drang und abbrach. Der Finger mußte abgenommen werden. Die Behandlung muß rücksichtslos auf die Entfernung des giftigen Fremdkörpers losgehen. Die Umschneidung muß weit über den gefärbten Bezirk hinausgehen. Infolge der wohl wenig bekannten Gefährlichkeit des Tintenstiftes ist derselbe grundsätzlich in der Schule zu verbieten, da er nicht in Kinderhände gehört. Der Erwachsene muß sich klar darüber sein, daß er mit demselben sich und andere schwer schädigen kann, er muß ihn daher stets mit einer Hülse sichern.

Die praktische Hausfrau.

f. **Das richtige Schwefeln.** Ein beliebtes Mittel, um niedere Organismen zu vernichten, ist das Schwefeln. Es wird in den meisten Fällen jedoch nicht richtig ausgeführt. Beim Verbrennen des Schwefels an der Luft entwickelt sich ein sauer schmeckendes Gas, das stechend riecht, das Schwefeldioxyd. Wenn dieses mit Wasserdämpfen zusammenkommt, entsteht die schweflige Säure, der allein die Vernichtung der niederen Organismen zuzuschreiben ist. Wird also, wie es meist geschieht, der Schwefel nur einfach verbrannt, so schadet dies, auch bei sorgfältigem Verschließen und Verstopfen sämtlicher Löcher oder Oeffnungen, weder den Motten noch sonstigem Ungeziefer. Anders jedoch, wenn über den brennenden Schwefel in der Weise nasse Tücher gespannt werden, daß der Schwefeldampf durch diese hindurchstreichen muß. Es ist also notwendig, daß in einem auszuschwefelnden Raum mehrere Gefäße mit Schwefel aufgestellt werden, weil die Wirkung der Säure sonst nicht genügt. Um diese möglichst auszunutzen, müssen sämtliche Oeffnungen gut verschlossen und verdichtet werden. Bevor der Schwefel auf die brennenden Kohlen, die man am besten in alten Töpfen unterbringt, geschüttet wird, sind die nassen Tücher überzuspannen, weil man sonst gezwungen ist, die schädlichen Gase einzuatmen. Das Ueberspannen der Tücher darf nicht in zu großer Höhe vorgenommen werden, weil sonst die Flamme des verbrennenden Schwefels das in den Tüchern enthaltene Wasser nicht zu erwärmen vermag und damit die Dampfbindung unterbleibt.

Für die Küche.

Obstkuchen.

Obstkuchen sind eigentlich die beliebtesten Kuchen, sowohl für Festlichkeiten als auch für den Hausgebrauch. Einige einfache und feinere Rezepte sollen Anregung zur Selbstherstellung geben.

Schlupfkuchen. 175 Gramm Zucker werden mit 3 Eiern schaumig gerührt und 200 Gramm Mehl, das mit einem Paket Backpulver vermischt wurde, hinzugetan. Dieses füllt man in eine Springform und schütte auf die Teigmasse 2 Pfund Obst (Aepfel nur 1 Pfund). Man lasse 1—1½ Stunden bei mäßiger Hitze backen.

Pietorte. 300 Gramm Mehl, 50 Gramm Zucker, 120 Gramm Butter, 1 Ei, etwas kaltes Wasser knetet man zu einem Teig zusammen, fügt eine Messerspitze Salz hinzu und einen Teelöffel Backpulver und rollt den Teig aus. Man legt eine Springform damit aus und backt bei guter Hitze ¾—1 Stunde. Am nächsten Tage belegt man die Torte mit 2 Pfund geschmortem Obst. Den Obstsaft dickte man mit Gelatine (auf ½ Liter 12 Gramm, etwa 6—8 Blatt).

Eiertorte. 4 Eier verrühre man mit 250 Gramm Zucker, gebe 250 Gramm Mehl, etwas Zitronenschale und ein Päckchen Backpulver hinzu. Wenn das Ganze ein dicker, flüssiger Teig ist, backe es in Springform bei mäßiger Hitze und belege nach dem Erkalten mit beliebigem Obst.

Obstblechkuchen. 1 Pfund Mehl, ⅓ Pfund Zucker, ⅓ Pfund Butter, 2 Eier, ⅛ Liter Milch, 15 Gramm Hefe. Alle Zutaten rührt man gut durcheinander und gibt zuletzt die aufgegangene Hefe hinzu. Man rolle den Teig auf einem bestrichenen Blech nicht zu dünn aus; man kann ihn mit beliebigem Obst belegen und lasse ihn in mäßig heißem Ofen schnell gar backen. Man kann auch, wenn der Kuchen halb gar ist, einen Guß von 2 Eiern (ganze), 40 Gramm Zucker und ⅛ Liter saure Sahne darüberstreichen und dann fertig backen.

Falsche Blätterteigtorte. 100 Gramm Quark rührt man mit ¼ Pfund Fett schaumig, gibt allmählich ½ Pfund Mehl, ein Päckchen Backpulver, etwas Salz, Zucker und so viel Wasser hinzu, daß ein geschmeidiger Teig entsteht. Den Teig stellt man eine Stunde kalt, legt dann eine Tortenform damit aus und bäckt bei guter Hitze. Nach dem Erkalten füllt man den Tortenboden mit beliebigem Kompott, dessen Saft mit Gelatine (12 Gramm auf ½ Liter) gedickt wurde.

f. **Krebssalat.** Aus den gekochten Krebsen bricht man das Fleisch aus Scheren und Schwänzen und richtet es gehäuft inmitten einer Kristallschale an. Ringsherum legt man einen Kranz von hartgekochten Eiervierteln, die Zwischenräume füllt man mit Kapernhäufchen, um die man gewässerte Sardellen rollt. Dann kommt ein Ring von feingeschnittenen Lachs- und Zungenscheiben, zuletzt wird alles mit gefüllten Krebsschwänzen und Scheren verziert. Dazwischen liegen überall junge Salatherzen. Inzwischen hat man eine Soße bereitet von Olivenöl, etwas Fleischextrakt-Brühe (Liebig), Sardellenbutter, Weinessig, feinem Senf, geriebener Zwiebel, feingewiegter Petersilie und Kapern, Salz und Pfeffer. Mit dieser Soße übergießt man alles, was in der Kristallschüssel angerichtet ist.

Frauenfragen

Eltern und Kind.

Schlummerlied.

Sonne grüßt zum letzten Mal.
Goldig leuchtend Berg und Tal,
Hat so vieles heut geseh'n,
Müde will sie schlafen geh'n.
Leise flüstert's in den Zweigen,
Die zur Ruhe sich schon neigen,
In des Abendwindes Hauch,
Kindchen, schließ die Augen auch!
Krähen fallen krächzend ein,
Bald wird es ganz dunkel sein;
Durch das Riedgras streicht der Wind —
„Schlafe, schlaf', geliebtes Kind".
Auf den Hängen, auf den Matten
Geistern tiefe Abendschatten.
Vöglein singt zur guten Nacht —
„Mutterliebe für dich wacht!"

Margarethe v. Kahlen.

Produktive Fürsorge für erwerbsbeschränkte Jugendliche.

Von Hilfsschullehrer August Bartz (Hagen).

Die Spezialisierung unseres gesamten Unterrichtswesens schreitet unaufhaltbar vorwärts, der Neigung unserer Zeit zum Spezialistentum überhaupt folgend. Eine schon heute fast verwirrende Fülle von Möglichkeiten gibt es für die Lehrer sämtlicher Schularten, sich in irgendwelchen Spezialfächern Sonderzeugnisse zu erwerben. Viele Fächer, z. B. Turnen, Musikunterricht (Gesangunterricht im alten Sinne gibt es ja nicht mehr), orthopädisches Turnen, Zeichnen, Handfertigkeit usw., liegen bereits selbst an vielen Volksschulen in den Händen besonders geschulter Lehrkräfte. Man erstrebt dadurch Spitzenleistungen; doch ist die Gefahr nicht zu verkennen, daß Fachunterricht, der an die Schüler äußerst große Anforderungen stellt, zu ihrer Ueberbürdung führen kann, wenn auch nicht dazu führen muß. Auf jeden Fall ist das Fachlehrersystem ein zweischneidiges Schwert und bedarf des verständnisvollsten, innigsten Zusammenwirkens des ganzen Lehrkörpers einer Schule, wenn Uebertreibungen und dadurch Schädigungen der Schüler vermieden werden sollen.

Vielfach behauptet man, daß unsere heutige Schule es den Kindern „zu leicht" mache. Aber das ist eben nur rein äußerlich gesehen so. In Wirklichkeit stellt die moderne Schule ganz enorme Anforderungen an die Kinder, was nur deshalb nicht so stark in die Erscheinung tritt, weil der psychologisch geschulte Lehrer Mittel und Wege weiß, auf möglichst naturgemäßem Wege die Schüler ans Ziel zu führen.

Aber die Forderungen der heutigen Schule bringen es ganz von selbst mit sich, daß neben der Spezialisierung nach Fächern auch die nach Begabungen immer mehr und mehr sich bemerkbar macht. Früher mußte jeder Lehrer alle seine Schüler möglichst „gleichmäßig" fördern. Heute weiß man längst, daß das ein Ding der Unmöglichkeit ist. Daher märzt man aus, was den Anforderungen der Klassenarbeit durchaus nicht gewachsen ist. Seit langem hat man z. B. den Typ der Hilfsschule für Minderbegabte geschaffen und baut ihn immer besser und zweckentsprechender aus.

Die Hilfsschulen sind ein Segen für das einzelne Kind und für die Allgemeinheit. Daran zweifelt heute niemand mehr. Aber damit, daß minderbegabte Kinder des Segens der Hilfsschule teilhaftig werden, ist es bei weitem noch nicht in allen Fällen getan.

Ziel der Hilfsschule soll sein, ihre Zöglinge erwerbsfähig zu machen. Das gelingt in weitaus den meisten Fällen — aber doch nicht in allen. Immer noch müssen Kinder aus der Hilfsschule entlassen werden, die nicht oder doch nicht voll erwerbsfähig geworden sind.

Was soll nun mit diesen geschehen?

Dieser Frage wendet man erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit sein Augenmerk zu. Aber schon hat man Lösungsmöglichkeiten gefunden, die zu den schönsten Hoffnungen für die fernere Zukunft berechtigen.

Verschiedene, naturgemäß größere, Städte sind bereits dazu übergegangen, in großzügiger Weise für die erwerbsbeschränkte Jugend ihrer Gemeinden zu sorgen. Daß dazu nicht nur Minderbegabte gehören, sondern etwa auch Krüppel, Augenleidende, Epileptiker usw., braucht wohl nicht ausdrücklich bemerkt zu werden.

Warmherzige Menschen sind ihnen zu Führern und verständnisvollen, stützenden Lehrern (im weitesten Sinne) beigegeben. Weit vor den Toren der Stadt haben sie ein „Heim" gefunden, ein Heim im wahrsten Sinne des Wortes. Dort leben sie miteinander, schaffen miteinander, jeder gemäß seinen schwachen und unvollkommenen Kräften. Aber sie fallen niemandem zur Last, sie erwerben wenigstens einen Teil ihres Lebensunterhaltes und entgehen so dem traurigen Geschicke, der Mildtätigkeit einzelner Menschen oder der Allgemeinheit „zur Last zu fallen".

Daß diese Heime für erwerbsbeschränkte Jugendliche äußerlich das Gepräge landwirtschaftlicher Erziehungsanstalten tragen, ist dabei selbstverständlich und erklärt sich naturnotwendig daraus, daß sie nach Möglichkeit auf Eigenwirtschaft eingestellt sein müssen.

Daraus ergibt sich aber auch ferner, daß jedes Heim auch alle anderen, handwerklichen usw. Arbeiten nach Möglichkeit von seinen Einwohnern ausführen lassen muß. Das hat zur Folge, daß viele erwerbsbeschränkte Jugendliche wenigstens einige nützliche Handgriffe dieses oder jenes Handwerkes erlernen, soweit es eben in ihren schwachen Kräften steht. In günstigen Einzelfällen wird es sogar möglich sein, mit viel Geduld und Ausdauer manchen Zögling dahin zu bringen, in einem leichteren Berufe dennoch voll erwerbsfähig zu werden.

Die ganze Bewegung produktiver Fürsorge für erwerbsbeschränkte Jugendliche ist, wie gesagt, erst im Entstehen. Aber was sie bisher schon geleistet hat, läßt hoffen, daß in nicht allzu ferner Zeit auch kleinere Gemeinden erkennen werden, daß es nicht nur im Interesse der betr. Jugendlichen und ihrer Angehörigen liegt, solche Heime einzurichten und auszubauen, sondern daß es sich schon aus rein kommunalegoistischer Einstellung heraus empfiehlt.

Gewiß mag es auf den ersten Anblick als fast unmöglich erscheinen, daß Orte von einigen Zehntausenden Einwohnern solche Heime unterhalten könnten. Aber hier ist einmal zu bedenken, daß — abgesehen von den Kosten der ersten Einrichtung — später diese Anstalten kaum noch nennenswerte Zuschüsse benötigen, sondern sich zum größesten Teile selbst erhalten; daß ferner unproduktive Unterstützungen in Gestalt irgendwelcher Almosen gänzlich fortfallen und die erwerbsbeschränkten Jugendlichen vor allem den mancherlei Gefahren der Verwahrlosung entzogen sind; die gemeindlichen Ausgaben für Verwahrloste werden also außerdem noch erspart.

Wo aber ein einzelner Ort sich zu schwach fühlen sollte, oder wo die Zahl der in ihm ansässigen erwerbsbeschränkten Jugendlichen allein nicht ausreichen sollte, ein solches Heim lebensfähig zu machen, da können dennoch benachbarte kleinere Gemeinden sich zu einem Zweckverband zusammenschließen, etwa nach Amtsbezirken, oder, wenn nötig auch nach Kreisen, um mit gemeinsamen Kräften das zu schaffen, was heute bitter nottut:

Heime für die erwerbsbeschränkte Jugend!

Elternsünden.

Von Ludwig Gurlitt (Anacapri).

Ich lege ein Buch aus der Hand, das diesen Titel trägt. Es ist von einer Frau verfaßt als „ein Beitrag zur Erziehuung der Eltern". Diese Frau hat sich schon durch zwei andere Bücher bekanntgemacht: „Das Buch der Hausfrau, eine neuzeitliche Haushaltungskunde", und „Die Mutterschaft, Werden, Geburt, Pflege und Erziehung des Kindes". Sie heißt Clara Ebert-Stockinger und hat ihre Bücher bei Emil Pahl im „Verlage für angewandte Lebenspflege" in Dresden erscheinen lassen.

Man spricht und schreibt so viel über Kinderfehler. Da ist es verdienstlich, auch einmal nach den tiefen Ursachen dieser Fehler zu forschen. — Man kommt dabei nämlich zu der Erkenntnis, daß sie zu meist durch die Erzieher selbst erst verschuldet sind. Das hat schon Goethe erkannt und die Worte gefaßt: „Wir könnten erzogene Kinder gebären, wenn wir nur selber erzogen wären."

Frau Ebert geht der Sache auf den Grund, behandelt die Fehler, die oft schon bei der Gattenwahl gemacht werden und Ursache zu schweren Gesundheitsschädigungen der Kinder werden können: noch nicht ausgeheilte Geschlechtskrankheiten, Trunksucht, oder auch nur flüchtige alkoholischen Exzesse bei dem Hochzeitsmahle und andere „vorgeburtliche Elternsünden", wie sie sie — sprachlich etwas ungeschickt — benennt. Dabei bleiben unerwähnt die Ehen der Inzucht, d. h. Ehen zwischen Blutsverwandten, die oft zu idiotischen Nachkommen führen. Ich habe eine solche Ehe gekannt, aus der vier blödsinnige Kinder hervorgingen. Man male sich den seelischen Jammer der Eltern aus!

Es folgen bei Frau Ebert Darstellungen der schier unzähligen Fehler, die unvernünftige Eltern in der Erziehung machen, Fehler gegen die Vernunft einer richtigen körperlichen und seelischen Pflege der Kinder, zumal der nervösen; — Aufschlüsse über das schwierige Thema, wie man das sexuelle Erleben der Kinder überwachen und behüten soll, weiter Ratschläge für eine richtige Ernährung, gegen die noch so außerordentlich viel durch falsche Speisewahl und falschen Speisenwechsel aus Unwissenheit und Unachtsamkeit gesündigt wird.

Die Verfasserin ist stets bemüht, die neuesten Ergebnisse der medizinischen Wissenschaft heranzuziehen und die anerkanntesten medizinischen Größen zu Wort kommen zu lassen. So führt sie uns gewissenhaft in den heutigen Stand der Gesundheitslehre ein und wird jeden Leser, wenn auch nicht immer zu bedingungsloser Nachfolge, so doch gewiß zu ernstem Nachdenken anregen. Ihr Kampf gegen die Fleischnahrung steht im Widerspruch zu der Praxis vieler nicht minder angesehener Aerzte, die gemischte Kost empfehlen und eine dem jeweiligen Zustande der Patienten angemessene Kost einer Uebung von Gleichmacherei vorziehen.

Jedoch, ich will mich hier auf Einzelheiten und auf Widerspruch nicht einlassen, da mir nur daran gelegen ist, der Verbreitung dieses Buches zu dienen, das sehr viel Gutes stiften kann, wenn es willige und denkende Leser findet.

Nicht verschweigen aber darf ich, daß der Stil dieses Buches sehr verbesserungsfähig ist. Wir sind aber leider schon so sehr an eine ungeschulte Schreibweise gewöhnt, daß die meisten Leser diese Sünden, die ich auch als „Elternsünden" rügen muß, kaum noch merken. Ich, als alter Schulmeister, leide darunter wie ein fein geschulter Musiker unter dem Klaviergestümper eines talentlosen Schülers. Auch unsere Sprache ist ein musikalisches Instrument, und von allen das feinste, und eine geschulte Sprache ist der Anfang aller wahren Bildung. Auf sie sollten alle Erzieher den größten Wert legen, nicht aber selbst so daher reden, als genüge es, sich nur so ohnehin verständlich zu machen. Nein, in unserer Sprache, die der Spiegel unserer Seele ist, muß sich die ganze Zucht unseres Denkens und Fühlens klar bekunden. Es ist nie ein wahreres Wort gesprochen worden als das: Le stil cest l' homme, „der Stil ist der Mensch". Rudolf Pannwitz *), der einmal mein Schüler war, schreibt in Uebereinstimmung mit mir: „Wichtig wie Sehen, Hören und Lesen ist Sprechen. Wie die aufrechte Haltung des Kopfes dem Körper, so ist die anständige Bildung jedes Lautes, Satzes und Schriftzeichens dem Geiste das Adelsprädikat... Selbstzucht und Gemeinschaftszucht auf diesem Felde würde den Menschen fast vollkommen erneuern."

*) Pädagogik der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. II, S. 157 (Verlag von Felix Meiner, Leipzig 1927).

Nicht jedermanns Sache.



Der Kammersänger Walter Kirchhoff mit seinem „Schoßhündchen", einem zahmen Gepard.

Heiratsgut von heute.

Was die Frau mit in die Ehe bringt.

In der Jugendzeit der heutigen Großväter und Großmütter gab es in den Papierläden die „Neuruppiner Bilderbogen“. Sie schilderten in (nicht immer schlechten) Versen und in bunten Bildern (die meist besser entworfen als gedruckt waren), Menschliches und Allzumenschliches. Und einer von diesen Bilderbogen trug den Titel: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt die Jule mit?“

Herr Schmidt war der Typus des mit vielen Töchtern gesegneten Familienvaters und Verse und Bilder schilderten die Mitgift, die er seinen Mädchen — ich glaube, es waren deren zwölf — mitzugeben versprach.

Damals und wohl noch Jahrzehnte nach Erscheinen dieses Bilderbogens spielte die Frage der Mitgift und Aussteuer bei der Eheschließung eine wichtige, oft eine ausschlaggebende Rolle. In den Witzblättern fehlte in keiner Nummer ein Scherz, der sich mit dem Mitgiftjäger oder dem Schwiegervater beschäftigte, der entweder großzügig jeden Betrag bewilligte, um seine Tochter loszuwerden, oder der zu allerlei Kniffen seine Zuflucht nahm, um sich vor der Zahlung der versprochenen Mitgift teilweise oder ganz zu drücken. Einer dieser Witze möge als besonders bezeichnend erwähnt werden: Jemand trifft einen Bekannten in sehr gedrückter Stimmung. „Warum so traurig, lieber Freund?“ — „Ach, meine Tochter soll heiraten und ich habe meinem zukünftigen Schwiegersohn zehntausend Mark Mitgift versprochen.“ — „Aber, lieber Freund, Sie wissen ja, man gibt gewöhnlich nur die Hälfte!“ — „Ja, das ist eben meine Sorge. Ich weiß nicht, wo ich diese Hälfte hernehmen soll ...“

Wohl dem jungen Paar, das den Kampf mit dem Wohnungsamt siegreich bestanden hat und ein Heim sein eigen nennt.

Haben die Väter auch heute noch solche Sorgen?

Zum Teil — gewiß! Aber ihre Zahl — die solcher Väter und solcher Sorgen — ist erheblich zurückgegangen, seit die Frau den Weg aus der Häuslichkeit in die Welt und in das wirtschaftliche Leben gefunden hat. Solange das Mädchen nur Haustochter und später nur Hausfrau war, alle Lasten dem Manne aufgebürdet wurden, solange das Mädchen ihr einziges Lebensglück in einer „guten Versorgung“ sah, nicht nur ihr Lebensglück, sondern ihren Lebenszweck, solange glaubten die Eltern, glaubten auch die Mädchen, dem Manne für diese lebenslängliche Versorgung eine Barentschädigung schuldig zu sein, glaubte auch der Mann mit Recht und ohne sich deshalb vielleicht schämen zu müssen, eine solche verlangen zu können.



Das Heimführen der Braut und des Bräutigams in Tirol, eine alte Sitte, die sich in einigen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die Zeiten haben sich gewandelt und mit ihnen auch die Formen der Mitgift und der Aussteuer. Nicht gerade, daß die alte Art gänzlich verschwunden wäre. O nein! Auch heute wird vielfach „größeres Barvermögen“ als Bindemittel für die Heirat verlangt und angeboten. Doch nicht mehr so häufig und regelmäßig wie früher. Und nicht mehr so selbstverständlich.

Wenn als eine der Ursachen dieser Wandlung angegeben wird, daß die Inflation zum größten Teile die einigermaßen nennenswerten Vermögen verschlungen habe, daß Aussteuerversicherungen wertlos geworden, „mündelsicher“ angelegte Kapitalien in Nichts zerflossen seien, so hat das nur bedingungsweise Geltung. Die Wahrheit ist, daß man sich der Frau von heute gegenüber scheut, von Mitgift und Aussteuer in althergebrachtem Sinne zu sprechen. Mag man der ganzen Sache ein noch so beschönigendes Mäntelchen umhängen — es war doch ein trauriger Handel! Der Mann wurde gekauft und den Preis bestimmten Titel, Rang, Stellung, Einkommen. Für das Mädchen aber mußte der Gedanke, daß man dem Manne etwas zuzahlen müsse, ein ungemein beschämender sein. Alteingewurzelte Gewohnheiten und Erziehungsmethoden ließen solche Gefühle nicht oder nur selten in voller Peinlichkeit aufkommen. Aber sie regten sich und brachen mit elementarer Gewalt hervor, als die Frau im Wirtschaftsleben den Wettbewerb mit dem Manne aufzunehmen hatte, als sie in Industrie, Technik, Handwerk und Wissenschaft den gleichen Existenzkampf durchzukämpfen begann.

Was der Mann zu leisten hat, wird in vielen Fällen auch von der Frau verlangt. Damit steigt ihre volkswirtschaftliche Bewertung gegenüber der früher rein hauswirtschaftlichen. Die Frau wird sich dessen immer mehr bewußt und lehnt es immer mehr ab, als gewissermaßen unterwertiges — nicht minderwertiges, was etwas anderes ist — Geschöpf sich anzusehen oder ansehen zu lassen, als ein Geschöpf, das etwas zulegen muß, um als vollwertig für die Ehe in Betracht zu kommen.

Bringt nun die Frau von heute nichts mehr in die Ehe mit?

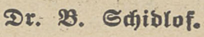
Von den Neureichen soll natürlich abgesehen werden. Es gibt noch immer Leute, die in der Lage sind, ihren Töchtern runde Summen, prunkvolle Aussteuern mitzugeben. Die ausschlaggebende Zahl der Mädchen von heute aber ist vermögenslos. Ein paar gesparte Groschen — auch die sind ja selten genug vorhanden — kommen nicht in Betracht und fallen nicht in die Wagschale zugunsten einer Verheiratung „um jeden Preis“. Viel wichtiger sind die Werte, die der Mann von heute an der Frau von heute bereits sehr richtig einzuschätzen versteht: ihr praktischer Sinn (weltpraktisch, nicht nur hauspraktisch), ihr Einblick in das Wirtschaftsleben mit all seinen Schwankungen und Zufällen. Die Frau von heute weiß genau — aus ihrer beruflichen Tätigkeit heraus —, welche Sorgen und Arbeit dem Manne das Herbeischaffen der Haushaltskosten verursacht. Sie wird dieser Arbeit ein ganz anderes Verständnis und Mitfühlen entgegenbringen als die Nurhaustochter mit der Mitgift und Aussteuer. Das Verständnis für den Beruf und die Arbeit des Mannes, vor allem auch die Tatsache, jahrelang auf eigenen Füßen gestanden und jahrelang von eigener Arbeit gelebt zu haben, lassen die Frau von heute eine wirkliche Kameradin, eine wirkliche Gefährtin des Mannes sein, eine Beraterin und Helferin, wenn es nottut, eine Frau, die die Fähigkeit besitzt, die Interessen des Mannes namentlich dann wahrzunehmen, wenn dessen praktische Erfahrungen in manchen Situationen versagen.

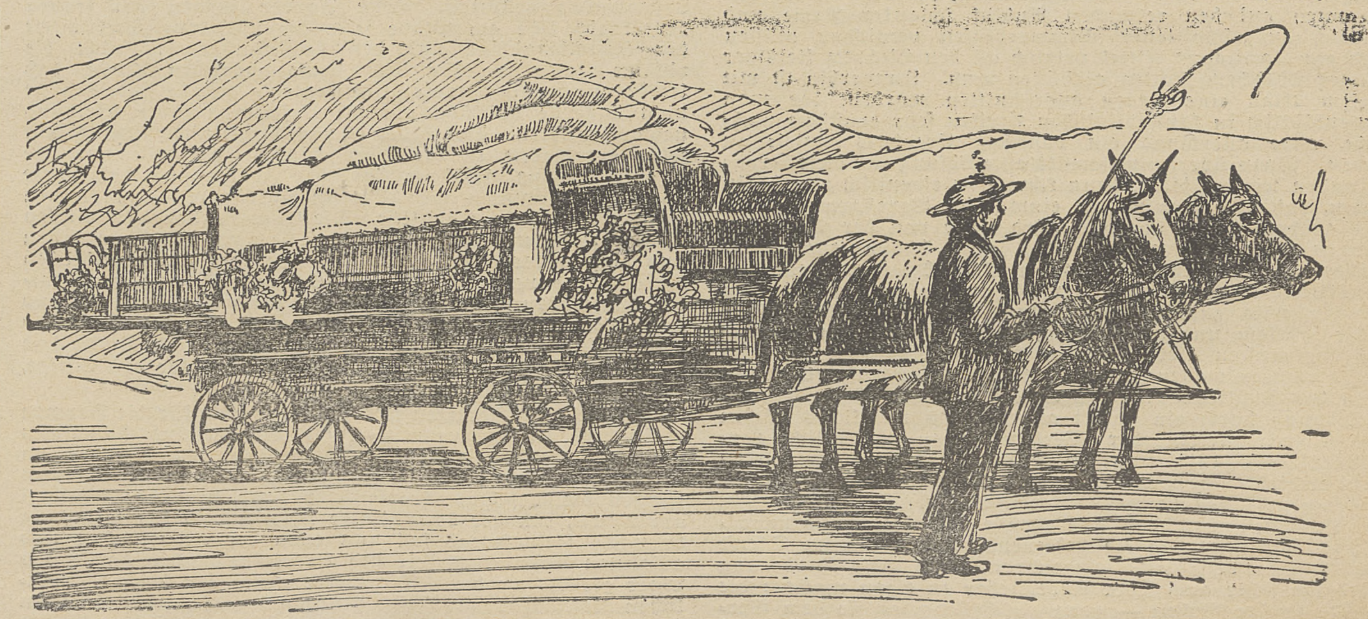
Übrigens: Krieg und Inflation haben auch ein materielles Gut geschaffen, das den Frauen von heute als kostbare Aussteuer dient, die Wohnung. Was der Besitz einer eigenen Wohnung bedeutet, weiß besonders der Städter zu beurteilen, der jahrelang „dringlich“ beim Wohnungsamt eingetragen ist und doch niemals eine Wohnung bekommen kann.

Mitgift und Aussteuer sind im Aussterben. Nur in wenigen Gegenden, wo noch alte Sitten und Gebräuche sich erhalten haben, wird auf hochgetürmten Wagen, meist mit Blumen geschmückt, das Hochzeitsgut nach dem neuen Wohnsitz gefahren. Oder Herr Raffke überreicht dem Schwiegersohn den Scheck zugleich mit der Schenkungsurkunde über die „modern ausgestattete Villa, natürlich hypothekenfrei“, dazu vielleicht noch das Auto. Ob deshalb die Ehe glücklicher wird?

Es kommt nicht darauf an, ob man einen Scheck oder einen Bauernhof mit Ochsen und Kühen und Schweinen mit in die Ehe bekommt. Ob ein erster Architekt die Innenausstattung der Wohnung liefert, ob altertümliche, gediegene Bauernmöbel und dicke Federbetten mit vier Pferden eingefahren werden, ob nur Stube und Küche oder gar vorerst nur ein möbliertes Zimmer vorhanden ist. Mitgift und Aussteuer, mögen sie groß oder klein sein, sie können verlorengehen und können erworben werden. Um ihretwillen allein eine Ehe zu schließen, ist verkehrt und — unmodern. Heute sind es andere Werte, die verlangt und auch geboten werden. Wenn sie noch nicht ganz stabilisiert und noch mancherlei Schwankungen unterworfen sind, so liegt das daran, daß man sie erst seit kurzem in Umlauf zu bringen versucht und noch nicht allgemein einzuschätzen vermag. Aber die Zeit wird bald lehren, daß diese inneren Werte, die Mitgift und Aussteuer der Frau an seelischen, geistigen und Herzensgütern einen Besitz bedeutet, der jede Inflation siegreich überdauert.

Dr. B. Schidlof.





Wagen mit der Aussteuer einer Braut im bayerischen Hochland.

Die Welt am Sonntag.

Modenbeilage „Mode vom Tage“

Verlags-Schnittmuster nur für Abonnenten. Kostüme und Kleider 90 Pf., Blusen, Röcke, Kindergarderobe und Wäsche 70 Pf. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle.

Das Kleid der Arbeit!



628 629 630 631 632 633

628. Einfaches Kleid, in ganzer Länge geschnitten, mit langen Aermeln. Der Gürtel wird unterhalb der Taille durch die Falten des Rockteiles gezogen.

629. An diesem Kleid laufen die seitlichen Biesen von der Schulterpasse bis zum unteren Rockrand. Die Passe wiederholt sich auch im sonst glatten Rücken.

630. Kostüm mit Schalkragen, der Rock ist in Quetschfalten geordnet.

631. Blaues Kleid mit kurzem Westchen und Kragen, aus heller Seide. Die Rockvorderbahn statten Falten aus.

632. Kleid mit Plisseerock und vorderen Boleroteilen. Der Rücken ist glatt.

633. Aufgesteppte Blenden markieren an diesem Kleid eine Boleroteilung. Der mittleren Vorder- sowie Hinterbahn sind Teile angeschnitten, die passenartig über die Hüfte greifen und seitlichen Knopfschmuck zeigen.

Arbeitskittel oder modischer Anzug? / Ruhige Farben und haltbare Stoffe in schlichten Formen entsprechen dem Ernst der Arbeit und sind praktisch. Garnituren dürfen nicht hindernd wirken. / Der sportliche Stil des Vormittags ist am zweckmäßigsten für das Arbeitskleid. / Ein heller Aufputz belebt die gleichförmige Sachlichkeit. / Auch Schuh und Strumpf müssen zweckmäßig und zurückhaltend gewählt werden.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß eine unserer Reichsbehörden bei der sehr viel junge und etwas weniger junge Damen beschäftigt werden, einen geharnischten Erlaß verfaßte: man glaubte festgestellt zu haben, daß der Arbeitseifer der in den gleichen Räumen beschäftigten Herren erheblich unter dem verwirrenden Anblick duftiger Sommerblusen mit kurzen Aermeln litte. Diese Tat des heiligen Bureaukratismus erregte nicht nur bei den Beteiligten, sondern auch in weiteren Kreisen gewaltige Aufmerksamkeit. Leider ist nicht bekanntgeworden, ob nun die Herren Beamten auf den reizenden Anblick schlanker Arme und zierlich ausgeschnittener Sommerblusen verzichten müssen und ein „sachlicher“ Kittel neidisch all den Liebreiz fleißiger junger Mädchengestalten verhüllen muß. Immerhin ist mit diesem Ukas eine Frage angeschnitten worden, der man augenblicklich in kaufmännischen Kreisen sehr ernsthaft nachgeht, ohne allerdings ein positives Ergebnis erzielt zu haben. Wenn überhaupt jemals eine Lösung für diese Frage gefunden werden sollte, dann könnte sie eigentlich nur dahin gehen, daß auch hier wieder einmal die Verallgemeinerung das größere Uebel ist. Es wird sicher von der Seite der Herren behauptet werden, daß eine hübsch angezogene Kollegin ihnen lieber ist als der Anblick langweiliger Arbeitskittel, es wird von der Gegenseite den arbeitenden Damen teils zugestanden werden, daß ein solcher Kittel sicher sparsam und praktisch ist, teils aber werden sie auch bei der ernsten Arbeit immer das weiblichste ihrer Vorrechte wahren wollen: hübsch und gefällig auszusehen. Wenn man das Publikum fragt, so wird man sicher hören, daß die Bedienung durch ein adrett angezogenes weibliches Wesen die Schwierigkeiten der Verhandlungen wesentlich vermindert, also eher zum Kaufe führt, als die durch eine „uniformierte“, d. h. in diesem Fall mehr praktisch als hübsch angezogene junge Dame. Allerdings will „Seine Majestät, der Kunde“, immer, daß eine gewisse bescheidene und unauffällige Zurückhaltung die bedienende Dame als im Dienst am Kunden befindlich kennzeichnet. Und diese Forderung wird sich sicher auch jeder Arbeitgeber zu eigen machen: die Stätte ernster Arbeit — ganz gleichgültig, ob sie dem Verkehr mit dem Publikum oder der Bureautätigkeit gewidmet ist, darf nicht zur Modenschau werden. Ebenso sicher aber ist auch, daß jeder Mensch lieber nett und adrett gekleidetes Personal um sich sieht, als die geisttötende Einförmigkeit abgenutzter Arbeitskittel.

Wo also nicht die Notwendigkeit die berufstätige Dame in solche Kittel hineinzwingt, da wird ihre Arbeitskleidung ihrem persönlichen Geschmack überlassen bleiben. Geschmack und Takt aber sind unzertrennlich. Abgesehen davon, daß alles Laute und zu stark Betonte stets und immer jenseits der Linie guten Geschmacks steht, wird die Dame im Beruf selbst da weise Mäßigung wahren, wo die Mode Lebendigkeit gestattet. Helle Farben mögen am frohen „Weekend“ sehr am Platze sein, die nüchterne Sachlichkeit der Schreibmaschine und des Kontokorrent ist nicht die richtige Umgebung für sie. Ganz abgesehen davon, daß leider nur wenig Berufstätige heute so gestellt sind, daß sie nicht äußerste Rücksicht auf die Erhaltung ihrer Kleidung nehmen müßten. Das bedeutet noch lange nicht Verzicht auf jede Freudigkeit in farblicher Hinsicht, es stellt nur die eigentlich ganz selbstverständliche Forderung, daß diese Freude am Bunten sich — wenn überhaupt — in kleinen Details des Anzugs auslebe. Die Grundfarben aber müssen stets so ruhig und gedeckt sein, daß sie einmal nicht auffallen und zum andern die Berührung mit dem unvermeidlichen Arbeitsstaub vertragen, ohne gleich unfrisch und unordentlich auszusehen. Gleiche Rücksichten wird eine sparsame und umsichtige junge Dame der Arbeit auch auf die Wahl des Materials anwenden: haltbare, nicht allzu leichte Stoffe sind in diesem Falle praktischer und dabei eleganter als luftige, knitternde Seidenfähnchen.

All diese Erwägungen sind natürlich auch für die Formen maßgebend. Garnituren, Volants, Bänder und Schleifchen mit Flatterenden putzen ja sicher sehr hübsch, aber im Drange der Arbeit sind sie Fallstricke, an denen leicht etwas hängen bleibt. Das Ergebnis ist dann dauernde Flickerei am Abend, den der berufstätige Mensch doch zur Erholung braucht. Keineswegs soll nun etwa der Nüchternheit und absoluten Schmucklosigkeit des Arbeitsgewandes damit das Wort geredet werden. Die Bluse unter der schicken, sportlichen Kostümjacke darf sich ruhig mit einem buntseidenen Herrenschlips zieren, wenn er nur richtig mit seinen Enden festgesteckt ist. Auch das ganze modische Arsenal des Aufputzes darf verwendet werden, soweit es obiger Forderung nicht widerspricht. Es ist immer richtig, wenn man sich an den sportlichen Stil der Vormittagskleidung anlehnt, denn Sportlichkeit bedeutet Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit der Formen. Die unendliche Auswahl an ganz schlichten Kleidern dieses Stils ermöglicht es, auch hier Abwechselung zu schaffen. Mal wird der Gürtel des ganz glatten Oberteils unterhalb der Taille durch den in Falten gelegten Stoff des Rockteils gezogen, ein anderes Mal bildet er die wirkungsvolle Unterbrechung der seitlichen Biesengruppen, die von der Schulterpasse bis zum Rocksaum herunterlaufen und am Rock durch zwei aufgesetzte Taschen belebt werden. Bei anderen Formen wieder beschränkt sich das Schmuckbedürfnis nur auf die Ausgestaltung des Kragens, der ruhig einmal einen diskreten spitzen Ausschnitt zeigen darf, und in weißem Pikee oder Batist dem dunklen Kleid in glatter Blusenform freundliche Belebung gibt. Selbst die eleganten Boleroformen können durch ruhige Stoffe und Farben bureaumäßigen Anstrich bekommen und werden ebenfalls durch ein weißes Krägelchen und gleiche Stulpen sehr schick bei aller Ruhe wirken. Ruhe und Zweckmäßigkeit der Arbeitskleidung kann sich sehr gut mit ein wenig Freudigkeit vertragen, genau wie einmal ein fröhliches Wort und ein lustiges Lachen in dem Ernst der Arbeitsstunden wie ein Sonnenstrahl Freude bringt.

Arbeitskleidung der Dame bleibt immer Kleidung; sie unterliegt also genau denselben Gesetzen der Harmonie, wie jede andere. Es ist darum selbstverständlich, daß Schuh und Strumpf nach den gleichen Gesichtspunkten zu wählen sind wie das Kleid. Der einfache schwarze oder braune Schuh mit niedrigem Absatz und Schnür- oder Spangenschluß ohne Aufputz und der undurchsichtige Strumpf in ruhige beige oder garuer Tönung wird immer sachlicher, also richtiger, wirken als die reizendsten hauchfeinen Seidenstrümpfchen und aus allerlei buntem Leder zusammengesetzten Luxusschuhchen, die Frau Mode für die Stunden goldener Freiheit beschert. Unsere Frauen und Mädchen von heute arbeiten durchweg mit Ernst und ehrlicher Pflichttreue; dieser Ernst sei auch ihr Leitstern bei der Wahl und Zusammenstellung der Arbeitskleidung. Dann werden solche „Kittel-Erlasse“ von sel[illegible] überflüssig.

Anita Sell.

Millionenschätze der Museen. Die Kunst in Zahlen.

Obwohl kultivierte Menschen gewöhnt sind, an Kunstwerke nicht den Maßstab des Geldwertes anzulegen, obwohl sie gelernt haben, die Kunst um der Kunst willen zu lieben, ist es dennoch nicht Neugierde allein, die ihnen oft und oft, wenn sie durch die weiten Hallen der großen Museen wandeln, die Frage nahelegt, welche ungeheuren Summen wohl in diesen Kunsttempeln auf-



„Uas kosten diese Bild?" Die typische Frage der Amerikanerin.

Auf Museumsbesucher dieser Art, die imponierende Zahlen hören wollen, würde es kaum großen Eindruck machen, wollte man ihnen erzählen, daß der Ankaufspreis der Sixtinischen Madonna nur rund 20 000 Dukaten betrug.

gespeichert sein mögen. Ist es doch oft für den Kunstfreund von kulturhistorischer Bedeutung, zu wissen, wie die öffentliche Kunstpflege die ihr vom Staate bewilligten Gelder angelegt hat, ob diese Werte sich vergrößert haben, erhalten geblieben sind oder gar vielleicht eine Minderung im Laufe der Jahrhunderte zu verzeichnen hatten. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man wohl, ohne in den Verdacht zu kommen, ein kühler Rechner oder Materialist zu sein, der Frage nähertreten dürfen, welchen realen Wert die berühmtesten Gemälde der Museen darstellen.

Als in den Augusttagen des Jahres 1911 das Meisterwerk des Leonardo da Vinci, seine Mona Lisa, aus dem Louvre in Paris gestohlen wurde und ein Sturm der Entrüstung und Aufregung durch alle Kulturstaaten der Welt ging, da begann auch ein Rätselraten unter Sachverständigen und Laien, welchen materiellen Verlust der Louvre neben dem ideellen, den die ganze Welt zu beklagen hatte, erlitten habe. Da das gestohlene Gemälde vielfach als das berühmteste und wertvollste Bildwerk, das überhaupt vorhanden sei, gepriesen wurde, fehlten naturgemäß alle Vergleichsmaßstäbe. Man konnte höchstens sagen: ein Raffael aus des Künstlers reifster Epoche stellt sich augenblicklich auf soundsoviele Millionen Goldfranken; infolgedessen müsse man den Wert der Mona Lisa mindestens doppelt so hoch veranschlagen. Auf diesem Wege — eine andere Form der Wertbestimmung von Kunstwerken ist nicht gut möglich — kam man zu dem Schluß, Leonardos Meisterwerk sei mit einem Betrag von etwa sechs Millionen Goldfranken einzuschätzen.

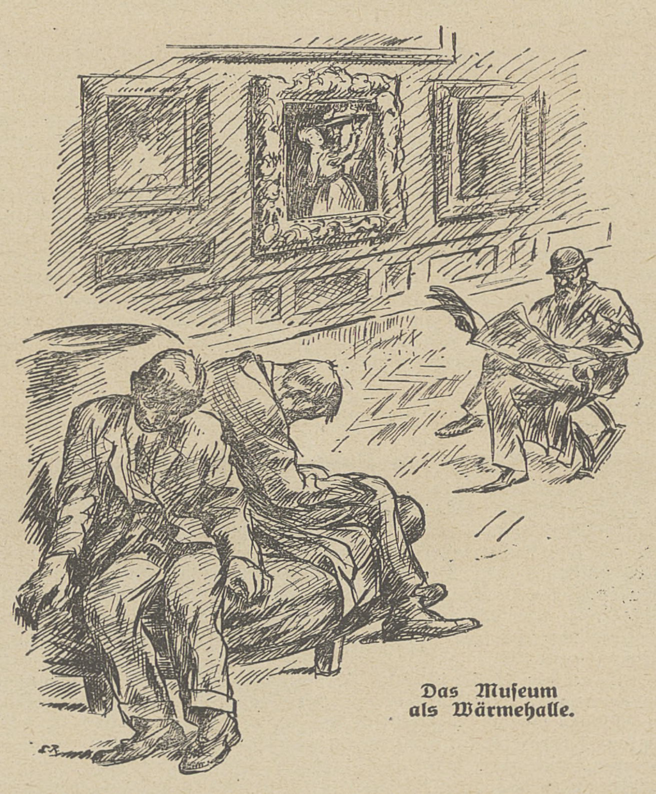
Tatsächlich waren ja ungefähr zu der gleichen Zeit, als die Mona Lisa gestohlen worden war, einige Gemälde im Handel mit Millionenbeträgen bezahlt worden. Otto H. Kahn in New-York hatte beispielsweise im Jahr 1910 für das berühmte Gemälde von Frans Hals: „Der Künstler und seine Familie" 500 000 Dollar ausgeben müssen, und ungefähr denselben Betrag bezahlte ein Jahr später ein anderer amerikanischer Sammler für Rembrandts „Mühle".

Vollkommen irrig wäre aber die Annahme, daß der Ankauf von kostbaren Gemälden immer eine gute Kapitalsanlage bedeute. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Wohl mußten sich viele Meister bei dem Verkauf ihrer Arbeiten oftmals mit ganz geringen Beträgen zufrieden geben, während die Nachzeit die gleichen Werke mit Hunderttausenden oder gar Millionen bewertete. Das hat aber nur darin seine Ursache, daß man den hohen Wert dieser Kunstwerke nicht rechtzeitig erkannt hatte. So erging es beispielsweise Albrecht Dürer, der sich oft mit ein paar lumpigen Gulden Lohn für seine köstlichsten Schöpfungen zufriedengeben mußte, während spätere Zeiten seine Werke als die eines der hervorragendsten Meisters aller Zeiten feierten. Man weiß, daß Dürer für seine berühmte „Himmelfahrt der Maria" nur 200 Gulden erhielt, obwohl Dürer das Hauptbild ohne Zuhilfenahme von Schülern ganz allein ausführte, während die vier Flügeltüren von der Hand keines Geringeren als Matthias Grünewald Grau in Grau bemalt wurden. Kaiser Rudolph II. hatte vergebens die für die damalige Zeit ungewöhnlich hohe Summe von 10 000 Gulden für das Gemälde geboten. Maximilian I. erstand dann dieses Meisterwerk um einen weitaus höheren Betrag, doch fiel es leider einem Brande zum Opfer. Aber für kleinere Madonnendarstellungen mußte sich Dürer mit Beträgen von 25 Gulden bescheiden, obwohl gerade diese Madonnenbilder heute das größte Ansehen genießen.

Ungeheurer Anstrengungen hatte es bedurft, der Sammlung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin Werke von der Hand Dürers einzuverleiben. Wilhelm von Bode hat sich dieses Verdienst erworben. So erwarb er das Porträt des Nürnberger Patriziers Hieronymus Holzschuher, das zu den populärsten Darstellungen des Meisters zu rechnen ist. Das Bild, das sich noch im Originalrahmen befindet, stellt einen der kostbarsten Schätze des Kaiser-Friedrich-Museums dar; sein Wert liegt über der Millionengrenze.

In diesem Zusammenhang darf man auch des Bildnisses des Kaufmanns Georg Gisze von Hans Holbein d. J. gedenken, das sich einstmals in der Sammlung Solly befand, die es aus der berühmten Galerie Orleans in London für sage und schreibe 60 Pfund erworben hatte. Das Werk gehört heute ebenfalls zu den Zierden des Berliner Museums und wird auf rund eine Million Mark geschätzt.

Wenn das Kaiser-Friedrich-Museum in einem Atemzug mit dem Louvre, dem Prado, dem Wiener Hofmuseum genannt werden



Das Museum als Wärmehalle.

Den Obdachlosen ist Tizians „Lavinia" ebenso gleichgültig wie irgend ein anderes Bild.

darf, so sind es nicht zum geringsten Teil die Werke Rembrands, die ihm zu seinem guten Namen verholfen haben. Wer kennt nicht das Selbstbildnis dieses Meisters im Samtbarett und Mantel, wer hätte nicht den „Mann mit dem Goldhelm" in irgendeiner Nachbildung gesehen? Einen richtigen Begriff von dem Wert dieses kostbaren Stückes kann man sich machen, wenn man hört, daß erst kürzlich bei einer amerikanischen Versteigerung für Rembrandts Gemälde „Titus im Armsessel" 270 000 Dollar angelegt werden mußten!

So dürfte es nicht schwer sein, sich die Millionensummen auszurechnen, die beispielsweise die Sixtinische Madonna, zweifellos eines der berühmtesten Werke Raffaels, wert ist. Während noch im Jahre 1814 die „Madonna della Tenda", die heute die Pinakothek zu München ziert, König Ludwig von Bayern für 5000 Pfund oder 100 000 Mark kaufen konnte, zahlte ein großer



In den Museen dürfen die Meisterwerke, wie Dürers Hieronymus Holzschuher, nur von Malern kopiert werden, die ihr Können unter Beweis gestellt haben.

amerikanischer Sammler vor nicht gar zu langer Zeit für die sog. „Kleine cowper-Madonna", die sich lange Zeit in England im Privatbesitz befand, ¾ Million Dollar! Pierpont Morgan hatte ebenfalls Millionenbeträge dafür ausgegeben, Werke von Raffael seiner Galerie zuführen zu können. So ließ er es sich 500 000 Dollar kosten, die „Madonna von St. Anton" zu erwerben, während die Londoner National-Galerie letzthin für eine Madonnendarstellung des gleichen Meisters 70 000 Pfund anlegte. Hält man sich alle diese Ziffern vor Augen, so dürfte man die Sixtinische Madonna in Dresden vielleicht mit 4 Millionen Mark bewerten. Es war ein bis dahin kaum jemals gezahlter Betrag, als der Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen 20 000 Dukaten für dieses Bild anlegte.

Auch ein Gemälde von Tizian, das vor einiger Zeit im Handel auftauchte, mußte mit einem Millionenbetrag beglichen werden. Weitaus bekannter aber als dieses Werk ist Tizians Porträt der Lavinia, der Tochter des Malers.

Aus der Werkstatt von Rubens stammt die sehr populär gewordene Darstellung des „Christkindes mit Johannes und Engeln", die man zu den besten Werken des Meisters rechnen darf. Während ein Engelchen von links ein Lamm herbeibringt, beschäftigen sich die drei anderen Kindergestalten mit Weintrauben und anderen Früchten. Diese Früchte sollen ein Werk des großen englischen Stillebenmalers Frans Snyders sein. Im übrigen besitzen nahezu alle großen Museen der Welt Arbeiten von Rubens, deren Wert die Millionengrenze erreicht. Keinesfalls unter diesem Wert dürfen aber auch die besonders berühmt gewordenen Arbeiten von Frans Hals oder Murillo eingeschätzt werden. Wer würde nicht von Frans Hals das Bildnis der Hille Bobbe, der Hexe von Haarlem kennen! Dieses grinsende Gesicht, das sich hämisch zu einer Eule wendet, die auf der linken Schulter der Hexe sitzt. Oder wer nicht von Murillo den Heiligen Antonius von Padua im Kaiser-Friedrich-Museum und die Traubenesser in der Pinakothek! Und heute ist Murillos „Conzeption" Millionen wert, obwohl sie im Jahre 1867 in Paris für 615 000 Franken käuflich war.

Bedenkt man, daß neben diesen weltberühmten Werken, die unsere Museen beherbergen, noch viele Hunderte anderer Kostbarkeiten zu sehen sind, deren jede einzelne einen in viele Tausende oder Hunderttausende gehenden Verkaufswert bedeutet, so braucht man kein Rechenkünstler zu sein, um sich einen Begriff von den immensen Summen zu machen, die in den großen öffentlichen Sammlungen zusammengetragen sind. In der Hauptsache immer Werke, die von der heutigen Generation nicht mehr erworben werden können, da gleiche Qualitäten kaum mehr im Handel anzutreffen sind und überdies für die öffentliche Kunstpflege nicht mehr die reichen Mittel zur Verfügung stehen, die in glücklicheren Zeiten bereitgestellt werden konnten. So stellen denn die führenden Kunstgalerien Werte von unschätzbarer Bedeutung dar, die stets einen wesentlichen Bestandteil des Nationalvermögens bilden.

Dr. Kurt Mühsam.



Der Fremdenführer kennt seine Pappenheimer und vergißt nie, den nach Millionen zu beziffernden Wert von Rembrandts „Mann mit dem Goldhelm" zu erwähnen.

TECHNISCHE RUNDSCHAU

Neuerungen der Hochspannungs-Prüftechnik.

Hochspannungs-Leitungen durchziehen heute weit und breit das Land; so ist es bereits möglich, mit der Kraft süddeutscher Wasserfälle, z. B. vom Walchensee aus in Norddeutschland Maschinen zu treiben. Um elektrische Kraft auf Hunderte von Kilometern ohne erhebliche Verluste, also wirtschaftlich zu übertragen, mußte man zu immer höheren Spannungen greifen, 220 000 Volt sind heute für diesen Zweck bereits zur Anwendung gekommen. Diese ungeheuren Spannungen stellen an das Isolationsmaterial und ebenso an die Maschinen und Apparate beträchtliche Anforderungen. Da alles verwendete Material unter Spannungen geprüft werden muß, die ein mehrfaches der Betriebsspannung ausmachen, so kommt man bei den Prüfgeräten auf Spannungen, die vor wenigen Jahren noch ins Reich der Phantasie gehörten.

In der Transformatorenfabrik der AEG. in Oberschöneweide wurden dieser Tage einige bemerkenswerte Neuerungen auf diesem Gebiete gezeigt. Es wurde u. a. ein kürzlich im Hochspannungs-Laboratorium dieses Werkes in Betrieb genommener Prüftransformator für 1 Million Volt gegen Erde vorgeführt. Man hat so hohe Spannungen gegen Erde bis jetzt nur durch Hintereinander-Schaltung mehrerer, zum Teil isoliert aufgestellter Transformatoren bekommen, während hier zum erstenmal in einem einzelnen Transformator 1 Million Volt gegen Erde erzeugt wird. Die Niedervolt-Wicklung dieses Transformators besteht aus wenig Windungen, während die Hochvolt-Wicklung viele Tausend Windungen enthält, deren eines Ende mit dem Eisenkern verbunden und damit geerdet ist. Das andere Ende führt die hohe Spannung und wird mittels einer sogenannten Durchführung — hier ein großes mit Isolierstoff gefülltes Rohr — nach außen geführt. Am Ende der Durchführung ist eine Kugel von über 1 Meter Durchmesser angebracht, die den Zweck hat, geräuschvolle Strahlungen zu verhüten. Der Transformator hat eine Leistung von 1000 kVA und ist infolge günstiger Spulenanordnung trotzdem verhältnismäßig klein. Der 1 Million-Volt-Transformator ist für die übliche Drehstrom-Periodenzahl von 50 Per/s gebaut; er dient vor allen Dingen zur Prüfung von Isolatoren, Transformatoren-Wicklungen usw.

Zur Nachahmung von Ueberspannungen, wie sie in Fernleitungs-Netzen beim Schalten oder bei Störungen vorkommen, verwendet man Hochfrequenzströme, das sind Ströme, die eine wesentlich höhere Periodenzahl als der gewöhnliche Drehstrom haben. Die Frequenz dieser Hochfrequenzströme, auch Teslaströme genannt, liegt bei einer Größenordnung von etwa 50 000 Per/s. Ein Tesla-Transformator wurde vorgeführt, der ebenfalls 1 Million Volt — allerdings nicht kontinuierlich — liefert. Um die extrem hohe Wechselzahl zu erreichen, wird eine Hochspannungs-Kondensatorbatterie aufgeladen, bis an einer vorgeschalteten Funkenstrecke ein Ueberschlag eintritt. Der elektrische Entladungsfunke ist bekanntlich kein einmaliger Ueberschlag, sondern er besteht aus einer ganzen Reihe von aufeinander folgenden Entladungen (Oszillationen), die eine Frequenz von 50 000 Per/s haben. Da die Kondensatorbatterie ständig aufgeladen wird, finden die Ueberschläge in rascher Folge statt. Die Schlagweite des vorgeführten Transformators beträgt etwa 4 Meter. Die Hochfrequenzströme verhalten sich ganz anders als die üblichen Wechselströme; während diese stets auf der kürzesten Entfernung zwischen Hochvoltpol und Erde überschlagen, werden von den Teslaströmen z. B. im vorliegenden Falle willkürlich Strecken bis 4 Meter überschlagen, obgleich die Entfernung gegen Erde nur 1,5 Meter beträgt. Ein wahres Trommelfeuer von elektrischen Funken erfüllt den Raum, wenn der Transformator eingeschaltet wird und das künstliche Gewitter sich entlädt.

Zur Prüfung von Isolatoren und Apparaten werden die bei Blitzschlägen auftretenden Beanspruchungen mittels einer Gleichspannungs-Schlagprüf-Einrichtung künstlich erzeugt. Bei dieser Einrichtung wird hochgespannter Wechselstrom über Ventilröhren, die wie ein Rückschlagventil wirken und den Strom nur in einer Richtung durchlassen, in Gleichstrom umgeformt. Mit diesem Gleichstrom werden zwei Hochspannungskabel von je 350 Meter Länge auf 400 kV aufgeladen. Die Kabel dienen dabei nur als Elektrizitätsspeicher und sind deshalb der Einfachheit halber auf Kabeltrommeln aufgewickelt. Ueber eine Funkenstrecke werden die zu prüfenden Apparate an die geladenen Kabel angeschlossen; dabei steht kurzzeitig die ungeheure Leistung von 3 000 000 kW zur Verfügung, eine Leistung, die nahe an die Energiemenge herankommt, die bei Blitzschlägen auftritt.

Die bei dem Isolationsmaterial der Hochspannungstechnik auftretenden dielektrischen Verluste werden in einer sogenannten Verlust-Meßeinrichtung geprüft. Aus dem zu untersuchenden Material wird durch zwei voneinander getrennte Metallbelegungen ein Kondensator gebildet, der dann mit einem völlig verlustfreien Luftkondensator verglichen wird.

Bei Kurzschlüssen in Hochspannungsanlagen treten Ströme von mehreren 1000 A auf, die in den Apparaten gewaltige magnetische Kräfte hervorrufen und zum Verbiegen oder Uebereinanderschieben von Wicklungen führen, andererseits aber auch verheerende thermische Wirkungen auslösen. Es sind deshalb in jeder Anlage automatisch wirkende Oelschalter vorhanden, die diese Ströme abschalten.

Um Oelschalter daraufhin zu untersuchen, ob sie auch imstande sind, so starke Ströme abzuschalten, ferner um Transformatoren-Wicklungen auf ihre mechanische Festigkeit gegen magnetische Kräfte zu prüfen, wird eine Kurzschluß-Versuchsanlage verwendet. Da die Ströme nur kurzfristig gebraucht werden, geht man in der Weise vor, daß die kinetische Energie einer Schwungmasse (Schwungrad) im Augenblick des Versuchs abgebremst und in elektrische Energie umgesetzt wird. Ein 1000 PS-Motor treibt ein 60 Tonnen schweres Polrad mit 500 U/min an; hat das Polrad die vorgeschriebene Umdrehungszahl erreicht, so wird der Stromerzeuger über den zu prüfenden Apparat kurz geschlossen und erzeugt dabei Ströme bis zu 32 000 A.

Weil solche Versuche leicht zu Schalterexplosionen und anderen Zwischenfällen führen können, werden sie, um nicht Menschenleben zu gefährden, in einem nur teilweise überdeckten, feuerfesten Raum vorgenommen; die Beobachtung erfolgt durch besondere Sehschlitze in starken, schmiedeeisernen Fenstern.

Eine Versuchsanstalt für Kurzschlußwirkungen.

Die Elektrizitätswissenschaft beschäftigt sich seit langem mit der Untersuchung hoher elektrischer Spannungen und ihrer Wirkungen und hat zu diesem Zwecke bereits eine Reihe von Prüfanlagen gebaut, die für die Praxis außerordentlich wertvolle Ergebnisse geliefert haben. Ein anderes Gebiet der Elektrowissenschaft, die Untersuchung beabsichtigter Kurzschließungen großer Generatorleistungen bei Abschaltvorgängen in Kraftwerken konnte bisher wegen der zu hohen Anschaffungskosten der Versuchsanlagen kaum genügend bearbeitet werden. Inzwischen hat sich aber die Notwendigkeit herausgestellt, bei der immer mehr wachsenden Inanspruchnahme der Kraftwerke der Frage der Hochleistungsschalter (Oelschalter) besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Zwar sind bisher keine großen Umwälzungen im Oelschalterbau eingetreten, aber es ist doch eine Reihe von systematischen Verbesserungen erreicht worden, die es lohnend macht, ältere Schalter in den Betrieben durch modernere zu ersetzen. Wenn die Elektrizitätswerke bisher zu einer generellen Umbaufrage der Oelschalter sich noch nicht verstanden haben, so liegt das einesteils an den sehr erheblichen Kosten, die die Werke für die Auswechslung aufbringen müßten, und anderseits an der Erkenntnis, daß über die Leistungsfähigkeit der Konstruktionen noch nichts Bestimmtes bekannt ist. Es fehlt eben an den notwendigen praktischen Versuchen zur Feststellung dieser Leistungen. Diesem offensichtlichen Mangel soll nun durch die Errichtung einer Versuchsanstalt für Kurzschlußwirkungen abgeholfen werden.

Der bekannte Elektrowissenschaftler, Professor A. Matthias, Berlin, der bereits die Studiengesellschaft für Höchstspannungsanlagen leitet, hat sich, wie bekannt geworden ist, mit den maßgebenden Kreisen der Industrie und der staatlichen, kommunalen und privaten Elektrizitätserzeugung in Verbindung gesetzt, um diese Kreise für die geplante Versuchsanstalt zu interessieren.

Professor Matthias hatte bereits auf der letzten Tagung der Vereinigung der Elektrizitätswerke, am 25. Mai in Berlin, darauf hingewiesen, daß die Vorausberechnung der Abschaltleistungen ohne Versuche nicht möglich sei; es seien zwar Modellversuche in kleinerem Maße gemacht worden, aber die Umrechnung auf große Verhältnisse versage, da die physikalischen Vorgänge im Oelschalter zu kompliziert seien. Aus diesem Grunde müsse man, kühner als bisher, nach technischem Fortschritt auf jenem Gebiete streben, ohne zu enge Anklammerung an das Hergebrachte.

Namentlich die Elektrizitätswerke, an die sich Professor Matthias gewandt hatte, und die die Leidtragenden bei den nicht immer zu vermeidenden schweren Oelschalterstörungen sind, haben ein brennendes Interesse an der schnellen und gründlichen Aufnahme der Arbeiten die im engsten Zusammenhange mit der bereits genannten Studiengesellschaft für Höchstspannungsanlagen betrieben werden sollen. Bis jetzt schon ist die Hälfte des erforderlichen Kapitals von allen bedeutenderen einschlägigen Firmen, einschließlich der Großfirmen, großen und einer Anzahl mittelgroßer Elektrizitätswerke, sowohl staatlicher und kommunaler als auch privatwirtschaftlicher, insbesondere auch der Reichsbahngesellschaft sichergestellt worden. Durch die Zusammenarbeit mit der Studiengesellschaft für Höchstspannungen wird die Verwaltungsarbeit sehr vereinfacht und an allgemeinen Unkosten gespart.

Die neue Versuchsanstalt soll nicht nur ähnliche Anlagen des In- und Auslandes an Spitzenleistungen übertreffen, sondern soll auch durch die Einrichtung mehrerer Versuchsstände und schnelle Austauschbarkeit der Versuchsobjekte sowie durch zweckmäßige Umschaltungen eine intensive und vielseitige Ausnutzung der Einrichtungen auch für Versuche mit kleineren Leistungen gestatten. Man wird besondere Aufmerksamkeit der Entwicklung vielseitiger Meßeinrichtungen für die verschiedensten Teilaufgaben z. B. Messung plötzlich auftretender Druckstöße, Beschleunigungen, Erwärmungen, Gasmengen usw. widmen, die dann für alle Untersuchungen zur Verfügung stehen. Man hofft, daß durch Bereitstellung von Mitteln für Untersuchungen allgemeinwissenschaftlichen Charakters unter Mitwirkung von Doktoranden der technischen Hochschulen auch das Gebiet der Hochstromwirkungen der wissenschaftlichen Forschung erschlossen werden kann. Alle Fragen der stoßweise auftretenden Kräfte und Wärmemengen können bei exakter Messung von Ursache und Wirkung bequem experimentell verfolgt werden. Die Ergebnisse solcher Studien werden auch für die Praxis große Bedeutung haben, z. B. für die Abstützung von Wicklungen an Generatoren und Transformatoren oder für die Isolation von Kabeln, welche scharfen Kurzschlußstößen unterworfen sind.

Es liegt auf der Hand, daß die Versuchsanstalt der gesamten Elektrizitätswirtschaft zugute kommen wird, nicht nur dem Teile, der lediglich für die Erzeugung höchster Spitzenleistungen in Betracht kommt. Jedenfalls ist bei der exakten experimentellen Untersuchung der Kurzschlußwirkungen ein großer wirtschaftlicher Gewinn zu erzielen.

E. K.

Ein neues Passagierluftschiff.

Wie bekannt sein dürfte, wird in England gegenwärtig von der Airship Guarantee Company im Auftrage der englischen Regierung ein Riesenluftschiff erbaut, das einen Inhalt von 142 000 Kubikmetern hat und über einen Aktionsradius von 4800 verfügen soll. Der Direktor der genannten Gesellschaft hat nun interessante Einzelheiten über das neue Luftschiff „R. 100“ mitgeteilt, das sich grundlegend von den bisher erbauten Luftschiffen unterscheiden wird und einige außerordentliche Neuerungen aufweist.

In erster Linie ist man beim Bau von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Gerippe der bisher erbauten Luftschiffe zu schwach waren. Tatsächlich sind ja die Luftschiff-Unfälle der letzten Jahre, wenn nicht durch das schwache Gerippe hervorgerufen, doch zum mindesten dadurch gefördert worden. Demzufolge wird das neue Luftschiff ein stärkeres und gedrungeneres Gerippe erhalten, als es bisher bei ähnlichen Konstruktionen der Fall war. Die äußere Form des Luftschiffes wird durch diese konstruktive Bedingung nicht unwesentlich verändert. Während die zuletzt erbauten Luftschiffe der Zeppelin-Type, beispielsweise die „Shenandoa“ eine Länge aufwiesen, die achtmal so groß war wie der Durchmesser des Schiffes, wird die „R. 100“ nur fünfmal so lang wie breit sein.

Durch das stärkere Gerippe ergibt sich nun aber andererseits ein vermehrtes Gewicht des Schiffes und somit eine verminderte Tragfähigkeit. Um hier einen Ausgleich zu schaffen, sind Maßnahmen getroffen worden, die, wenn sie sich bewähren, zweifellos von grundlegender Bedeutung für den künftigen Luftschiffbau sein werden. Man hat erstens die Gondeln für die Mannschaften und die Passagiere in das Innere des Luftschiffes verlegt, um so den Luftwiderstand zu verringern. Lediglich die Motoren-Gondeln befinden sich selbstverständlich außerhalb, alle übrigen Räume, u. a. ein Speisesaal für 50 Personen, befinden sich innerhalb des Schiffsrumpfes. Die Schwierigkeiten, die sich bei dieser Neuerung, insbesondere durch das Ventilationsproblem ergaben, sind angeblich einwandfrei gelöst worden. Auch soll die Nachbarschaft der feuergefährlichen Wasserstoffzellen keine Gefahr darstellen, wie u. a. aus der Einrichtung von Rauchecken im Innern des Schiffes hervorgeht.

Wesentlich interessanter noch ist aber eine andere Neuerung, die geradezu eine Umwälzung für die „Leichter-als-Luft“-Luftschiffe darstellt. Bekanntlich mußten Luftschiffe bisher die durch den Brennstoffverbrauch eingetretene Gewichtsverminderung durch entsprechendes Abblasen des Wasserstoffs aus den Zellen kompensieren. Dieser Uebelstand, dem bisher abzuhelfen unmöglich war, trotzdem manche beachtenswerte Anregung gegeben wurde — so ist z. B. erst kürzlich ein Verfahren empfohlen worden, das durch gleichmäßige Erwärmung des Wasserstoffgases sein spezifisches Gewicht verändern und so die nötige Regulierung vornehmen will, — wird durch das im „R. 100“ angewandte System gänzlich beseitigt. Es ist nämlich die Möglichkeit ausgewertet worden, das abzublasende Gas zum Antrieb der Motoren zu verwenden. Versuche haben ergeben, daß die mit Wasserstoff betriebenen Motoren noch immer zwei Drittel ihrer normalen Leistungsfähigkeit beibehalten. Es wird also bei dem neuen Luftschiff das abzublasende Wasserstoffgas nicht in der bisher üblichen unrationellen Weise einfach in die Luft entweichen, sondern man führt es zweien der Hauptmotoren zu, die es als Betriebsstoff verwenden. Ganz ähnlich, wie es auch bei dem zurzeit in Friedrichshafen im Bau befindlichen deutschen Zeppelin-Luftschiff vorgesehen ist. Auf diese Weise ist es möglich, nicht weniger als 15—20 Prozent des nötigen Betriebsstoffes zu sparen, und so die durch das schwerere Gerippe verminderte Tragfähigkeit auszugleichen.

Die „R. 100“ soll in der Lage sein, nicht weniger als 72 Tonnen Nutzlast zu befördern. Die Anzahl der unterzubringenden Passagiere beträgt 100. Als Durchschnittsgeschwindigkeit wird mit 120 Kilometern in der Stunde gerechnet.

Genormtes Aluminiumgeschirr.

Der Fachnormenausschuß für Hauswirtschaft im Deutschen Normenausschuß hat kürzlich die Herausgabe der Normen für Aluminiumgeschirr beschlossen, die aus Vorschlägen des Reichsverbandes der Deutschen Aluminiumwaren-Industrie hervorgegangen sind. Die Normen sind zunächst als sogenannte Vornormen (vorläufige Normen) herausgegeben, um Erfahrungen zu sammeln. Die Vertreter der Erzeuger, Händler und Verbraucher haben sich mit den Vornormen einverstanden erklärt. Die Normen betreffen Schmortöpfe, Fleischtöpfe, hohe Töpfe, Maschinentöpfe, Nudelpfannen, Kasserollen, Milchkocher, Henkelpfannen, Stielpfannen, Deckel, Wasserkessel, Schöpflöffel, Milchlöffel, Schaumlöffel, Tunkenlöffel, Seiher, Durchschläge, Siebe, Schüsseln, Kaffee-, Schokoladen- und Teekannen, Essenträger, Litermaße und Trichter.

Vorgesehen sind drei verschiedene Qualitäten und zwar I unbordiert extra schwer, II unbordiert schwer, III bordiert.

Neuerungen auf der Leiziger Technischen Herbstmesse

Die diesjährige Leipziger Messe hat auch in technischer Hinsicht nicht enttäuscht. Besonders reichhaltig ist die Baumesse beschickt worden, wenn auch auf anderen Gebieten sichtlich Fortschritte zu verzeichnen sind.

Für die Hauswirtschaft dürfte ein Wäschetrockenapparat interessieren, der den Vorteil hat, nicht nur elektrisch betrieben werden zu können, sondern auch durch den Wasserdruck der normalen Hauswasserleitung. Der Apparat besteht im wesentlichen aus einer großen Trommel, die mit zahlreichen Löchern versehen ist, in die die nassen Wäschestücke eingefüllt werden. Wird diese Trommel in Umdrehung versetzt, so streift ständig ein starker Strom trockener Luft durch den Behälter, der die in ihm befindliche Wäsche schnell trocknet, ohne sie anzugreifen. Der Antrieb erfolgt entweder durch einen Motor oder — wie bereits erwähnt — bei kleineren Ausführungen durch eine Turbine, die durch den Wasserstrom in Umdrehung versetzt wird. Allerdings ist diese Ausführung nur dort zu gebrauchen, wo der Wasserdruck nicht weniger als drei Atmosphären beträgt.

In den Städten ist dieser Druck fast stets vorhanden. Ein übermäßiger Wasserverbrauch tritt nicht ein, da das Wasser, nachdem es die Turbine durchlaufen hat, ohne weiteres für sonstige Zwecke zu verwerten ist.

Auf dem Gebiet der Werkstattförderung fallen neuartige kleine Handförderwagen, sogenannte Schildkröten, auf. Die Entladung erfolgt ohne Anstrengung. Wenn es wünschenswert erscheint, kann eine Reihe solcher Wagen durch einen Motorvorspann befördert werden.

Interessant ist auch ein neuer Rohöl- und Benzin-Triebwagen, der insbesondere für Straßenbau- und ähnliche Zwecke Anwendung finden dürfte und sich durch geringen Brennstoffverbrauch und leichte Bedienbarkeit auszeichnet. Der Motor, eine einzylindrige Zweitakt-Maschine, wird wassergekühlt und leistet 6 PS. Der Verbrauch an Brennstoff beträgt nur wenig mehr als $1^1/_4$ Kilogramm Benzol in der Stunde bei einer erzielten Geschwindigkeit von etwa 3,2 bis 8 Kilometern. Die Zugfähigkeit beträgt 4,5 bis 16 Tons je nach Steigung und Fahrgeschwindigkeit.

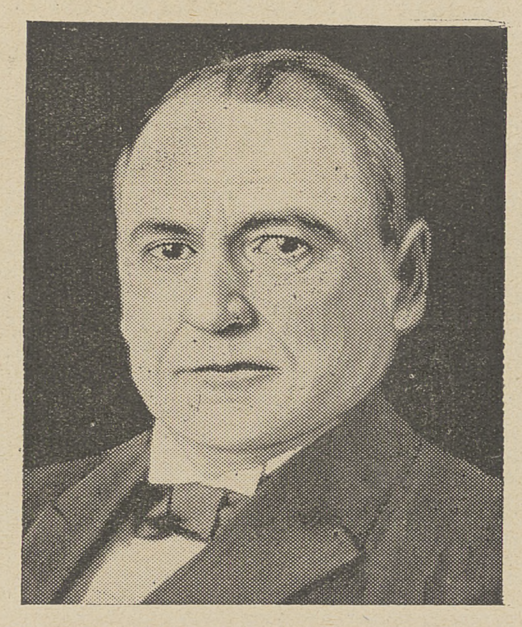
Bilder vom Tage.

Clemenceau im Sterben.



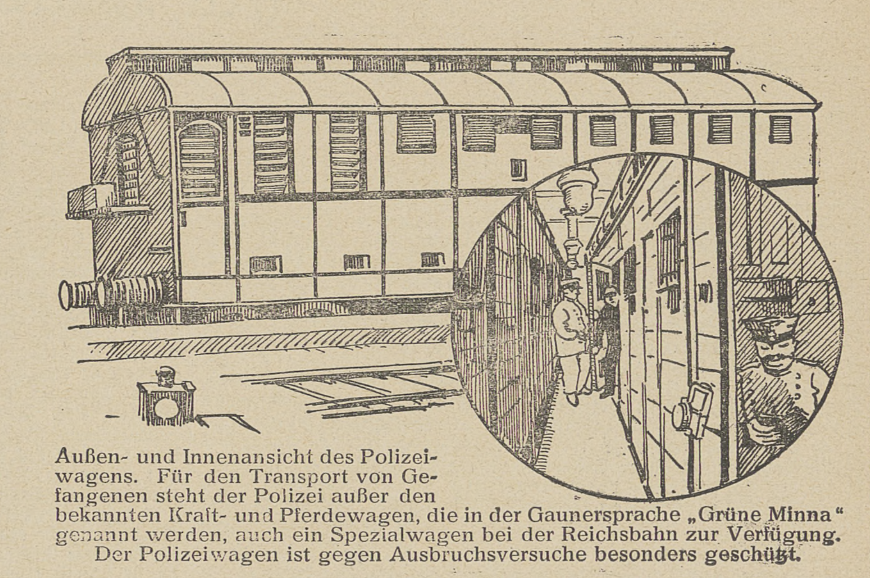
Der im 86. Lebensjahre stehende ehemalige französische Ministerpräsident George Clemenceau ist ernstlich erkrankt. Sein hohes Alter gibt den Aerzten zu ernsten Besorgnissen Anlaß.

Will auch Frankreich mit Rußland brechen?



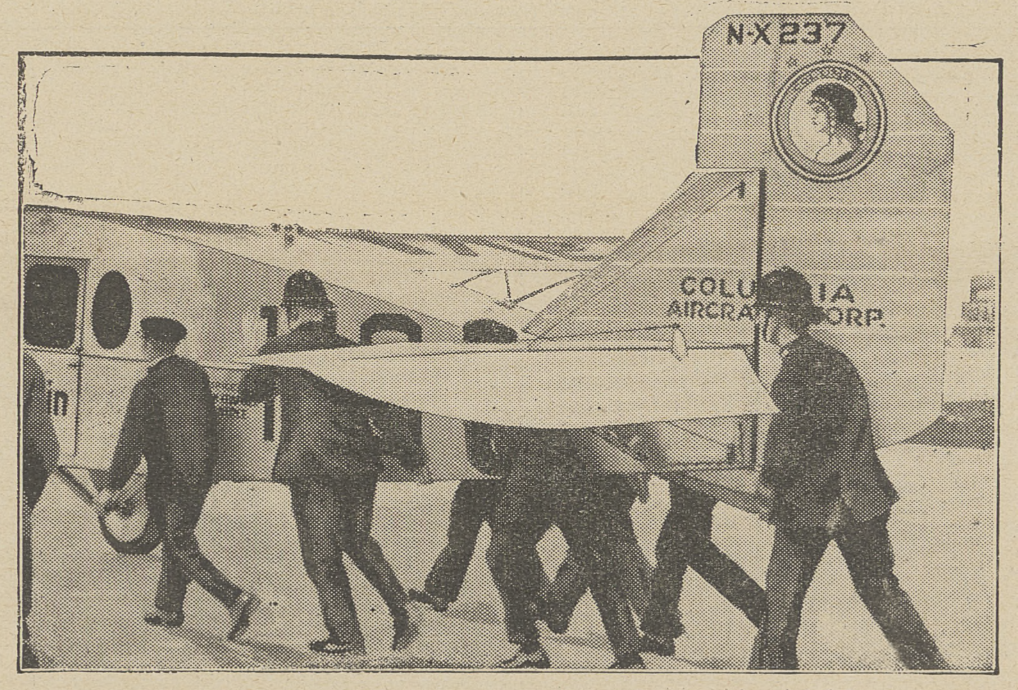
Die Anhängerschaft eines endgültigen Abbruchs der diplomatischen Beziehungen mit Rußland hat im französischen Ministerium beträchtlich an Boden gewonnen. Andererseits hat der russische Botschafter in Paris Rakowski erklärt, daß er sich weder entschuldigen (wegen der kommunist. Propaganda) noch zurücktreten werde.

Verbrecher-Transportwagen der Polizei.



Außen- und Innenansicht des Polizeiwagens. Für den Transport von Gefangenen steht der Polizei außer den bekannten Kraft- und Pferdewagen, die in der Gaunersprache „Grüne Minna“ genannt werden, auch ein Spezialwagen bei der Reichsbahn zur Verfügung. Der Polizeiwagen ist gegen Ausbruchsversuche besonders geschützt.

Die entführte „Columbia“ wird beschlagnahmt.



Levine floh ohne Führerlicenz und ohne Zollrevision von Paris nach London, um seinem Führer Drouhin zu entgehen, mit dem er ständig in Streit lag. Die Londoner Polizei bemächtigte sich des Flugzeuges.

Die „Hakoah“-Plätze während des Turniers um die Meisterschaft von Bielitz-Biala.

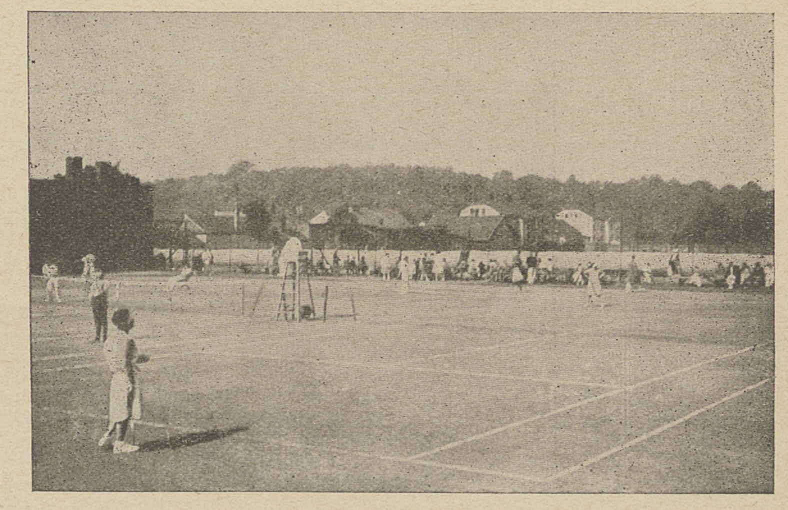
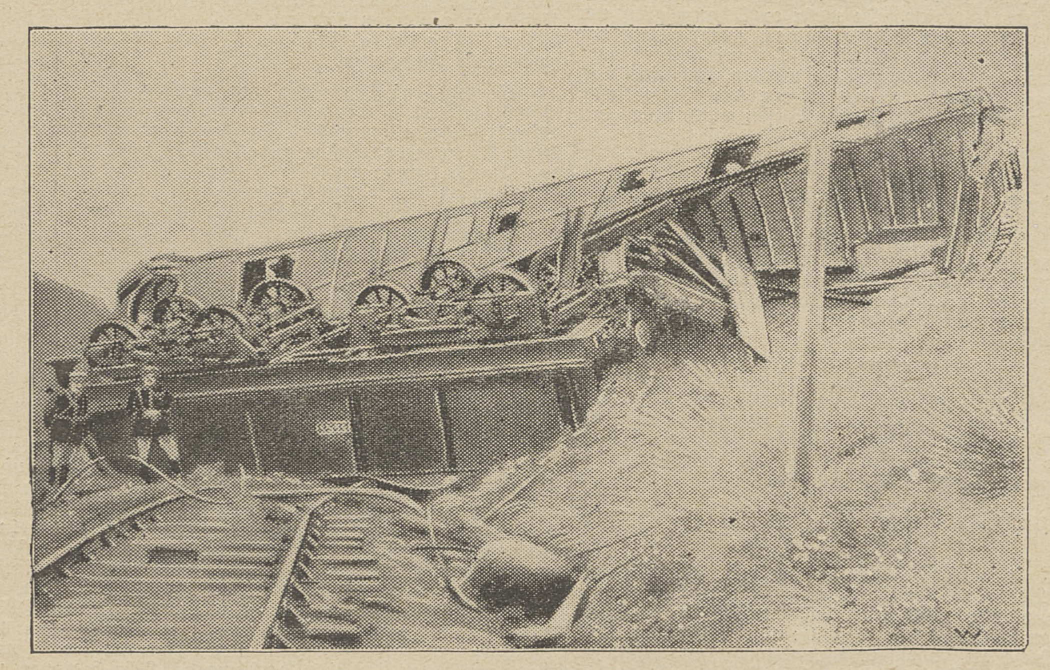


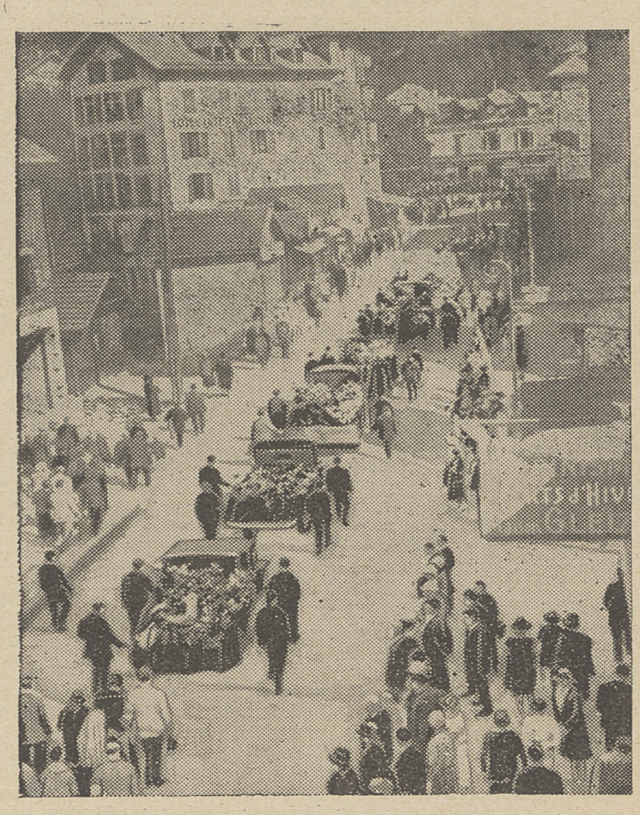
Photo Kwasniewski.

Ein französisches Leiferde.



Bei Tours ist der Pyrenäen-Expreß entgleist. Die Katastrophe ist auf ein Attentat zurückzuführen. Die Schienen waren von der Schwellen-Unterlage auf eine Länge von etwa 25 Metern losgeschraubt.

Die Beisetzung der 19 Opfer der Eisenbahnkatastrophe am Mont-Blanc.



Die Opfer des abgestürzten Eisenbahnzuges wurden in Montevers beigesetzt.

Der Kleinsiedler.

Für Haus, Hof und Garten.

Spätsommerarbeiten des Imkers.

Die Tracht ist nun überall bald zu Ende, und die Bewohner des Bienenstandes denken an den Winter. Alle Ritzen und Fugen der Wohnungen werden sorgfältig gedichtet, damit die Winterkälte möglichst wenig in das Innere der Stöcke und Kästen eindringen kann. Der vorsorgliche Imker beeilt sich jetzt, den Völkern das Winterfutter zu reichen. Vom 1. Oktober bis 1. Mai braucht ein Volk 25 bis 30 Pfund Nahrung, und zwar 1 bis 2 Pfund Pollen, das übrige an Honig und Zuckerlösung. Das Winterfutter hat die Aufgabe, die Lebenswärme der Bienen zu erhalten. Der Heizstoff ist der Zucker, und mit seiner Hilfe bewahrt die Bienenmasse im Stock auch im kältesten Winter eine Temperatur von wenigstens 25 Grad Celsius. Zuckerlösung ist das beste Winterfutter, Honig das beste Brutfutter. Nicht als Winterspeise eignen sich Honig aus Heidenektar, aus Raps, Hederich und von Ausscheidungen der Blätter oder Nadeln. Hiervon bleiben zu viel Rückstände im Bienendarm und den Tieren droht davon die Ruhr, wenn sie sich nicht jeden Monat durch einen Ausflug reinigen können. Das ist aber im Winter nicht möglich. Raps und Hederichhonig erzeugen, da sie schnell kristallisieren, Durstnot und in deren Gefolge auch die Ruhr. Am besten löst man reinen Kristallzucker, der keinerlei Farbstoff enthält, in heißem Wasser, und zwar müssen Zucker und Wasser zu gleichen Gewichtsteilen zusammengebracht werden. Ein Kochen der Mischung ist überflüssig. Auf das Liter der Mischung fügt man ½ bis 1 Gramm Kochsalz hinzu. Nach altem Brauch würzt man sie auch mit einem Absud von Thymian, Melissenkraut und Lindenblüte. Diese Würzstoffe regen die Verdauungswerkzeuge an. Die Zuckernahrung reicht man den Bienen in kleinen Gaben warm, zwei bis drei Pfund den Abend. Die Futtergefäße müssen so beschaffen sein, daß die Bienen nicht darin ertrinken. Es wird nicht allabendlich gefüttert, damit die Bienen Zeit haben, die Nahrung zu verarbeiten, bis sie honigähnlich wird. Dazu gehört freilich noch Pollentracht und Flugwetter.

Bis Mitte September soll die Winterfütterung beendet sein. Der Imker muß nun nochmals genau prüfen, ob alle Völker weiselrichtig und stark genug sind. Bei schwachen Stämmen erkannte man den Verlust der Königin zeitig: sie wurden auffällig volksarm. Bei starken dagegen können wir uns täuschen. Da heißt es: nach Brut forschen. Wenn das Volk nicht gerade hungert, schafft die junge Königin bis in den September hinein neue Brut. Trifft man keine an, dann nimmt man das Volk vollständig auseinander und sucht nach der Königin. Findet man sie nicht, dagegen einen Rest von männlichen Bienen, dann ist unser Verdacht bestätigt. Weiselrichtige Völker schaffen im August schon, meist in seiner ersten Hälfte, die Drohnen ab, denn sie werden ja in diesem Jahre nicht mehr gebraucht, nachdem die Stockmutter befruchtet ist. Im Winter wären sie nur unnütze Fresser. Ist der verwaiste Stamm noch stark genug und hat man ein passendes Völkchen zur Hand, dann werden beide vereinigt. Das mutterlose Volk bleibt in seiner Wohnung. Das Hilfvolk wird daneben oder darüber gehängt, vorläufig noch durch ein bienendichtes Drahtgeflecht von ihm geschieden. In etwa 24 Stunden haben beide Völker gleichen Geruch. Ohne große Störuung entfernt man die trennende Scheidewand — am besten zum Abend — besprengt beide Völker mit dünnem Zucker- oder Honigwasser, gibt ihnen eine reichliche Portion Futter, und die Vereinigung geht ohne Metzeleien, vor allem ohne Gefährdung der Königin, vor sich.

Will man dem Volk nur eine Königin geben, dann muß man es erst willig zur Aufnahme machen. Man füttert es, gibt ihm eine Wabe mit Jungbienen und auslaufender Brut und hängt mitten ins Lager zu jener Fremdwabe den Königinkäfig mit der neuen Stockmutter. Er muß aber etwas Futter aufweisen, damit die Königin, falls sie von den Bienen vernachlässigt würde, nicht Hungers stirbt. Nach zwei Tagen läßt man sie in ein kleines, dünnes Röhrchen aus Wachs — ähnlich einer Weiselzelle — oder aus Kunstwabe laufen, drückt die Röhre auf Weisellänge zusammen — man hält sie gegen das Licht, daß man ihren Insassen sieht — gibt ihr einige Schlitze zum Lufteintritt, bestreicht sie über und über mit Honig und befestigt sie dann wieder dort, wo die Königin erst untergebracht war. In kurzer Zeit befreien den gefangenen Weisel die Bienen und geben ihm seinen [illegible]ruf.

In Ständerstöcken entfernt man das Fenster, welches den Abschluß nach hinten bildet, und stellt dafür eine Strohmatte ein. Hierdurch kann der feuchte Dunst leicht abziehen, und man verhindert das Schimmeln der Waben im Stock. Warmes Einhüllen der Stöcke empfiehlt sich jetzt noch nicht. Man wartet damit, bis es etwas später wird. Hierdurch hält man die Bienen von gar zu spätem Brüten ab und veranlaßt sie, sich bald zur Wintertraube zusammenzuziehen. Sie zehren in diesem Fall auch nicht so stark, als wenn man sie sehr früh schon warm einhüllt. Die Fluglöcher sind jetzt alle so zu verkleinern, daß keine Maus eindringen kann. Sie suchen oft ihr Winterquartier in Bienenstöcken aufzuschlagen. Das mit ihrem Besuch beehrte Volk geht in der Regel zugrunde. Im Stande stelle man deshalb Fallen auf.

Samengewinnung von Gartenbohnen.

Samenzucht ist im allgemeinen nicht Sache des Gartenfreundes. Er tut besser daran, dieses wichtige Gebiet den Fachleuten zu überlassen. Wer aber alle Mühen und Freuden des Gartenbaues kosten will, dem kann die Samenernte von Buschbohnen empfohlen werden. Hier hat der Gartenfreund Gelegenheit, sogar in gewissen Grenzen Samenzucht zu treiben, d. h. die stetige Verbesserung der angebauten Sorte zu erstreben. Die Buschbohne ist für Zuchtauslese sehr empfänglich, man kann sie bei einiger Sorgfalt zu immer größerer Vollkommenheit führen, bei fehlerhafter Behandlung geht sie allerdings ebenso von Jahr zu Jahr zurück. Bei der Samengewinnung im gewöhnlichen Anbau werden die Eigenschaften einer guten Sorte und Pflanze schon in wenigen Jahren verschwunden sein, wenn es an der strengen Auswahl der Samenpflanzen fehlt, denn jede edle Kulturpflanze trägt die Neigung in sich, durch die Abkömmlinge sich ihrer Stammform wieder zu nähern. Andererseits gelingt es uns, durch sorgfältige Auslese die edle Rasse nicht allein zu erhalten, sondern auch immer weiter zu verbessern.

Die Voraussetzungen dafür liegen bei der Buschbohne ziemlich günstig, und ein verständnisvoller Gartenfreund kann es im Bohnensamenbau leicht zu einer gewissen Meisterschaft bringen. Er wird neben manchen anderen Eigenschaften besonderen Wert auf die Länge der Hülsen legen. Die Hülsenlänge ist bei der Bohne stark vererbbar und ebenso leicht dem Rückschlage unterworfen, wie wir oft an gekauftem, schlecht gezüchtetem Saatgut sehen können. Nach den Regeln der strengen Auslese wird der gewissenhafte Bohnensaatzüchter die stärksten, gesündesten Pflanzen mit dem besten Behang, den vollkommensten und längsten Hülsen usw. bezeichnen und von diesen Pflanzen nur die vollkommensten Samen aus den besten und längsten Hülsen zur Weiterzucht verwenden, um im zweiten und in folgenden Jahren in der gleichen Art zu verfahren. Jede Aussaat ergibt natürlich neben Abkömmlingen der edlen Art der Mutter manches Mittelmäßige und Minderwertige, doch bei Fortsetzung der planmäßigen Auswahl wir ddas Gute, Beste und Edelste nach wenigen Jahren die Oberhand gewinnen. Die Samen aller Pflanzen und Hülsen, die der gewissenhafte Züchter nicht als vollwertig erachtet, wandern in den Kochtopf.

Vorzeitiges Umpflanzen von Gehölzen.

Bäume und Sträucher verpflanzt man in der Regel nur während ihrer Ruhezeit, zu der sie der Winter zwingt. Ihr Eintritt verrät sich durch den Blattfall. In Ausnahmefällen kann man aber auch im Sommer solche Pflanzen versetzen, man muß dann nur eine künstliche Entlaubung vornehmen, d. h. alle Blätter von den Stielen abschneiden. Die Stiele bleiben an der Pflanze zum Schutze der Knospenanlagen. Ein so vorbereiteter Strauch oder Baum treibt dann von neuem aus und vermag so die Atmungs- und Verdunstungsfläche der Blätter immer im Gleichgewicht mit dem Aufnahmevermögen der Wurzel zu halten. Daß er in der ersten Zeit sorgfältig überwacht und reichlich mit Wasser versorgt werden muß, ist selbstverständlich. Geht es auf den Herbst hin, dann ist es unter Umständen nicht einmal nötig, alle Blätter zu entfernen. Immerhin wird man sich bei Obstbäumen und anderen größeren Holzgewächsen zu solchem Eingriff in ihr Leben nur in besonderen Zwangslagen entschließen, z. B. bei unerwarteter Räumung von Pachtgärten, beim Wechsel von Dienstwohnungen usw.

Ohne Sorge kann man dagegen im September Himbeeren mit dem Laub verpflanzen, wenn man ihnen in der Folge reichliche Feuchtigkeit im Boden gewähren kann. Es empfiehlt sich, hier die ältesten, nicht mehr sehr lebenskräftigen Blätter zu entfernen, damit die Pflanzen nur die frischen, lebhaft arbeitenden zu ernähren braucht. Mit der Himbeerpflanzung beginnt man zweckmäßig die herbstliche Pflanzarbeit, wenn man ein großes Programm vor sich hat.

Wie man auch jäten kann.

Ein anderer Rat aus der Praxis.

In den nachbarlichen Ermahnungen, die neulich hier zu lesen waren, fehlte eine Art, verunkrautetes Land schnell zu säubern, auf die ich durch die Erfahrung gekommen bin. Vorausschicken muß ich freilich, daß mein Boden leicht und locker ist. Auf schwerem Boden wird sich das Verfahren kaum anwenden lassen. Es besteht in der Anwendung des Rechens als Harke. Wenn ich mal einen nicht befestigten Weg oder ein abgeerntetes Beet eine oder ein paar Wochen habe liegen lassen müssen — und das kommt ja doch immer wieder vor, mag man sich die Arbeit noch so schön einteilen, dann nehme ich meinen eisernen Rechen und harke die Fläche stückweise auf. Wenn der Boden trocken ist, dann kann ich die Unkräuter ohne weiteres herausharken, soweit ich aufgehackt habe und auf den Rechenzinken in den Karren heben. Es bleibt dann kaum Erde an den Unkrautwurzeln haften. Nach feuchten Tagen ist die Arbeit etwas schwieriger, ich ziehe dann die Unkrautrechen öfter hin und her, bis ich sie einigermaßen vom Erdreich getrennt habe. Auf jeden Fall dauert auch dies nicht so lange, als wenn ich mich hinknie und Pflänzchen um Pflänzchen ausrupfe. Nur bei einzelnen sehr tiefwurzelnden Arten helfe ich manchmal mit der Hand nach. Sonst holt der Rechen alles genau heraus.

B. W.

Allgemeine Melkregeln.

Die Melkerin muß sich stets peinlich sauber halten. Vor dem Melken sind die Hände gut mit Seife zu waschen. Das Euter und die angrenzenden Teile müssen abgewischt werden. Haare oder Schuppen dürfen natürlich nicht in den Eimer gelangen. Die Ziege muß so gestellt werden, daß das rechte Hinterbein etwas weiter zurücksteht als das linke, damit das Euter ganz zugänglich wird. Die Melkerin setzt sich mit zurückgezogenen Beinen, um nötigenfalls schnell aufstehen zu können, den Rumpf etwas vorgeneigt, die Ellbogen gegen den Körper, den Eimer zwischen den Knien. Während des Melkens werden nur Hände und Unterarme auf- und abbewegt. Aus jedem der Striche wird zuerst ein kleiner Strahl auf den Boden gemolken, da die erste Milch gewöhnlich etwas verunreinigt ist. Die Striche werden mit der vollen Hand umfaßt und abwechselnd leicht ausgepreßt, nicht ausgezogen. Dabei führt man folgende Griffe aus: Der obere Teil des Striches wird mit Daumen und Zeigefinger umschlossen. Die übrigen Finger schließen sich der Reihe nach und drücken die Milch im Strich nach der Spitze. Der kleine Finger wird zuletzt angeschlossen und entleert den



Strich vollständig. Das Melken geschieht gleichzeitig an zwei Strichen mit beiden Händen abwechselnd. Zwischen den Fingern soll man nicht melken. Man darf nicht mit voller Kraft beginnen, erst wenn die Milch anfängt zu fließen, muß kräftig und ohne Unterbrechung gemolken werden, bis alle Milch heraus ist. Die Strahlen müssen so viel als möglich in einen Punkt vereinigt in den Eimer kommen. Je mehr es Schaum gibt, um so besser. Zuletzt werden die Hände so hoch gestellt, daß der untere Teil des Euters mit umfaßt wird. Darauf beginnt man mit dem Ausmelken, das gut ausgeführt werden muß und doch nicht zu lange dauern darf. Stets müssen die Tiere beim Melken sanft behandelt werden. Rohes Wesen vermindert den Milchertrag.

Von der Wildpflanze zur nutzbaren Kulturform.

Fast alle Gemüse, die wir heute kennen, weichen in Form, Größe und Geschmack und vielfach auch in Farbe ungemein von den ursprünglich wild vorkommenden ab, so daß sie nur von botanisch Gebildeten erkannt werden können. Wer vermutet zum Beispiel in den zarten Stengeln der auf salzhaltigem Boden vorkommenden Spargelpflanze unser weit über daumendickes herrliches Gemüse? Weiter finden wir auf unseren Fluren Pastinak, Sellerie, Möhre usw., unscheinbare Pflanzen, welche nicht die Vermutung aufkommen lassen, daß sie die Stammeltern der auf den Märkten so viel Begehrten sind. Welch eine Unsumme von körperlicher und geistiger Arbeit mußte aufgeboten werden, um eine solche Wandlung zu vollbringen, und in welch kurzer Spanne Zeit kann das mühsam Errungene durch Unkenntnis in der Behandlung oder Vernachlässigung wieder in die ursprüngliche Form zurückgeführt werden.

Wie der ernsthaft forschende Mensch sein Teil dazu beiträgt, daß sich aus dem Vorbild einer Gemüsepflanze eine hochwertige Kulturpflanze entwickelt, zeigt uns das Beispiel Vilmorins. Dieser gelehrte französische Landwirt stellte 1832 mit der wilden Möhre Kulturversuche an, indem er ihre Samen im Frühjahre auf gut gedüngtes Erdreich ausstreute. Die Pflanzen gediehen üppig, jedoch die Wurzeln erreichten trotzdem keine größere Stärke als die ihrer wilden Schwestern, sie waren dünn wie Gänsefederkiele, lang und holzig. Da die Möhre einjährig ist, starben natürlich im Herbst die Pflanzen ab. Mehrjährige Pflanzen aller Arten bilden nach Abschluß der Vegetationsperiode Knospen, aus denen im nächsten Frühjahr die neuen Triebe hervorgehen. Vilmorin war es nun darum zu tun, die Bildung von Knospen bei der Möhrenwurzel durchzusetzen. Er ging dabei von der Erfahrung aus, daß auch die Möhre wie alle anderen einjährigen Pflanzen ihre von der Natur gestellte Aufgabe, für die Fortpflanzung ihrer Art Sorge zu tragen, indem sie Samen bildet, erfüllen müsse. Demnach mußte verhindert werden, daß die Möhre in der ihr befristeten Entwicklungszeit ihr Ziel erreichte. Das war auf zweierlei Art möglich. Einmal konnte man die Aussaat so spät machen, daß die Pflanze kurz vor Entwicklung des Blütenstengels durch Eintritt der kalten Jahreszeit daran verhindert wird, und zweitens konnte man die erscheinenden Sprossen immer wieder wegschneiden. Trotzdem dauerte es mehrere Jahre, bis Vilmorin einen kleinen Erfolg erzielte. Die Möhre hatte zunächst keine Lust, ihre Lebensweise zu ändern; ihre Wurzel blieb hart und dünn. Eine Sommeraussaat hatte endlich Erfolg. Unter den Sämlingen waren einige, deren Wurzeln eine fleischige Beschaffenheit angenommen hatten und die vermuten ließen, daß sie soviel Kraftstoffe besäßen, um die Knospe über den Winter lebensfähig zu erhalten. Diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Die Wurzeln wurden nach frostfreier Ueberwinterung im kommenden Frühjahr ausgepflanzt, trieben Blütenstengel und zeitigten Samen, die, ausgesät, ein befriedigendes Ergebnis hatten, denn unter diesen Sämlingen waren nur noch wenige, welche die Neigung ihrer Vorfahren, gleich im ersten Sommer in Samen zu schießen, beibehielten. Auch waren die Wurzeln fleischiger geworden und der Geschmack hatte sich bedeutend verbessert. Aus der einjährigen Pflanze ist auf diese Weise eine zweijährige geworden.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Natur dem Menschen auch oft entgegenkommt und Einzelpflanzen hervorbringt, die aus ihrer Art gewissermaßen herauswachsen. Auch durch Kreuzung entstehen neue Formen und gelegentlich entdeckt der Mensch darunter welche, die er besonders gut brauchen kann. So sind an der Entwicklungsgeschichte unserer Anbaupflanzen verschiedene Kräfte beteiligt: unmeßbare und unbestimmbare Kräfte der Natur und der prüfende, sich Ziele steckende menschliche Verstand.

Fragen und Antworten.

B. L. in W. Frage: Gibt es ein Mittel gegen die Nacktschnecken, die sich in meinem Keller in großen Mengen vorfinden?

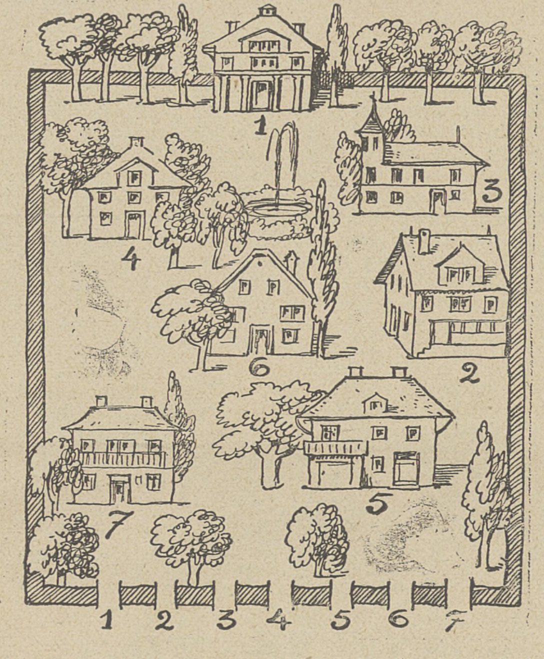
Antwort: Das starke Auftreten von Schnecken im Keller deutet darauf hin, daß der Raum sehr feucht ist. Wenn sich diesem Uebelstande nicht abhelfen läßt, wodurch die Schnecken gleichzeitig beseitigt würden, versuchen Sie es auf folgende Weise. Das bequemste Mittel ist das Auslegen von Lockspeisen. Solche sind ausgehöhlte Möhren, Obst, Salat, Kohlblätter und geschälte Weiden. An diesen Lockspeisen sammeln sich die Schnecken in größeren Mengen, so daß sie leicht unschädlich gemacht werden können. Vorzüglich wirkt als Lockspeise ferner Kleie, die man angefeuchtet auf Dachziegel legt. Die gefangenen Schnecken verfüttern wir entweder an Hühner oder wir töten sie durch Ueberstreuen mit ungelöschtem Kalk oder Viehsalz. Auch durch Aussetzen von Feinden der Schnecken kann man der Plage vielleicht beikommen. Wir bedienen uns dabei der Kröte, sie geht nachts auf Fang aus und räumt tüchtig unter dem Ungeziefer auf. Das im Freien beliebte Mittel, den Boden mit Aetzkalk zu bestreuen, wird im Keller weniger Erfolg versprechen, weil sich der Kalk hier auf feuchtem Boden und in feuchter Luft zu schnell selbst löscht und dadurch unwirksam wird.

Denksport

Auflösung unseres Puffelspiels aus voriger Nummer.



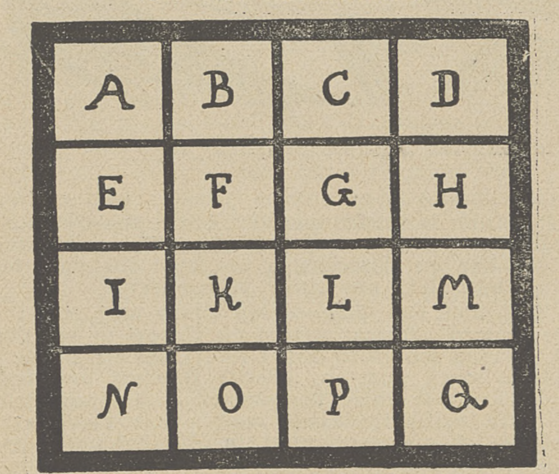
Wissen Sie sieben Auswege?



Eine Landverwertungsgesellschaft hatte einen Park aufgeschlossen und mit sieben Einzelhäusern bebaut. Die 7 Käufer machten jedoch zur Bedingung, daß jeder Hausbesitzer seinen eigenen Eingang und seinen eigenen Weg zum Haus bekäme. Und zwar sollten die Wege von den Eingangstoren bis zu den Häusereingängen so angelegt werden, daß sich keine Kreuzungen ergäben.

Frage: Sind Sie imstande, solche Wege anzulegen? (Es gibt mehrere Lösungen).

Die vier Auswanderer.



Vier Brüder waren als Farmer nach einem südamerikanischen Staate ausgewandert. Es war ihnen dort ein sehr minderwertiges Gelände angewiesen worden. Es war in 16 Parzellen eingeteilt, von denen jedoch nur 10 Parzellen je ein Wasserloch hatten. Der älteste der Brüder schlug folgende Verteilung vor: Er, als Aeltester, wollte die Parzellen A, B, C, D übernehmen; der Zweite sollte die Parzellen E, F, G, H, der Dritte Parzellen I, K. L, M; und der Jüngste die Parzellen N, O, P, Q erhalten. Da der Aelteste dann aber auf jeder Parzelle ein Wasserloch, der Zweite drei Parzellen mit je einem Wasserloch, der Dritte zwei Parzellen mit je einem Wasserloch, der Jüngste jedoch nur eine Parzelle mit einem Wasserloch erhalten hätte, schlug der zweite Bruder vor, folgendermaßen zu teilen: 1. A, E, I, N; 2. B, F, K, O; 3. C, G, L, P; 4. D, H, M, Q. Auf diese Weise würden die beiden ältesten Brüder drei Parzellen mit je einem Wasserloch und die beiden jüngsten Brüder zwei Parzellen mit je einem Wasserloch bekommen.

Frage: Wie waren wohl die Wasserlöcher auf die einzelnen Parzellen verteilt? Gibt es nur eine oder mehrere Lösungen? Wenn es mehrere gibt, wieviel mindestens?

Denkaufgaben.

Ist Ihnen etwas aufgefallen

Jüngst las ich folgende Zeitungsnotiz:

„Heute nacht spielte sich auf dem Hauptbahnhof ein entsetzliches Geschehnis ab. Ein junges Mädchen, das sich auf einem Bahnsteig des Hauptbahnhofes aufgehalten hatte, entkleidete sich plötzlich und ließ sich in dem Augenblick auf die Schienen fallen, als sich ein Zug in Bewegung setzte. Da man den Zug nicht so schnell anhalten konnte, kam das junge Mädchen zwischen die Schienen und die Lokomotive zu liegen, die den Kopf sogleich glatt abschnitt. Name, Wohnung und Stand des lebensmüden Mädchens, das wohl an die 20 Lenze zählte, wie auch das Motiv, weswegen es sich entleibte, blieben bislang noch unbekannt".

Ich gab die Zeitungsnotiz einem Freunde, der als Korrekturleser in einer großen Druckerei angestellt ist, zum Lesen. Dem fiel nun etwas in dieser Notiz auf.

Frage: Lesen Sie sich die Notiz noch einmal durch! Ist Ihnen auch etwas aufgefallen? Nein? Mir zunächst auch nicht! Aber als mein Freund mich aufklärte und mir andere Zeitungsnotizen zum Vergleich gab, da fiel es mir auf! Es ist garnichts von Bedeutung! Aber ich glaube, Sie werden hinterher auch erstaunt sein und sagen: „Allerdings! Das ist ja ein seltsames Zusammentreffen!" Sind Sie nun neugierig genug?

Domino in der Eisenbahn.

Zwei Reisende vertreiben sich eine längere Eisenbahnfahrt mit Domino-Spielen. Jeder der Beiden gibt eine Mark als Einsatz, und es wird abgemacht, daß derjenige den ganzen Einsatz als Gewinn erhalten soll, der zuerst 5 Spiele gewonnen hat. Nachdem sie mehrere Stunden gespielt hatten, erreichen sie unversehens die Station, an der der eine von ihnen aussteigen mußte. Da der erste Reisende 4, der zweite 3 Spiele erst gewonnen hatte, war die Partie noch nicht entschieden. Die beiden Reisenden beschlossen nun, sich den Einsatz im Verhältnis ihrer Gewinnaussichten zu teilen.

Frage: Wieviel des Einsatzes von 2 Mark mußte nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung der erste und wieviel der zweite Reisende erhalten, oder wie verhielten sich nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung die beiden Gewinnaussichten zueinander? Begründen Sie bitte Ihre Antwort genau.

Wer hat gesiegt?

Ein Sportklub hatte eine Anzahl Mitglieder zu einem internationalen Sportfest entsandt. Der Obmann der abgesandten Mannschaft war beauftragt, sofort nach Abschluß der Wettkämpfe die Zahl der Sieger und womöglich auch ihre Namen telegraphisch mitzuteilen. Er gab folgendes Telegramm auf:

Sportbericht: Wetter übermäßig warm. In der Sonne bis zu 30 Grad. Alles gab letzte Kraft her. Mannschaften wie Einzelspieler auf der Höhe. Obwohl größte Schwierigkeiten zu überwinden waren, trotzten alle gegnerischer Gewalt, eroberten mehrere erste und zweite Preise, verloren zum Schluß nur einmal. Winziger Mißerfolg gegenüber großer Siegeszahl. Aufnahme glänzend, gute Stimmung bis zum letzten Tage. Organisation der Wettkämpfe faul. Richter und Unparteiische mäßig. Motto: „Immer langsam voran." Tonangebend waren die Tennisspieler. Viele Grüße an Alle. Obmann.

Frage: Wieviele Mitglieder hatten gesiegt und wie heißen sie?

Der rastlose Student.

Ein Student hatte mehrere Kollegstunden versäumt. Um nun den Vortrag des Professors nachschreiben zu können, lieh er sich von einem anderen Studenten dessen Kollegheft. Leider war aber der Text in dem Kollegheft sehr lückenhaft, so daß der säumige Student vor eine schwere Kombinationsaufgabe gestellt war. Der Text lautete:

„Staats — — — ist die Weigerung eines — —, seine re.....ch unzweifelhaften — verbindli. . k. . ten gegen Pri . at — so — zu —. üllen, geschehe dies nun . us — vermögen o . er Unredl... ke . to . er aus — den Urs. — zug . . . . h".

oder

„— — — — ist als vorliegend bereits an — neh —, sob.. d ein . . . . t — regeln irg . . d welch . . Art — greift, dur . . wel — er seine L . sten unter Schä — — seiner — biger eigen — tig zu — . indern . ucht".

Frage: Können Sie dem ratlosen Studenten helfen, damit er für seine finanzwissenschaftliche Prüfungen die Begriffsbestimmungen über „— — — —" kennen lernt? Daß die Striche (—) Silben, die Punkte (.) Buchstaben bedeuten, hatte der Student erkannt. Aber wie nun weiter?

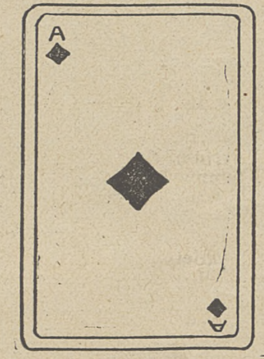
Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Gegensätze.

Die Gegensätze der aufgegebenen Worte sind: Jüngst, abwesend, welk, arm, einsam, rege, unten, redselig, einig, immer, nirgends, zornig, alles, ungezogen, bitter, eckig, rein, müde, aufmerksam, niedrig, traurig, ernst, lang, mündlich, eng, interesselos, nüchtern. Das Zitat lautet: „Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!" (Faust I, Vor dem Tore).

Jägerlatein:

Der Förster hatte gewaltig aufgeschnitten! Er konnte unmöglich „alsbald" alle irgendwie möglichen Wegfolgen durchlaufen haben, oder aber sein Leben müßte mehr als 347,993.910 Tage gewährt haben.



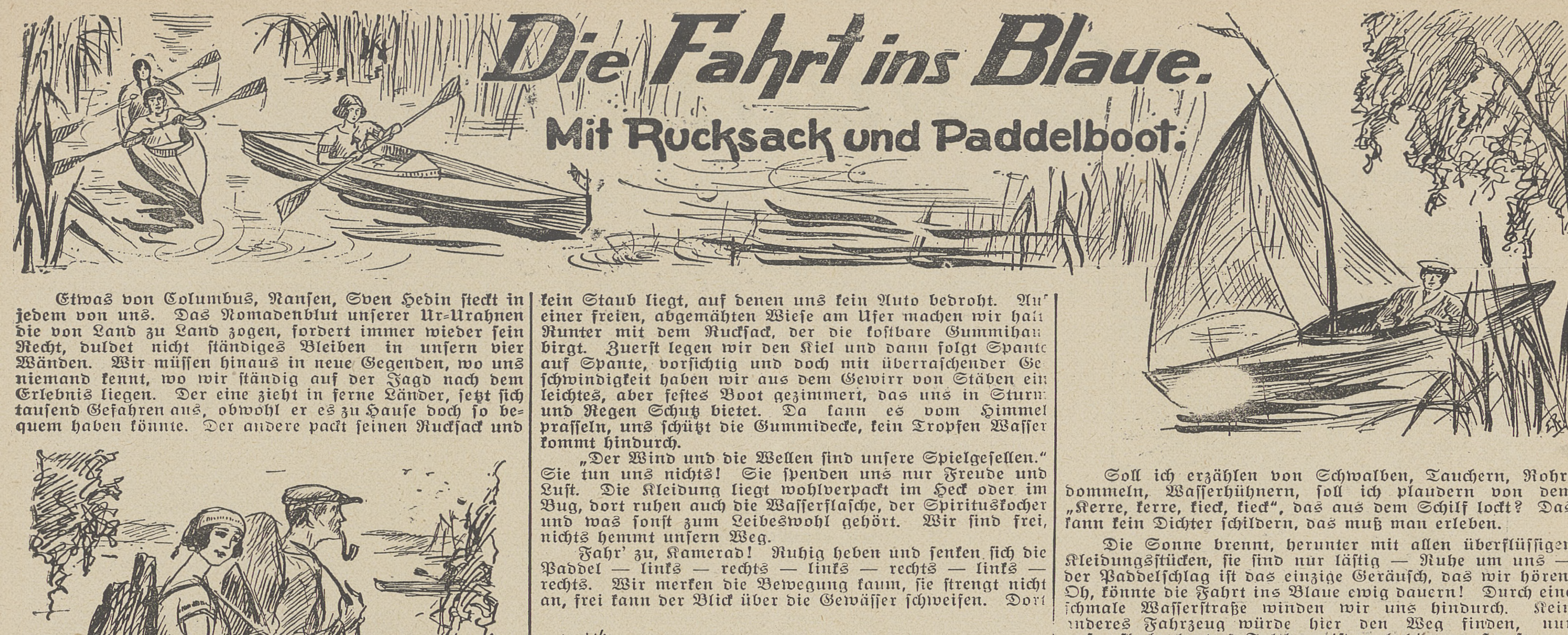






Es liegen 4 Spielkarten in der Reihenfolge: Bube, Dame, König, As vor Ihnen. Sie sollen nun feststellen, wie oft sich diese Karten in eine andere Reihenfolge legen lassen, z. B. As, Dame, Bube, König, oder Dame, Bube, König, As oder Bube, König, As, Dame usw. Wie viele verschiedene Kartenfolgen ergeben sich, und wie oft liegt dabei das As am Anfang, und wie oft liegt es am Ende der Kartenfolge? Die Reihenfolge, wie sie oben im Bildchen gezeichnet ist, zählt dabei nicht mit.

Wenn es Ihnen gelingt, die richtigen Zahlen festzustellen, erhalten Sie im Denksportfach die Note 1.



Die Fahrt ins Blaue.

Mit Rucksack und Paddelboot.

Etwas von Columbus, Nansen, Sven Hedin steckt in jedem von uns. Das Nomadenblut unserer Ur-Urahnen die von Land zu Land zogen, fordert immer wieder sein Recht, duldet nicht ständiges Bleiben in unsern vier Wänden. Wir müssen hinaus in neue Gegenden, wo uns niemand kennt, wo wir ständig auf der Jagd nach dem Erlebnis liegen. Der eine zieht in ferne Länder, setzt sich tausend Gefahren aus, obwohl er es zu Hause doch so bequem haben könnte. Der andere packt seinen Rucksack und

Rucksack und Stabtasche bilden die ganze Ausrüstung.

wandert, bis die Beine ihren Dienst versagen, bis er müde auf das Lager sinkt und dennoch erfüllt ist von einem Frohsinn, den er in des Tages Hast nicht fand. Wir Sportler aber, die wir in einer ganz eigenen Welt leben, brauchen keine wochenlangen Vorbereitungen, überlegen nicht lange, wohin. Unser Reisegefährte, Heim und Lagerstatt zugleich, liegt wohlverpackt, stets reisefertig. Wenn unsere Urlaubstage kommen, brauchen wir uns nicht lange den Kopf zu zerbrechen. Ein Blick aus dem Fenster — schönes Wetter! Also los! Rucksack und Stabtaschen verbergen unseren Klepper, mit dem wir in das Blaue reiten wollen, dorthin, wohin kein Tageslärm dringt, wo wir nichts von Rundfunk, Amerikafliegern, Kursen und anderen — Annehmlichkeiten des Lebens hören.

Du, lieber Freund, der du noch nicht die Freuden des Wasserwanderns kennengelernt hast, folge mir auf einer Tagestour, und wenn in dir nicht das Wanderblut lebendig wird, es dir nicht in allen Adern pocht, dann bist du ein unverbesserlicher Stubenhocker.

Fünf bis sechs Kilometer können wir bei einer Wanderfahrt bequem mit unserm Faltboot machen. Daher ist schnell auszurechnen, wie und wohin die Fahrt gehen soll; unsere Wasserkarte zeigt uns die Wege, auf denen kein Staub liegt, auf denen uns kein Auto bedroht. Auf einer freien, abgemähten Wiese am Ufer machen wir halt. Runter mit dem Rucksack, der die kostbare Gummihaut birgt. Zuerst legen wir den Kiel und dann folgt Spante auf Spante, vorsichtig und doch mit überraschender Geschwindigkeit haben wir aus dem Gewirr von Stäben ein leichtes, aber festes Boot gezimmert, das uns in Sturm und Regen Schutz bietet. Da kann es vom Himmel prasseln, uns schützt die Gummidecke, kein Tropfen Wasser kommt hindurch.

„Der Wind und die Wellen sind unsere Spielgesellen.“ Sie tun uns nichts! Sie spenden uns nur Freude und Luft. Die Kleidung liegt wohlverpackt im Heck oder im Bug, dort ruhen auch die Wasserflasche, der Spirituskocher und was sonst zum Leibeswohl gehört. Wir sind frei, nichts hemmt unsern Weg.

Fahr' zu, Kamerad! Ruhig heben und senken sich die Paddel — links — rechts — links — rechts — links — rechts. Wir merken die Bewegung kaum, sie strengt nicht an, frei kann der Blick über die Gewässer schweifen. Dort



Ruhestunden am Uferrand.

zieht eine Weihe — ihre großen Flügel ruhen, unheimlich ist ihr Schweben —, da kommen Krähen. Mit lautem Geschrei vertreiben sie den Räuber, hinter Bäumen geht die Jagd weiter. Was ist das lange, weiße dort im Schilf? Ein Reiher, der ein Bild eherner Ruhe bietet. Und doch sind die Augen lebendig, sie haben uns schon lange gesehen, sind abgelenkt von der glitzernden Beute: der befiederte Räuber fürchtet sich vor den zweibeinigen Räubern, schwerfällig tragen ihn seine Schwingen einige hundert Meter fort, dann fällt er wieder ein — er hat für seine Familie zu sorgen.

Soll ich erzählen von Schwalben, Tauchern, Rohrdommeln, Wasserhühnern, soll ich plaudern von dem „Kerre, kerre, kieck, kieck“, das aus dem Schilf lockt? Das kann kein Dichter schildern, das muß man erleben.

Die Sonne brennt, herunter mit allen überflüssigen Kleidungsstücken, sie sind nur lästig — Ruhe um uns — der Paddelschlag ist das einzige Geräusch, das wir hören. Oh, könnte die Fahrt ins Blaue ewig dauern! Durch eine schmale Wasserstraße winden wir uns hindurch. Kein anderes Fahrzeug würde hier den Weg finden, nur unser flachgehendes Faltboot ist auch hier zu Hause, erschließt uns Schönheiten, nur uns —. Kamerad, sind wir nicht glücklich?

Doch da fordert der Magen sein Recht. Gut, du sollst es haben. Dort, wo das Ufer den gelben Sand zeigt, steuern wir hin, langsam fährt unser „Klepper“ auf. Bald flackert das Feuerchen, das Lieblingsgericht haben wir natürlich fix und fertig in Dosen mitgebracht — die Reisekonserven sind die schönste Erfindung! Das mundet wie Götterspeise, kein Koch der Welt kann uns ein schöneres Gericht bieten als dies hier an des Wassers Rand. Was schadet [illegible], wenn der Wind etwas Sand hineingeweht hat? Wir tauschen mit keinem! Schön, wie die Wolken dort oben ziehen, ständig verändern sie ihr Gesicht. Stubenhocker, hast du so etwas gesehen, hast du schon fern von allem Menschengetriebe auf dem Rücken gelegen und den Wolken zugeschaut? Uns plagt kein Gepäck, frisch sind wir



Unter dem Zeltdach.

immer noch nach mehrstündiger Fahrt — doch wir wollen ja feiern und so strecken wir uns, hören das Gesumm der Fliegen und Käfer, das Gezirp all der kleinen Lebewesen, auf die wir mit Verachtung ob ihrer Kleinheit blicken und die doch gleich uns „ihre“ Welt haben.

Doch auch das Schauen ins Blaue muß einmal sein Ende nehmen. Wieder greifen die Paddel in das Wasser, Zug um Zug geht es in flotter Fahrt, bis die Sonne sinkt. Glücklich, wenn noch ein zweiter Fahrtag vor uns ist, dann bauen wir unser Wochenendhäuschen aus Zeltstoff auf. Als vorsichtige Leute machen wir die „Heringe“ ordentlich fest, damit uns nicht ein Windstoß unser „Heim“ davonträgt. Das schönste Erlebnis unserer Fahrt ins Blaue folgt — der Morgen. Schneller als unter Federdecken erholt sich der Körper von den Strapazen des Tages unter dem luftigen Zelt, und lange, ehe die Sonne den Morgenhimmel färbt, sind wir aus den Decken. Ein erfrischendes Bad, ein kräftiger Schluck heißen Kakaos — o Welt, wie bist du schön, wenn du aus dem Schlaf erwachst. Die ersten Lichtstrahlen wagen sich schüchtern hervor, Vögel jubeln dem Tag entgegen und dann erscheinst du, Spenderin allen Lebens, goldene Morgensonne!

Denken wir nicht daran, wie arm der Großstädter ist, der so selten das Schauspiel des Sonnenaufgangs, des ewig neuen Wunders, genießen kann. Uns aber bringt der Tag noch so viel des Schönen. Das leuchtet noch nach, wenn wir am andern Tage wieder in der Fron des Lebens stehen, wenn unser liebes Faltboot ausruht; es leuchtet bis zum nächsten freien Tag, der uns an neue Stätten führt, zu einer neuen Fahrt ins Blaue. E. C. K



Mit überraschender Schnelligkeit ist aus Stäben und Gummihaut ein Boot gezimmert, das selbst gegen Sturm und Regen Schutz bietet.

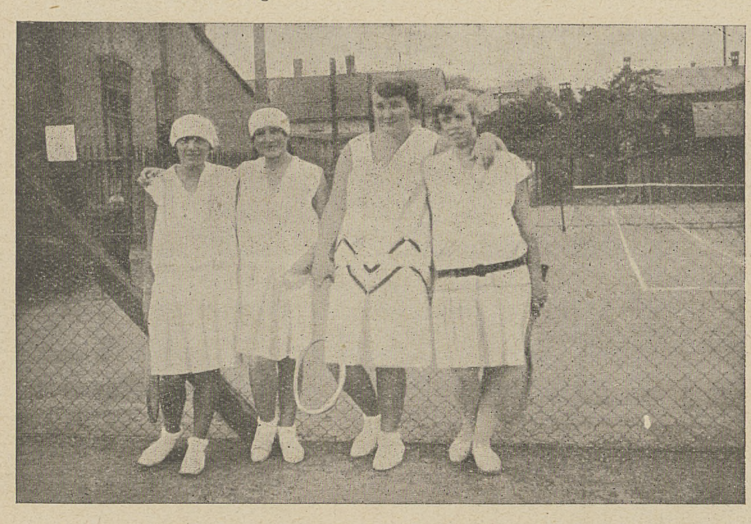
Sport

Das Tennisturnier um die Meisterschaft von Bielitz-Biala.

Das Finale.

Am Samstag, den 3. und Sonntag, den 4. ds., wurden die letzten Spiele ausgetragen. Die Hakoahplätze wiesen besonders am Samstag einen guten Besuch auf, da die Entscheidungsspiele naturgemäß das größte Interesse hervorrufen. Es gab auch in den letzten Spielen sehr guten Sport zu sehen. Auch fehlte es zum Schluß nicht an verschiedenen Ueberraschungen. So wurden um die Beendigung des Turnieres zu beschleunigen, während der Woche zwei Einzelspiele ausgetragen, die für den Ausgang des Herreneinzelspieles von entscheidender Bedeutung waren. Es waren dies die Spiele Gabrisch—Winkler, das ersterer nach hartnäckiger Verteidigung Winklers 7:5 und 6:4 gewann, ferner das Spiel Lober gegen Lupinski, das von Lober überraschenderweise 7:9, 6:4, 12:10 verloren wurde. Im ersten Spiele wurde durch die Niederlage eine Hoffnung der

Die Siegerinnen im Damendoppelspiel:



Frl. Pfister mit Frl. Sierek — Frl. Palitza mit Frl. Allerhand.

Photo Kwasniewski.

„Hakoah", im zweiten eine des „BBSV."-Favorits geschlagen. — Durch den weiteren Sieg Gabrisch über Lupinski 6:3, w. o. (letzterer mußte wegen Nasenblutens aufgeben) gelangten folgende vier Herren in das Semifinale: Sternberg (Hakoah), Heß (T.-G. Biala), Gabrisch (BBSV.) und Boryslawski (BBSV.)

Das am Samstag ausgetragene Semifinale-Spiel Heß—Sternberg gewann ersterer nach guter Verteidigung Sternbergs 6:2, 6:3 und qualifizierte sich dadurch für das Finale. Sein Gegner wurde Boryslawski w. o., da Gabrisch (BBSV.) Sonntag nicht mehr antreten konnte.

Sonntag wurde das Finale in dieser Konkurrenz ausgetragen, das mit dem Siege Heß 6:3, 6:2, 6:4 endete. Sein Gegner Boryslawski spielte mit kolossaler Ambition, hatte jedoch einen schlechten Tag, da ihm nichts gelingen wollte. Er spielte unbedingt besser als es das Resultat besagt. Nichtsdestoweniger ist der Sieg Heß im Herreneinzelspiel als vollkommen verdient zu bezeichnen, da derselbe von allen Teilnehmern im Herreneinzelspiel die gleichmäßigste Form aufzuweisen hatte und in sämtlichen ausgetragenen Runden nicht einen einzigen Satz an seine Gegner abgab. Durch die Verhinderung Gabrisch an der weiteren Teilnahme gelangte Sternberg (Hakoah) kampflos auf den dritten Platz in dieser Konkurrenz. Die Plazierung im Herreneinzelspiel lautet demnach:

1. Rudolf Heß (Bialaer T.-G.), Meister im Herreneinzelspiel 1927.
2. Roman Boryslawski (BBSV.).
3. Otto Sternberg (Hakoah).

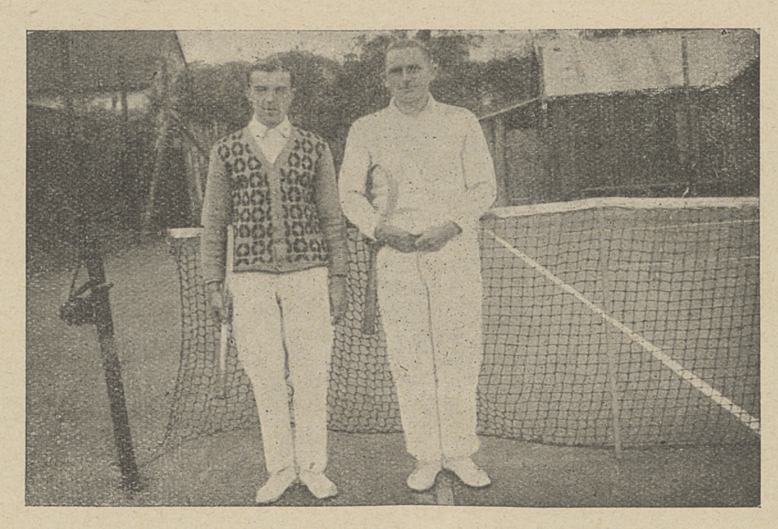
Im Herrendoppelspiel um den von der Stadtgemeinde Bielitz gespendeten Pokal gab es noch eine ganze Anzahl interessanter Kämpfe. Wir erwähnen das Spiel Gabrisch, Hönigsmann — Ing. Drucker, Steuer, das erstere durch bessere Taktik 6:4, 6:2 gewannen. Das BBSV.-Paar Lober, Sikora gelangte über Kellermann, Glücklich 6:1, 7:5 und P. Drucker, O. Breitbart 6:0, 6:3 ins Semifinale. An dieser Konkurrenz waren also außer dem Bialaer Paar Bathelt-Heß drei BBSV.-Paare beteiligt. Das Spiel Bathelt, Heß — Boryslawski, Boryslawski brachte den ersteren einen leichten Sieg über die weit unter ihrer sonstigen Form spielenden Brüder Boryslawski 6:0, 6:1. Die BBSV.-Paare Lober, Sikora — Gabrisch, Hönigsmann lieferten sich einen unentschiedenen Kampf 6:3, 4:6, welcher leider wegen Dunkelheit abgebrochen werden mußte. Da die daran Beteiligten am Sonntag nicht mehr antreten konnten, wurde denselben die Beendigung des Spieles an einem der folgenden Tage nahegelegt und dem Sieger aus diesem Spiel der zweite Platz zugesprochen. Dadurch entfiel das Finale in dieser Konkurrenz, und die Herren Bathelt, Heß gelangten kampflos auf den ersten Platz, den sie sich jedoch nach den gezeigten Leistungen auch vollkommen verdient haben. Den dritten Platz in dieser Konkurrenz besetzten w. o. die Brüder Boryslawski. Die Plazierung in dieser Konkurrenz ist demnach folgende:

1. Bathelt, Heß (Pokalsieger und Meister im Herrendoppelspiel 1927. B. T. G.).
2. Sieger aus Lober, Sikora — Gabrisch, Hönigsmann (alle BBSV.).
3. Boryslawski R., Boryslawski N. (BBSV.).

Der Pokal, den im Vorjahre der S. K. „Hakoah" gewann, wandert also infolgedessen für dieses Jahr nach Biala.

Das Dameneinzelspiel war bereits vergangene Woche bis auf das Finale beendet. Im Finale sollten sich die Damen Pfister (T. K. Schießstätte) und Nichtenhauser (S. K. Hakoah) treffen. Infolge Erkrankung der letzteren mußte Frl. Pfister w. o. als Siegerin erklärt werden. Den dritten Platz in dieser Konkurrenz besetzte Frl. Sierek (T. K. Schießstätte) w. o., da ihre Gegnerin Frl. Renard (Hakoah) infolge Abreise nicht mehr antreten konnte. Die Plazierung in dieser Konkurrenz lautet demnach:

Die Pokalsieger:



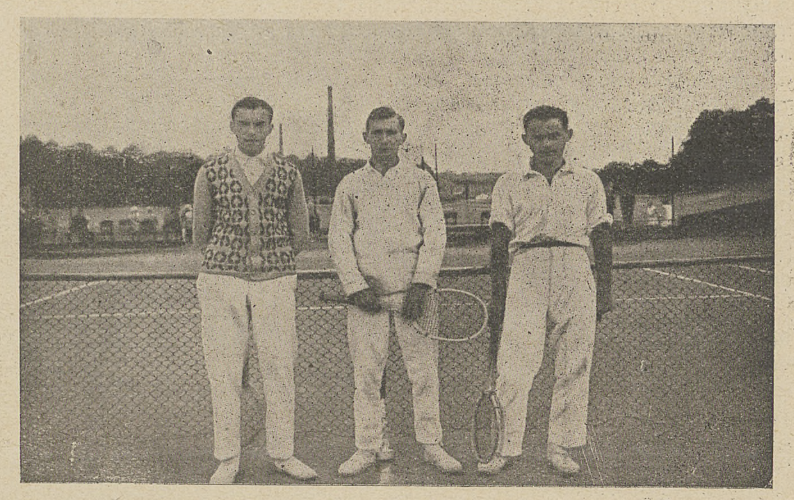
(von links nach rechts) Rudolf Heß, Erwin Bathelt.

Photo Kwasniewski.

1. Frl. Lore Pfister (T. K. Schießstätte) Meisterin im Dameneinzelspiel 1927.
2. Fr. Else Nichtenhauser (Hakoah).
3. Frl. Erna Sierek (T. K. Schießstätte).

Das gemischte Doppelspiel brachte am Samstag einen erbitterten Kampf des Bialaer Paares Fr. Chamrath, Lamprecht gegen das Paar Frl. Pfister, Krause (T. K. Schießstätte). Letztere gewannen nach drei Sätzen 8:10, 10:8, 6:3 und qualifizierten sich dadurch für das Finale. Ihre Gegner in demselben wurden w. o. Frl. Sierek, Buresch (BBSV.), da infolge Erkrankung der Frau Nichtenhauser auch dieses Spiel ausfallen mußte. Der S. C. „Hakoah" ging dadurch eines fast sicheren Platzes im Finale verlustig. Im Finale gewannen sodann Frl. Pfister-Krause gegen Frl. Sierek-Buresch 6:3, 6:2 und besetzten somit den ersten Platz. Der dritte Platz fiel w. o. an das Paar Fr. Chamrath,

Die Sieger im Herreneinzelspiel: (von links nach rechts):



Rudolf Heß, Romann Boryslawski, Otto Sternberg.

Photo Kwasniewski.

Lamprecht, wodurch sich also folgende Plazierung ergab:

1. Frl. Pfister, Herr Krause (T. K. Schießstätte).
2. Frl. Sierek, Herr Buresch (BBSV.).
3. Fr. Chamrath, Herr Lamprecht (Bialaer T.-G.).

Das Damendoppelspiel, an welchem insgesamt nur 5 Paare teilnahmen, wurde mit dem Siege des Paares Frl. Pfister-Sierek gegen das BBSV.-Paar Frl. Allerhand-Palitza 7:9, 6:1, 6:4 beendet. Es gab einen hübschen Kampf, welchen die BBSV.-Damen im ersten Satz gewinnen konnten, dann jedoch der größeren Routine der Gegnerinnen weichen mußten. Frl. Pfister-Sierek gelangten w. o. ins Finale, da ihre Gegnerinnen Frl. Korber, Renard nicht mehr antraten. Den dritten Platz besetzten die Damen Fr. Dr. Lamatsch, Fr. Dr. Wenzel, infolgedessen ebenfalls kampflos. Die Plazierung ist demnach:

1. Frl. Pfister, Frl. Sierek (T. K. Schießstätte).
2. Frl. Allerhand, Frl. Palitza (B. B. S. V.).
3. Fr. Dr. Lamatsch, Fr. Dr. Wenzel (Bialaer T.-G.)..

Am Sonntag abend fand sodann im Hotel „Beskid" im Zigeunerwald die Preisverteilung statt. Herr Ing. Drucker begrüßte die erschienenen Teilnehmer und Gäste im Namen des Turnierausschusses und dankte ihnen für das disziplinierte Verhalten während des Turnieres, das eine so glatte Abwicklung ermöglicht hat. Er erteilte sodann das Wort dem in Vertretung des Bürgermeisters erschienenen Gemeinderat, Herrn Sochatzi, welcher den Siegern im Herrendoppelspiel mit einer kurzen Ansprache, in welcher er die durch die Widmung des Pokales seitens der Stadtgemeinde geplante Propagierung des Tennissportes betonte, als deren Gewinn die zahlreiche Beteiligung an dem Turnier zu bezeichnen ist. Herr Ing. Drucker nahm sodann die Verteilung der Preise und der Planquetten für die drei Erstplazierten und die Verteilung der Ehrenpreise vor.

Sport

Ueber den Mut.

Von Ing. J. Kleinhans.

Unzweifelhaft ist, daß der Kampf mit den Berggewalten Mut erfordert. Beherrschung der Technik, Wille zur Tat, sie vermögen viel und sind unerläßlich. Das innere Feuer aber, das diesen Willen durchglüht, ist der Mut. Mut ist die Bereitschaft der Seele, sich mit dem Ungewissen einzulassen, um die Eigenkraft zu stärken. Mut gründet sich auf Selbstvertrauen.

Ausgelöst wird Mut durch die drohende Gefahr; sie ruft in unserem Innern die Furcht hervor; und der Ueberwindung der Furcht dient der Mut. Du stehst einem Hindernis in den Bergen gegenüber; wie feindselig stellt es sich dir in den Weg; du durchschaust es nicht; das Ungewisse erregt die Furcht in dir. Aber in dem Maße, als die Furcht rich regt, erwächst die Gegenkraft in dir: der Mut. Er strömt durch dich, er belebt dich; du fühlst dich in Bereitschaft.

Gänzlicher Mangel an Mut bedeutet Feigheit; seine Ueberspannung führt zur Tollkühnheit. Wahrer Mut hält die Mitte. Mut ist Gleichgewicht der Seele, ist Wahrheit. Er hilft der Seele, in jedem Augenblick sich richtig einzustellen, nicht tollkühn und nicht feige zu sein. Wiederum sei das Bild gebraucht: die drohende Gefahr, die dir gegenübersteht. Dein Siegeswille kann emporflammen, mächtig, unbezwingbar. Er kann dich blind machen gegenüber den Hindernissen, die dich bedräuen, verblenden gegen Dich selbst. Nicht anders steht es um die Feigheit. Auch sie verfälscht dir Außen- und Innenbild. Sie vergrößert dir die Gefahr und läßt dich dein Können unterschätzen. Mut ist unbestechlich. Er führt dich zwischen Feigheit und Tollkühnheit seinen Weg. Sein Maß liegt in dir.

Selbstvertrauen nannten wir das, auf was der Mut sich gründet. Noch bist du deiner selbst, deines Könnens nicht sicher; du vertraust. Mut ist der Weg, der vom Selbstvertrauen zum Selbsterkennen führt. Die Selbstüberschätzung: sie führt dich zur Tollkühnheit; und die Selbsterniedrigung: sie führt zur Feigheit. Schwer vermagst du den richtigen Weg einzuhalten. Immer versuchen feindliche Mächte dich abzulenken zu Ueber- oder Unterschätzung, zu Tollkühnheit oder Feigheit. Die bewahrende Kraft ist die Besonnenheit; sie führt dich zum Mut; und dieser vom Selbstvertrauen zur Selbsterkenntnis.

Aber er lehrt dich auch, die Umwelt richtig einzuschätzen und — mehr noch — dich richtig zu ihr einzustellen. Die bezwungene Gefahr wird dir vertraut. Sie ist nichts Unbekanntes mehr.. Ueberwundene Gefahren haben nichts Feindseliges an sich. Wir haben sie aus furchterregenden, uns bedräuenden Gegnern zu Freunden gemacht. Darin besteht der Lohn. Mut fordert Wahrheitssinn und fördert Wahrheitsstreben. Wahrheit gegen sich selbst und gegen die Umgebung, in die man gestellt ist. Mut lehrt uns, die Dinge und uns selbst erkennen.

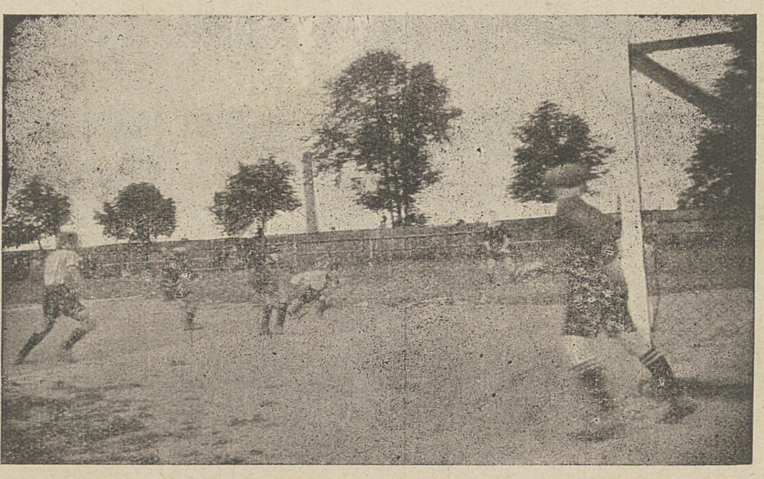
Erkenntniskraft ist es also, was hinter dem Mute steht. Man könnte sie auch Liebeskraft nennen. Liebe in dem Sinne, das Andere erkennen, verstehen zu wollen. Wahrer Mut ist daher Sendbote der Liebe.

Groß, gewaltig und eindringlich ist die Sprache der Berge. Oft erscheinen sie uns kalt und feindselig. Wir werden sie darob nicht weniger lieben, wenn wir verstehen lernen ihren Ruf: Habet Mut!

D. F. C. Sturm — S. C. Hakoah 7:0 (2:0).

Die Spieler „Sturms“ und der „Hakoah“, aber auch die Anhänger beider Vereine haben bewiesen, daß man auch in Ruhe ein Spiel austragen kann, was in letzter Zeit bei den meisten Wettspielen nicht der Fall war. „Sturm“ überraschte seine Anhänger durch eine sehr gute Leistung. Die Mannschaft scheint erst jetzt wieder in Schwung zu kommen. Von „Hakoah“ hatte man allerdings mehr erwartet, trotzdem die Mannschaft als Entschuldigung die Einstellung mehrerer Ersatzleute anführen kann. In der Mannschaft sind einzelne ältere Spieler mit ganz jungen Spielern tätig, die sich gegenseitig nicht recht verstehen können. „Sturm“ stellte für Hudecki und Babik Ersatzspieler, die sich gut bewährten. Wir wollen diesmal aus der Mannschaft nur zwei Spieler erwähnen, und zwar Hazuk, der äußerst flink ist, und deshalb drei Tore erzielte, und den schon oft ausgestellten Kędzur, der mit einer Glanzleistung aufwartete und zwei Treffer auf sein Konto buchen konnte, wovon einer aus etwa 30 Meter erzielt wurde.

Dem Schiedsrichter Gabrisch der leichte Arbeit hatte, stellten sich folgende Mannschaften:



Vor dem Tore des „D. F. C. Sturm“.

Photo Rychlik.

„Hakoah“: Schneider, Weißlitzer, Grubner, Kopper, Huppert, Fanty, Wohlmut, Hönig, Feuereisen, Kornfeld, Tyras.

„Sturm“: Ruschniok, Maschka, Schwarz, Wacha, Kosma, Dobija, Kasperlik, Lenski, Bathelt, Hazuk, Kędzur.

Spielverlauf: Gleich in den ersten Minuten bedrängt „Sturm“, dann offenes Spiel. In der 25. Minute kann Kędzur nach einem Corner das erste Tor erzielen. Schneider bekommt reichlich Arbeit und erledigt diese sehr gut. Hazuk kann den zweiten Treffer für „Sturm“ nach einem Centerball Bathelts in der 35. Minute erzielen. Einzelne Durchbrüche der „Hakoah“ werden von Ruschniok abgewehrt.

Nach Wiederbeginn ist Kędzur in der 5. Minute erfolgreich, der aus weiter Entfernung Tor Nr. 3 erzielen kann. „Sturm“ läßt sehr nach und spielt viel flauer als in der ersten Halbzeit, hat aber trotzdem leichtes Spiel, da die „Hakoah“-Spieler ganz zusammengeklappt sind. Die weiteren Tore fallen durch Hazuk in der 20. Minute, Dobija aus einem Freistoß in der 27. Minute, Bathelt in der 37. Minute und Kasperlik knapp vor Schluß.

S. V. Biala-Lipnik — K. S. Tarnovia, Tarnów.

1:3, (1:1) Meisterschaft.

Am Sonntag, den 4. d., standen einander die oben genannten Gegner in einem Meisterschaftsspiel gegenüber, das die Gäste nach scharfem Spiel dank ihrer größeren Ambition und Energie 3:1 gewinnen konnten. „Biala-Lipnik“ hatte die erste Hälfte mehr vom Spiel und gelangte auch verdient in der 32. Min. durch Matera in die Führung. Durch einen Fehler der Verteidigung konnten jedoch die Gäste noch vor der Pause durch den Linksverbinder das Spiel egalisieren.

Nach der Pause hatten die Gäste das Heft in der Hand, „Biala-Lipnik“ begina den Fehler fortwährend umzustellen, wodurch die Schlagkraft der Mannschaft stark benachteiligt wurde. Das Fehlen des Mittelläufers Ozaist machte sich bei „Biala-Lipnik“ stark bemerkbar, sodaß die Gäste immer mehr aufkommen und durch zwei Treffer ihres Linksverbinders und Zenterstürmers das Wettspiel zu ihren Gunsten entscheiden konnten. Knapp vor Schluß gab es noch den Ausschluß je eines Spielers beider Parteien durch den energisch und einwandfrei amtierenden Schiedsrichter Herrn Posner. Der Besuch des Wettspieles war wieder wie schon so oft sehr schwach.

Sportklub Bielitz — 3. p. a. p. 3:1 (1:1).

Auf dem Sportklubplatz wurde Sonntag, den 4. d. ein Freundschaftsspiel zwischen den oben genannten Mannschaften absolviert, das die Hausherrn sicher für sich entscheiden konnten. In der zweiten Hälfte wurde die Ueberlegenheit der Hausherrn stärker und kam durch zwei Treffer ziffernmäßig zum Ausdruck. Daß das Resultat nicht günstiger für den Sportklub ausfiel, ist der Einstellung von Ersatzleuten, die sich nur zum Teil bewährten, zuzuschreiben.

Vorher spielten die Reserven gegen den „K. S. Pogon“, Biala, und gewannen dasselbe 4:2.

Meisterschaft der erst n A. Klasse.

„B. B. S. V.“ — „Makkabi“ in Krakau 0:1 (0:0).

Durch eine arge Fehlentscheidung mußte der „B. B. S. V.“ der Krakauer „Makkabi“ den Sieg überlassen, denn der das Spiel leitende Krakauer Schiedsrichter dachte sich „willst du nicht willig, dann brauch' ich Gewalt“ — und diktierte vier Minuten vor Spielende, ohne jeden Grund, einen Elfmeter, den die Krakauer zu ihrem einzigen Erfolg verwerten konnten. Matzner erzielte mehrere Treffer, die aber seitens des Schiedsrichters keine Anerkennung fanden.

Ein seitens der Bielitzer gegen dieses Spiel eingebrachter Protest dürfte wenig Aussichten auf Erfolg haben.

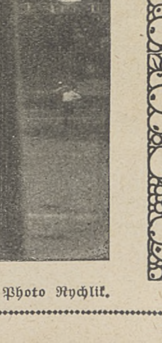
Nachstehend die Tabelle der Meisterschaft.

	Spiele	Siege	Unentschieden	Niederlagen	Tore	Punkte
Crakowia-Krakau	8	6	2	—	29 : 5	14
Tarnowia-Tarnów	9	5	2	2	28 : 24	12
Makkabi-Krakau	8	2	3	3	13 : 11	7
Wawel-Krakau	8	2	3	3	10 : 17	7
Zwierzyniec-Krakau	7	2	2	3	14 : 20	6
B. B. S. V.-Bielitz	9	2	2	5	14 : 20	6
Biala-Lipnik	7	1	2	4	11 : 22	4

Vor dem Tore des „S. C. Hakoah“.



Photo Rychlik.







Meisterschaftsspiel des S. V. Biala-Lipnik — K. S. Tarnovia: Ein Angriff des S. V. Biala-Lipnik.

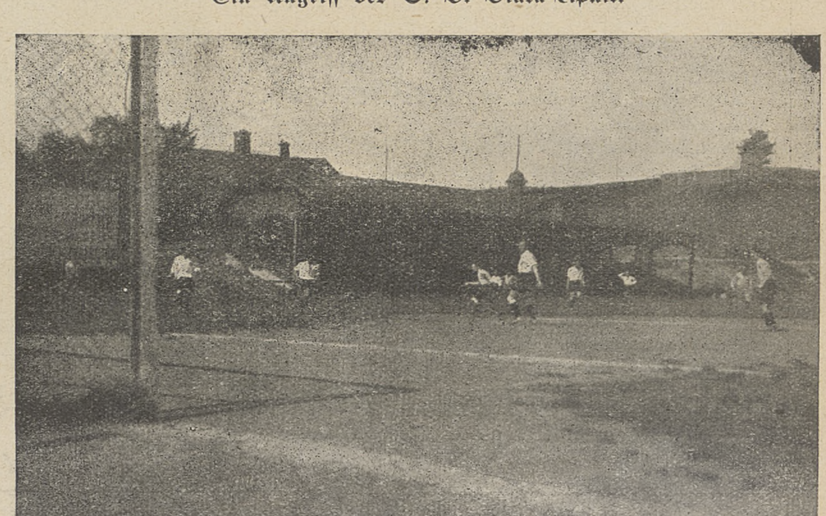


Photo Kwasniewski.



Eine rosafarben gezüchtete Statice, die meist nur in lila und weißer Farbe bekannt ist

Staudenkultur im Garten

Von Hans Schulz, Berlin-Wilmersdorf

Stauden nennen wir diejenigen Blüten- und Blattgewächse, die eine mehrjährige Lebensdauer haben, im Herbst bzw. bei Abschluß ihrer Vegetationsperiode die Blütenstiele abwerfen und deren Blätter dann meist dem Frost anheimfallen. In ihren ausdauernden Wurzelstöcken ruht das Leben, um im Frühjahr bei Beginn der wärmeren Jahreszeit neu zu erstehen und einen von Jahr zu Jahr üppigeren Blumenflor hervorzubringen. Arm ist ein Garten, der der Staude entbehrt. Die Staude bringt Farbe, buntes Leben und Wärme in jede Lage des Gartens und gibt durch ihre wunderbaren Blüten Behaglichkeit und Wohnlichkeit. Der Formgarten bekommt erst Leben, wenn Stauden seine geraden Linien lösen in fortwährendem Wechsel der Farbentöne. Vom Frühjahr bis zum Herbst haben wir unzählige Arten, die uns durch Blatt- und Blütenreichtum erfreuen; vor Gehölzpflanzungen, auf Rabatten, Beeten, Felspartien, überall können wir sie verwenden. Der Gartenfreund kauft sich am besten in einer guten Gärtnerei junge, wüchsige Pflanzen. Hat er seinen Garten damit bereichert, so ist es ein leichtes, die Vermehrung durch Teilung vorzunehmen und seine Bestände zu vergrößern. Bei den Vorarbeiten für eine Staudenpflanzung ist mit dem starken Nahrungsbedürfnis der meisten Stauden zu rechnen. Es ist daher nicht nur eine tiefe Bodenbearbeitung notwendig, um den Wurzeln einen weiten Spielraum zu schaffen, sondern ebenso wichtig ist eine starke Düngung der Beete. Es kann hierauf nicht eindringlich genug hingewiesen werden, hängt doch das spätere Wachstum der Stauden völlig von der Bodenbearbeitung und Düngung ab. Die beste Zeit zur Pflanzung sind die Monate September, Oktober, sowie April bis Mai. In beiden Fällen graben wir das Land recht tief um und bringen hierbei ganz verrotteten Stalldung, gut abgelagerte Komposterde oder in Jauche durchtränkten Torfmull gleichmäßig verteilt unter. Angefähr vierzehn Tage später müssen wir eine künstliche Düngung einbringen. Wir hacken auf die gegrabene Fläche gleichmäßig verteilt und gut gemischt 80 Gramm Thomasmehl, das auch noch 50 Prozent Kalk enthält und 60 Gramm schwefelsaure Kalimagnesia unter. Für die Herbstpflanzung sollte das Land abgeblühter Sommerblumen oder sonstige Flächen, die wir für eine Staudenpflanzung vorgemerkt haben, bereits im August—September umgearbeitet werden. Für eine Frühjahrspflanzung können wir die Bodenbearbeitung in den Monaten Oktober bis Dezember vornehmen. Alle größeren Stauden nehmen im Verlauf der Zeit viel Platz ein und erreichen ihre volle Schönheit erst dann, wenn sie sich genügend ausbreiten können; das betrifft sowohl ihr Wurzelwerk wie Triebwerk. Deshalb gebe man bei der Pflanzung einen reichlichen Abstand, vor allem den Großstauden; während Aster alpinus z. B. auf etwa 20 Zentimeter Entfernung gepflanzt werden kann, müssen Päonien einen Meter und mehr Abstand erhalten. Auch Helenium, Iris, Phlox und die starkwüchsigen Herbstastern, sowie Rittersporn und andere dieser starkwüchsigen Vertreter verlangen auch reichlichen Raum zur vollkommenen Entwicklung. Ein festes Pflanzen ist durchaus notwendig. Die Pflanze darf weder zu hoch noch zu tief stehen. Die Grundblätter müssen mit dem Stielgrund eben, hart unter der Erdoberfläche stehen, ebenso müssen die Triebknospen blattloser, ruhender Stauden schwach von Erde bedeckt sein, und zwar in schweren Böden weniger als in leichten. Von Vorteil ist es, wenn man bei der Pflanzung um die Wurzeln herum eine Mischung von durchtränktem Torfmull und Komposterde macht, damit ein Anwachsen in dieser leichten Erdmischung schneller erfolgt. Fertige Pflanzen sind gut anzuwässern, es sei denn, daß späte Herbstpflanzung vorliegt oder der Boden reichlich Feuchtigkeit besitzt. Es folgt dann ein Abdecken der Beete mit ganz verrottetem Dung oder durchtränktem Torfmull. Diese Decke ist bei der Herbstbestellung durchaus erforderlich, da sie einen guten Winterschutz abgibt. Im Frühjahr ist sie zwecks gleichmäßiger Erhaltung von Feuchtigkeit gleichfalls nötig. Sowohl die im Herbst wie im Frühjahr gepflanzten Stauden müssen bei Beginn des Wachstums an sonnigen, hellen Tagen zwei- bis dreimal leicht überbraust werden, damit eine Entwicklung leichter erfolgen kann. Sobald die Pflanzen gutes Wachstum zeigen, gießen wir reichlicher. Einen wichtigen Punkt halte man sich stets gegenwärtig, um vor Enttäuschungen bewahrt zu sein. Das erste Jahr gebraucht die Staude, um sich voll zu bewurzeln; erst im zweiten oder folgenden Jahr wird sich ihre volle Schönheit entfalten. Im Herbst, wenn alles abgestorbene Kraut weggeschnitten ist, hacken wir zur Kräftigung des Blütenflors für das nächste Jahr 40 Gramm Thomasmehl und 30 Gramm schwefelsaure Kalimagnesia ein, bringen einige Tage später eine Winterdecke von ganz kurz verrottetem Stalldung oder durchtränktem Torfmull auf. Im Frühjahr bei Beginn der Vegetation streuen wir eine beliebige künstliche Volldüngermischung auf die Winterdecke und hacken die ganze Mischung gut ein. Angefähr vier Wochen später bis kurz vor der Blüte können wir an Regen- oder trüben Tagen jederzeit, an warmen Tagen nur des Abends, möglichst nach vorheriger Bodenlockerung und Bewässerung alle 14 Tage eine flüssige Pflanzennährsalzdüngung, 15 Gramm in 10 Liter Wasser aufgelöst, bis spätestens Mitte August folgen lassen. Hat man ältere Staudenbestände, so können wir diese alsbald nach der Blüte teilen und auf gut vorbereitete Beete, wie oben beschrieben, verpflanzen und in der gleichen Weise behandeln, wie es bei der Neupflanzung beschrieben wurde.



Tagetes erecta (Studentenblume)



Da in den verschiedenen Gegenden Deutschlands die Blumen jeweils andere volkstümliche Namen haben, so bringen wir nur die lateinischen Bezeichnungen

Photos: Schmidt, Erfurt

Physalis Franchetti

Rubbeckia

„Es geschehen Dinge zwischen Himmel und Erde — — —!"

Nach der Schule

„Hat sich der Lehrer heute viel mit dir beschäftigt, Fritzchen?"
„O ja, ich habe viermal Prügel gekriegt!" Bo.

Besuchskartenrätsel

Ernst Urig
Gera

Was ist der Herr? Ple.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1. Rat, 3. Not, 4. Teig, 6. Oste, 9. Tanz, 11. Reis, 12. Ale, 13. Lot. Senkrecht: 1. Rang, 2. Toto, 4. Tat, 5. Inn, 7. See, 8. Eis, 10. Zahl, 11. Rest.

Der Schüchterne: Rotkohl.

Suchrätsel: „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten". (Goethe, „Iphigenie")

Kettenrätsel: Marie, Selter, Minna, Gellen, Bachmann, Heimweh, Laube, Senta, London, Nerva, Sedan, Tenor.

Rösselsprung
E. Pa.

	du	ten	so	
dein	mag		lin-	sein
das	gen	kannst	gar-	gen
das	wird	te	lein	ge-
ist	schö-	der	rin-	ße
doch	gu-	dich	dir	blüm-
ne	nicht		gro-	er-
	für	nicht	ein	



„— — — und ich hab' immer gedacht, das mit den gebratenen Gänsen, die in den Mund fliegen, wäre bloß ein Märchen!"

Sprichwort-Ergänzungsrätsel

(an Stelle der Striche setze man Silben)

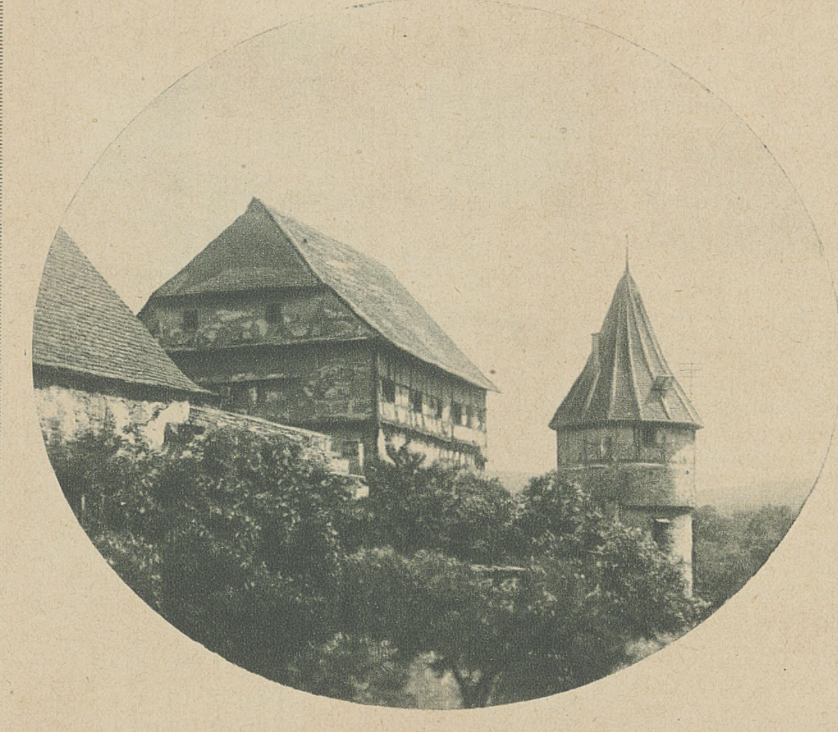
— — nicht immer klagen nur im Leben,
Ist manches auch oft schwer und unbequem,
Wenn selten auch — — — wir erleben,
Die wir so gerne — — möchten — vordem.
— — — nicht mehr oft in unsre Zeit!
Jedoch
Blieb uns trotzdem so manches Schöne noch.
K. E. M.

Magisches Zahlenrätsel

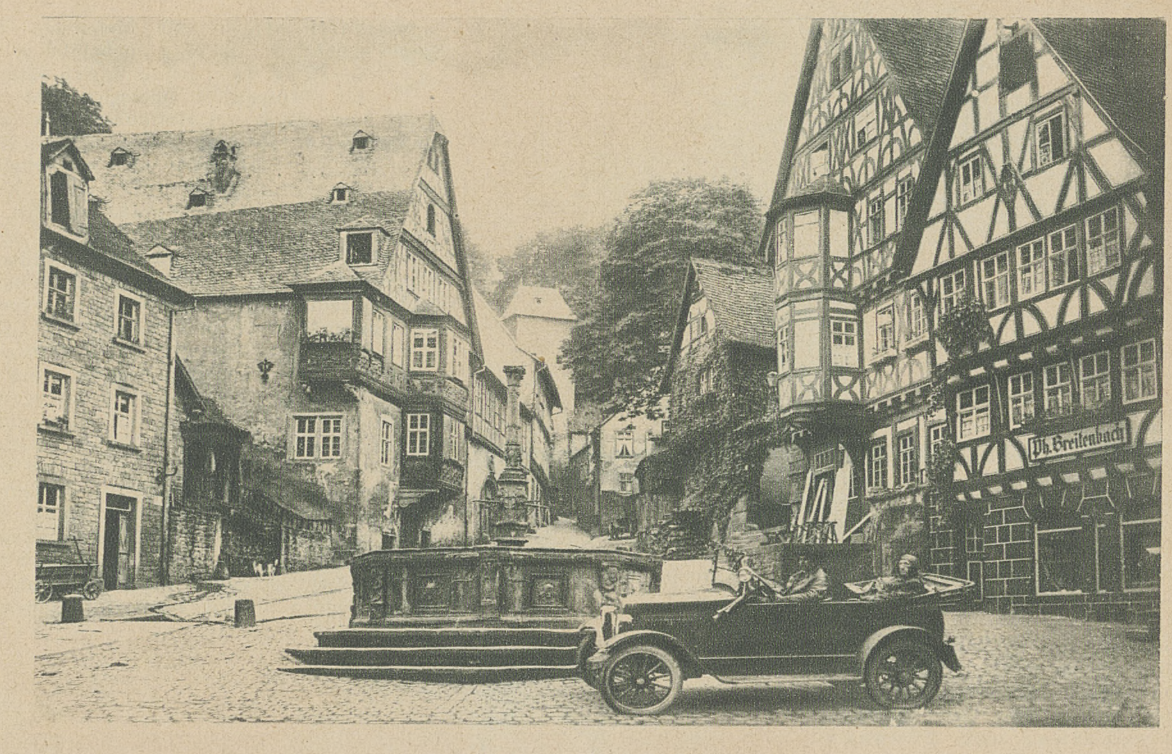
1	2	3
4	5	6
7	8	9

Die Zahlen von 1—9 sollen in den Feldern so geordnet werden, daß die wagerechten und senkrechten Reihen, sowie auch die beiden Diagonalen stets die Summe 15 ergeben. K. N.

Malerische deutsche Kleinstadtwinkel



An der Stadtmauer in Balingen (Württemberg)
K. Griep



Miltenberg am Main
F. Mielert



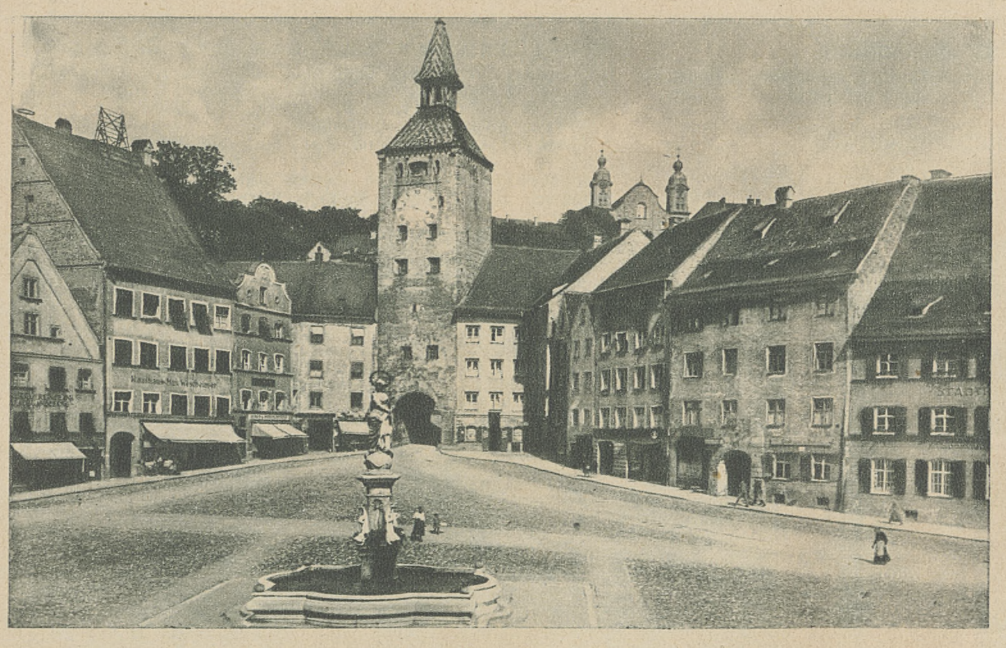
Eschwege an der Werra
Ch. Lademann



Altes Haus in Godesberg am Rhein
Hußser



Gäßchen in Schiltach im Schwarzwald
F. Mielert



Landsberg am Lech
F. Mielert



Am Stadttor von Lauda in Baden
Löhrich
Hier wurde Pfarrer Link mit seinen Anhängern im Bauernkrieg 1525 hingerichtet

Z Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Verlags- und Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Ulrich v. Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf 1927—37

Ärztliche Rundschau

Rudolph Virchow.

Zum 25. Todestage.

Sicherlich weiß heute jedermann — gleichgültig ob Laie oder Mediziner — das Verdienst, das sich Rudolph Virchow um die öffentliche Gesundheitspflege und Krankheitsdiagnose erwarb, zu würdigen Die ganze Menschheit schuldet ihm immerwährenden Dank, fest steht, daß sein Name auch künftighin ehrfurchtsvoll genannt werden wird.

Rudolph Virchow wurde am 13. Oktober 1821 zu Schivelbein in Pommern geboren. Gleich nach Beendigung der Schulzeit widmete er sich dem Studium der Medizin und lenkte schon als junger Student mit einigen Arbeiten über hygienische Kanalisationen sowie über Desinfektionswesen die Aufmerksamkeit auf sich. Im Alter von 28 Jahren hatte er bereits einen Lehrstuhl in der Universität Würzburg inne, ein Beweis für den Eifer und die Energie, mit der er seinem Berufe nachging.

Als er im Jahre 1856 nach Berlin berufen wurde, wandte er sich auch der Politik zu. Wir kennen ihn als Stadtverordneten und wissen, daß er im Jahre 1862 im preußischen Parlament als Abgeordneter und Mitbegründer der sogenannten Fortschrittspartei manchen heftigen Kampf führte und manche Fehde heraufbeschwor. So trat er bereits damals für ein soziales Fürsorgegesetz ein und brachte auch die Einführung mancher sozialer Einrichtung in Preußen durch.

Als Reformator im Lazarettwesen erwarb er sich große Verdienste. Nicht allzu bekannt dürfte es dagegen sein, daß sich Rudolph Virchow auch durch Ausgrabungen, Rassenuntersuchung und Schädelmessung einen bedeutenden Ruf erwarb. Nach ihm ist auch der sogenannte Virchow'sche Winkel benannt (Stirn-Nasen-Augenwinkel).

Während seiner Lehrtätigkeit in Berlin als Anatom für Pathologie beschäftigte er sich in der Hauptsache mit Aufbau und Zusammensetzung der Zellen. Von ihm stammt jener viel umstrittene Grundsatz: „Jede Zelle aus einer Zelle!" Hier ist uns Virchow auch als Entdecker unbekannter Krankheiten Führer gewesen (z. B. der Gehirnentzündung). Seine Handbücher über spezielle Pathologie und Therapie gewannen Weltbedeutung und dienen noch heute der Wissenschaft als Wegweiser.

Rudolph Virchow starb am 5. September 1902 im Alter von 81 Jahren. Das Vermächtnis, das er der ganzen Welt hinterlassen hat, ist unermeßlich.

Mögen Nachfolger und heute bekannte Pathologen auch viele seiner Theorien umgestoßen und berichtigt haben, eines steht fest: er war ein Bahnbrecher der pathologischen Anatomie und hat Tausenden den richtigen Weg gewiesen. H. B. S.

„Ueberanstrengungen".

Ueberanstrengung ist oftmals nichts weiter als die Folge einer unzweckmäßigen Arbeitsmethode. Man kann sich leicht davor schützen, wenn man die Fehler kennen lernt und meidet. Wichtig ist hierbei folgendes: man gewöhne sich daran, sämtliche Organe auszubilden und in Uebung zu halten, damit sie mit immer geringerer Mühe die Anforderungen, die man an sie stellt, erfüllen; man arbeite ruhig, sicher und aufmerksam, lasse die Gedanken nicht abschweifen; man schalte ab und zu kleinere Pausen ein, erledige zwischen komplizierten und langen Arbeiten kleinere und nebensächliche Dinge, damit sich der Geist erfrischen und später wieder auf die Hauptarbeit konzentrieren kann; man esse regelmäßig, gewöhne sich an eine bestimmte Schlafenszeit und teile sich die Erholungsstunden gut ein.

Das sind die Wege, unnötige Ueberanstrengungen zu vermeiden. Diese Grundsätze lassen sich in jeder Berufstätigkeit erfüllen und werden sogar beinahe von selbst erfüllt, da unsere körperlichen Bedürfnisse uns dazu zwingen. Der ganze Organismus kann schnell zugrunde gerichtet werden, wenn man diese selbstverständlichen und natürlichen Forderungen nicht erfüllt.

Auf dem Nichtbefolgen dieser Grundsätze beruhen die meisten Berufsnervositäten. Einige Beispiele sollen dies erläutern:

Der Buchhalter, der den ganzen Tag über seine Rechnungen und Konten gebückt sitzt und abends keinen besseren Zeitvertreib kennt als Lesen und Zeichnen, sollte sich nicht wundern, wenn er bald nervös wird, wenn er „überanstrengt" ist. Er könnte seine freien Stunden weit besser ausnützen, wenn er die ans Nahesehen gewöhnten Augen auch im Fernsehen üben, wenn er Spaziergänge machen oder körperliche Arbeiten in frischer Luft erledigen würde. Die Stenotypistin, die den Tag mit der Aufnahme und Uebertragung wichtiger Briefe und mit Schreibmaschinenarbeit ausfüllt, sollte in ihren freien Stunden keine kniffligen Handarbeiten machen oder Romane verschlingen oder sich gar anstrengenden Sprachstudien hingeben. Reichlicher Schlaf, frische Luft und körperliche Bewegung sind ihr viel dienlicher als alles andere. Der Handarbeiter tut nicht gut daran, seine Erholungszeit mit Kegeln, Radfahren oder in rauchigen Lokalen zu verbringen; er sollte Zerstreuungen wählen, die seine geistigen Interessen fördern, er sollte lesen, Vorträge hören usw. Diese Forderungen könnten eingehalten werden, ohne daß die Berufstätigkeit auch nur im mindesten beeinträchtigt würde — im Gegenteil, ein richtiger Ausgleich wird jeden arbeitsfreudiger, leistungsfähiger und ausdauernder machen und den so oft im falschen Sinne angewandten Satz: „Wie bin ich überarbeitet!" bald nicht nur unnötig, sondern unmöglich machen.

Für das Kapitel „Ueberanstrengung" spielt dann auch noch die Zusammensetzung der Nahrung keine unwichtige Rolle. Nicht selten kommt neuerlich zu den vielen Sünden, die begangen werden, noch eine falsche Ernährungsweise hinzu: — man ißt viel Wurst, schwer verdauliche und scharf gewürzte Speisen, man ißt überhaupt zu viel und zu schnell — und nur das, was gerade die in Berufen angestrengt Arbeitenden zur Hauptsache zu sich nehmen sollten (reichlich Gemüse, viel rohes Obst, Honig, Gelees, Butter — und saure Milch, Backobst, Nüsse usw.) wird am wenigsten verzehrt.

Um sich vor Ueberanstrengung zu schützen, braucht man die Arbeitszeit nicht zu kürzen, braucht auch die Arbeitsleistung nicht herabzusetzen; man muß nur vernünftig und einsichtig sein und erkennen, was falsch und was richtig ist. Dann werden wir weder das Wort noch das Gefühl „Ueberanstrengung" mehr kennen!

Wasserkuren.

Wir kennen das Baden hauptsächlich als wichtigste Gelegenheit zur Reinigung des Körpers. Erst in den letzten Jahrzehnten sind uns recht eigentlich die Augen dafür aufgegangen, daß ein Bad in gleichem Maße auch gesundheitsförderlich sein kann. Das richtig angewandte Bad vermag einen in verschiedener Richtung wirkenden Einfluß ausüben. Es ist nämlich nicht einfach damit abgetan, daß man sich eine halbe Stunde lang in die Badewanne setzt, die man mit warmem oder heißem Wasser gefüllt hat. Zumindest muß einmal das Bad der normalen Körpertemperatur angepaßt werden. Am richtigsten wäre es, die Temperatur, in der man sich am wohlsten fühlt, festzustellen, und dann das Augenmerk darauf zu richten, daß man möglichst stets in dieser gleichen Wärme badet.

Die Hautatmung spielt eine viel größere Rolle, als die meisten ahnen. Die Haut nimmt Sauerstoff auf und stößt Kohlensäure ab; ferner enthält sie Schweißdrüsen und Organe zum Ausgleich der Körperwärme und zur Vermittlung des Gefühls. Darum ist es wichtig, daß die Haut, die derart wichtige Funktionen zu erfüllen hat, oft und gründlich gereinigt wird. Die Poren müssen vom Schmutz und Fett befreit werden; nicht selten sind nämlich Verstopfungen der „Atemlöcher der Haut" die Ursache langwieriger und unangenehmer Flechten und Ausschläge.

Das zu heiße Bad, also das Bad, das die Körperwärme an Hitze übertrifft, übt keine gute Wirkung auf den menschlichen Organismus aus. Die Zahl der Herzschläge wird vermehrt, der Blutumlauf beschleunigt, die Wirkung auf das Nervensystem ist erschlaffend, ermüdend und schlaferzeugend. Die Muskeln werden abgestumpft. Bei Herzkranken vor allem sind heiße Bäder sehr schädlich; sie sollten auch als schweißtreibende Bäder nur selten und mit Vorsicht, am besten nach der Beratung mit einem Arzt angewandt werden.

Dagegen bringt das laue Bad bedeutende Vorteile: die Verbrennungsvorgänge im Körper werden beschleunigt, die Kohlensäureproduktion und -Ausscheidung wird vermehrt, ebenso die Zufuhr von Sauerstoff; auch blutbildend wirkt es, denn die roten Blutkörperchen vermehren sich um etwa 30 Prozent (nach einigen Tagen sinkt die neugewonnene Blutmenge auf das frühere Maß zurück), die weißen sogar um 80 Prozent. Das laue Bad ist ein Mittel gegen das Fieber, ein günstiges Reizmittel für die Nerven und für die Veränderung des Blutumlaufes von großer Bedeutung. Also soll man das laue Bad vor allem bei Nerven-, Fieber- und Stoffwechselerkrankungen anwenden.

Bemerkenswert ist die Feststellung, daß 40 Grad Celsius ungefähr die erträglichste Hitze im Wasserbade darstellen, während man 60 Grad im elektrischen Lichtbade mit Leichtigkeit aushält. Ein solches Schwitzbad kann eine Gewichtsabnahme von 2 bis 4 Pfund bewirken. Allerdings ist nur bei den ersten derartigen Bädern die Gewichtsabnahme so hoch; wenn sich erst der Körper an die hohen Temperaturen gewöhnt hat, gehen die Gewichtsverluste wieder zurück.

Der steigende Besuch der Seebäder resultiert nicht allein daraus, daß hier gesellschaftliche und unterhaltende Reize geboten werden; er ist vielmehr noch zu erklären aus der Erkenntnis, daß kalte Seebäder das Wohlbefinden des Körpers am schnellsten und nachhaltigsten beeinflussen. Eine kurze Spanne Seeaufenthalt hat gesundheitlich größeren Einfluß als ein längerer Aufenthalt auf dem Lande oder im Gebirge. Blutarmen und Nervösen kann man keinen besseren Rat geben, als kühl zu baden. Darüber hinaus hat die See noch den Vorteil des heißen Sand- und Luftbades. Bei diesen heißen Sonnenbädern werden alle Krankheitskeime und fremden Stoffe schnell aus dem Körper getrieben; die Sonnenstrahlen tun das ihrige, die Verbrennungsprozesse zu beschleunigen.

Man ist auch bei der Benutzung von Wannenbädern dazu übergegangen, dem Wasser besondere Extrakte zuzusetzen, die nicht allein aromatisch wirken, sondern auch wegen ihrer reizmildernden und anregenden Eigenschaften Bedeutung haben. Fichten- und Kiefernnadelbäder sind hier vor allem zu nennen.

Jeder vermag die große Bedeutung des sachgemäßen Badens an sich selbst zu erkennen, sobald er dazu übergeht, regelmäßig und „richtig" zu baden. Will er ganz sicher gehen, dann bespreche er sich mit seinem Arzte, welche Temperatur die für ihn zuträglichste ist. Darnach richte er sich; den auffrischenden Erfolg wird er nach kurzer Zeit schon verspüren und dann einsehen, daß auch das simple Wasser ein ungeheurer einflußreicher Heilfaktor sein kann.

Nervöse Magenleiden.

Ein guter Magen kann bekanntlich alles vertragen. Das heißt nun nicht, daß man die Speisekarte eines guten Restaurants ein paar Mal herauf und herunter essen kann, ohne daß sich irgendeine „Revolution" ergibt.

Es ist überhaupt schwer zu entscheiden, ob jemand einen gesunden Magen hat oder nicht. Da heutzutage fast jedermann nervös und auch der Magen von dieser Zeitkrankheit keineswegs verschont ist, so stellen wir bei den geringsten Anzeichen von Leibweh schnell ein „nervöses Magenleiden" fest. Genau wird aufgepaßt, ob die Speisen dem Magen zuträglich sind, man prüft scharf, welche Wirkungen bestimmte Nahrungsmittel auf den Magen ausüben. Diese übertriebene Sorge um das Wohlbefinden — natürlich ist eine in Grenzen gehaltene Selbstbeobachtung des Körpers immer von Wichtigkeit — macht den Magen erst wirklich krank. Sobald jeder Bissen von der ängstlichen Frage begleitet wird: bekommt er mir auch gut? — bildet sich die vorher vielleicht ganz unbedeutende, vorübergehende Störung zur Magenneurose aus, eine Krankheit, die fast stets letzten Endes auf allzu große Aengstlichkeit und übertriebene Einbildung zurückzuführen ist: sie wirkt sich doppelt aus, wenn der Mensch an und für sich nervös ist. Ein gegen Unregelmäßigkeiten sehr empfindlicher oder für kleine nervöse Störungen empfänglicher Magen ist der Grundstein zu einer Neurose. Hier kann nur eine strenge Diät helfen.

Eine Begleiterscheinung dieser Krankheit ist das „Wiederkäuen", das sich sogar vererbt. Gutes Vorbeugungsmittel gegen nervöse und allgemeine Magenverstimmungen ist, nicht alles vernunft- und bedingungslos in den Magen zu stopfen; zumal Speisen, die miteinander schwer harmonieren — Pudding, Heringsalat, Eis, Schlagsahne, Gurkensalat — ruinieren allmählich auch den gesündesten Magen. Mit ein wenig Selbstbeobachtung vermeidet man hier wie überall die gröbsten Fehler und beugt einer Erkrankung vor. A. H.

Das Lachen als Heilfaktor.

Ein einfacher Weg zur Gesundheit ist das Lachen, man sollte es nur einmal ausproben! Das Sprichwort hat diese Weisheit längst propagiert, aber nicht jeder weiß, daß Lachen geradezu ein Heilmittel für gewisse Krankheiten ist. Die lästigsten Kopfschmerzen können zum Beispiel schnell dadurch beseitigt werden, daß man ein paar Minuten aus voller Brust lacht. Das ist gesünder und einfacher, als mit irgend welchen Pulvern und Tropfen der Krankheit auf den Leib zu rücken.

Kopfschmerzen, um das einmal klar zu legen, sind die Folge einer zu geringen Durchblutung des Gehirns. Das Blut hat ja den Zweck, Sauerstoff und Nahrungsmittel in die entferntesten Körperzellen zu bringen. Die zu geringe Durchblutung irgend eines Körperteiles wird dadurch hervorgerufen, daß an irgend einer anderen Stelle allzu intensiv gearbeitet wird. Wenn zum Beispiel die Hände wichtige und kniffliche Arbeiten ausführen, so brauchen die Zellen der Hände und Unterarme dann natürlich mehr Nährstoffe, als wenn sie im Ruhezustande sind — ebenso ist es mit den Beinen, mit dem Magen oder sonst einem Teile des Körpers — und durch die Blutwege wird schnell das Nötigste herbeigeschafft. Dadurch pulsiert das Blut stärker in den Händen als anderswo. Eine Anspannung des ganzen Körpers, mit Ausnahme des Kopfes, kann zur Verringerung der Blutversorgung in den Gehirnzellen führen. Dieser krampfhafte Zustand ist der Kopfschmerz, der eine geraume Weile anhält, zumal bei Personen, die in dieser Hinsicht empfindlich sind.

Man weiß, daß es ungesund ist, zu gleicher Zeit zu essen und zu lesen, was ein weitverbreitetes Uebel ist. Die Erklärung ist, nach dem Vorangegangenen, ganz einfach: der Magen arbeitet mit höchster Kraft, darum zieht das Blut alle Nährstoffe in der Magengegend zusammen. Liest man nun gleichzeitig, so wird auch das Gehirn in emsige Tätigkeit gesetzt, es braucht Nahrung, die das Blut herbeischaffen soll Das Blut ist durch diese gleichzeitige Arbeitsleistung an zwei Stellen überanstrengt, darum wird weder das eine Ergebnis — das Essen — noch das andere — das Lesen — nützlich und ergiebig sein.

Schon die Farbe der Haut vermag uns zu verraten, wie verschieden die Blutfülle verschiedener Organe ist. Die Freude macht uns rot, der Aerger blaß und bleich, der Schreck verleiht uns die bekannte Leichenblässe. Bei Schmerzen „ziehen sich die Eingeweide zusammen", wie der Volksmund sagt, und das hat seine Richtigkeit, denn alles Blut geht in die Eingeweide, während bei freudigen Anlässen das Blut in den Kopf dringt. Man hat interessante Versuche mit dem Abwiegen des Blutandranges gemacht, indem man das zu wiegende Objekt, Mensch oder Tier, auf verstellbare Wagen legte, die gut ausbalanziert wurden. Durch Zurufe, Vorhalten von Tafeln mit Aufschriften, Rechenexempeln oder Bildern, durch Kitzeln oder Betasten einzelner Körperstellen konnte man genau feststellen, wohin sich das Blut verzog, wann der Mensch bezw. das Tier auf die empfangenen Eindrücke reagierte.

Lachen ist nun deshalb eine gute und billige Medizin, weil es, wie bereits gesagt, das Blut im Kopfe zusammenzieht, also zum Beispiel bei Schmerzen die Blutüberfülle in der Magengegend zurückgehen läßt und in das Gehirn dirigiert. Das Lachen hat den Vorteil, daß es den Menschen in seinem Zorn, seinem Schmerz, seinen Leiden „auf andere Gedanken" bringt, gewissermaßen die betroffenen Körperteile von den Schmerzen befreit, indem es ihnen den erhöhten Blutandrang wegnimmt.

Also: man lache, denn es ist gesund. M. W.

Kleine medizinische Rundschau.

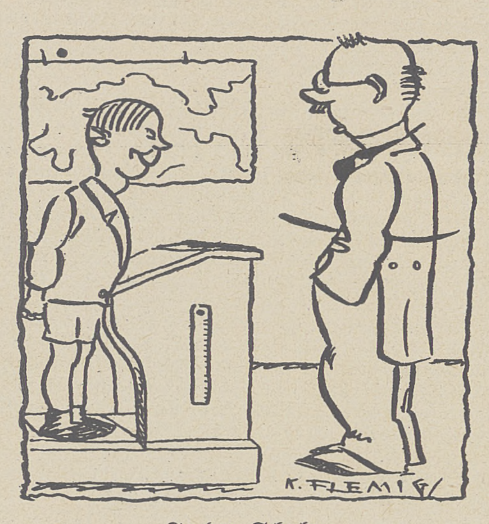
Geburten und Todesfälle in den preußischen Großstädten.

Die Anzahl der Geburten war nach der Statistischen Korrespondenz im letzten Vierteljahre im Durchschnitt der Großstädte mit 18,70 pro Mille um fast ein Promilleteil niedriger als im gleichen Zeitraum des Vorjahres und betrug damit nur noch wenig über 67 Prozent der Ziffer des ersten Vierteljahres 1913 (27,77 pro Mille). Dagegen war die Sterblichkeit im Berichtsvierteljahr im Durchschnitt der Großstädte mit 14,59 pro Mille um 1,4 Promilleteile größer als im gleichen Vierteljahr des Vorjahres und nur 0,91 Promilleteile kleiner als die des ersten Vierteljahres 1913. — Die Säuglingssterblichkeit war im Berichtsvierteljahr mit 10,7 auf 100 Lebendgeborene um 0,5 Prozentteile höher als im gleichen Vierteljahr des Vorjahres (10,2 Prozent), während sie im ersten Vierteljahr 1913 13,1 Prozent betragen hatte. — Der mittlere Geburtenüberschuß der Großstädte betrug nicht ganz zwei Drittel des Geburtenüberschusses des Vorjahres (6,48 pro Mille), während der von 1913 fast dreimal so groß war (12,27 pro Mille).

Medizinische Studienreise des Völkerbundes nach Deutschland. Die Hygiene-Organisation des Völkerbundes veranstaltet in der Zeit vom 19. September bis zum 30. Oktober eine medizinische Studienreise durch Deutschland, für die der Völkerbund ansehnliche Mittel zur Verfügung gestellt hat. Die Teilnehmer der Reise, etwa 30 führende Medizinalbeamte aus den verschiedensten Kulturstaaten, sollen Gelegenheit erhalten, in einer größeren Zahl von Besichtigungen und an der Hand entsprechender Fortbildungsvorträge die Entwicklung und Fortschritte der Gesundheitspflege und Sozialhygiene in Deutschland kennenzulernen. Die Reise beginnt mit dem auf zehn Tage berechneten Besuch Berlins, wo zunächst ein Empfang im Reichsministerium des Innern stattfindet. Besichtigt werden das Reichsgesundheitsamt, das Reichsarbeits- und Wohlfahrtsministerium, das Arbeitsschutzmuseum in Charlottenburg und zahlreiche wissenschaftliche- gemeinnützige und industrielle Anlagen. Ein Tagesausflug gilt der Hohenlychener Heilstätte für tuberkulose Kinder. Nach Berlin sollen Hamburg, Gelsenkirchen, Essen, Düsseldorf, Halle, Dresden, Chemnitz, Kissingen, Nürnberg und München besucht werden.

Die Hygieneausstellung in Breslau eröffnet. Die Hygieneausstellung „Der Mensch" in Breslau wurde kürzlich in Anwesenheit der Spitzen der staatlichen, provinziellen und städtischen Behörden in feierlicher Weise eröffnet. Die Ausstellung soll bis 30. September dauern.

Die lustige Welt



In der Schule.

Lehrer: „Fritz, bilde mir einen Satz, in dem Zichorie vorkommt!"
Fritz: „Ich trinke jeden Morgen drei Tassen Kaffee!"
Lehrer: „Nun, wo kommt da Zichorie vor?"
Fritz: „In dem Kaffee, Herr Lehrer.

Das Kochbuch.

(Nachdruck verboten.)

Anna, das junge Mädchen vom Lande, soll, um sich in der Kochkunst zu üben, versuchen, nach den Angaben des Kochbuchs „Arme Ritter" herzustellen. Als die Hausfrau inmitten der Vorbereitungen die Küche betritt, sieht sie zu ihrem Schrecken auf dem Küchentisch Scherben einer Porzellantasse liegen.
„Aber, was machen Sie denn da?" ruft die Hausfrau voller Schrecken aus.
„Na, ich richte mir nach 'm Kochbuch, jnädje Frau", sagt die neue Hausbeamtin, „so, wie es hier steht."
Und was stand da?
„Drei Eier werden mit einer Tasse Milch gut zerschlagen." Jgl.

Wie man zu Geld kommen kann.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Handwerksburschen stehen auf einer Landungsbrücke und überlegen sich, wie sie am besten zu Gelde kommen können. Plötzlich gewahren sie ein Schild mit der Aufschrift: „Für Menschenrettung 50 Mark."
Sie beschließen sofort, sich die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen. Der eine von beiden wirft sich ins Wasser, der andere macht Versuche, ihn zu retten.
Als die Kräfte des ersteren erlahmen, ruft er seinem Kameraden zu: „Du, Mensch, mach' schnell, sonst ersaufe ich wirklich noch", worauf der andere gemütvoll sagt: „Gut so, ich habe jenseits der Brücke soeben ein Schild entdeckt: „Für Leichenbergung 100 Mark." Ch. U.

Im Kino.

Die kleine Mathilde sitzt mit ihrer Mutter im Lichtspielhaus. Der Held des Gesellschaftsdramas in sieben Akten hatte sich benommen, wie die Zuschauer es erwarteten und wünschten. Mit gespannter Aufmerksamkeit sah man ihn jetzt auf seine Heldin zustreben, die mit weit ausgebreiteten Armen in einem Polstersessel seiner harrte. Nun beugt er sich zu ihr nieder und in langem, von den Zuschauern mit den mannigfachsten Gefühlen nachempfundenem und miterlebtem Kusse berühren sich ihre blassen Leinwandlippen.
In der Todesstille des Theaters fragt in diesem Augenblick die kleine Mathilde ihre Mutter: „Sie hat ihn gern, Mutti, gell?" G. Sch.

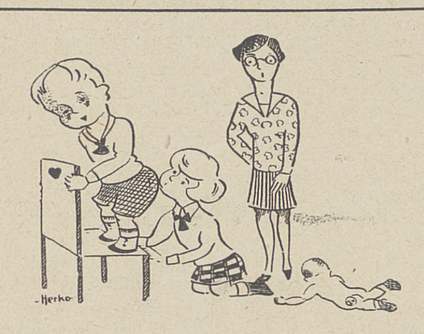


Dann allerdings.

„Bobby, willst du wohl zurückkommen! Du weißt doch, daß du nicht so weit ins Wasser gehen sollst."
„Aber, Mammi, der Pappi schwimmt doch noch viel weiter draußen."
„Das ist auch was anderes, Pappi ist doch versichert."

Dann freilich.

Reuter und Frau übernachten in einem Dorfgasthof. Sie lassen sich ihr Frühstück auf das Zimmer bringen.
„Der Kaffee ist ungenießbar", protestiert Herr Reuter.
„Verzeihung", kichert das Stubenmädchen, „aber der Kaffee kommt erst. Der Herr trinkt das bestellte Rasierwasser." Ch. U.



Mutter: „Aber Lottchen, was machst du denn da?"
Lottchen: „Ich schau' bloß mal nach, was Hänschen gekostet hat!"

Gute Antwort.

Ein Schauspieler, der in „Kabale und Liebe" den Hofmarschall von Kalb zu spielen hat, las am nächsten Tage in der Zeitung eine Kritik, welche die Worte enthielt:
„Herr Lehmann war als Kalb vollendet."
Darauf setzte er sich hin und schrieb dem Kritiker einen Brief mit den Worten:
„Ich danke Ihnen herzlich für die väterliche Beurteilung meiner Leistung." C. S.



Begreiflich.

Sie: „Ist es nicht eine Schande, Anton, daß die heutige Jugend mit so kurzen Röcken auf die Straße geht? Mein seliger Gustav hätte das nie erlaubt."
Er: „Das glaube ich gern!"

Das Kleidchen.

Frau Schiebramsch näht.
Herr Schiebramsch fragt:
„Nanu! Braucht denn unsere Lili schon wieder ein Kleidchen. Du solltest das Kind doch nicht so verwöhnen!"
„Bei dir piept's wohl?" näht Frau Schiebramsch weiter. „Das ist doch mein neues Abendkleid ..." R.M.



Der Menschenfreund.

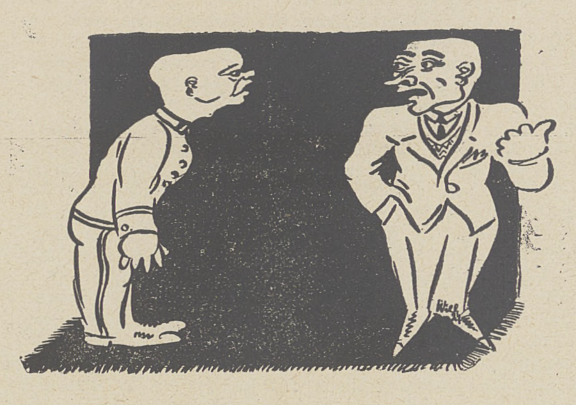
„Hilfe! Zu Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!"
„Na, da warten Se man 'nen Augenblick, junger Mann, da will ich mal sehen, ob ich nicht irgendwo einen tüchtigen Schwimmlehrer finde."

Anerkennungsschreiben.

„Früher litt ich sehr unter Kopfschuppen. Seit ich Ihr Fabrikat allmorgendlich anwende, ist mein Rockkragen nie mehr mit Schuppen bestäubt. Aus diesem Grunde kann ich Ihren Staubsauger nur empfehlen. Hochachtungsvoll K. M." P. P.

Der Anfang.

„Morgen soll der erste Spatenstich für das neue Wohnviertel gemacht werden."
„Womit fangen Sie denn an?"
„Na, natürlich mit dem Kinopalast." Jgl.



Die Schwiegermutter.

Herr: „Johann, Sie holen heute meine Schwiegermutter vom Bahnhof ab. Sie bekommen dafür eine Mark Trinkgeld."
Diener: „Wenn aber die gnädige Frau nicht ankommt?"
Herr: „Dann geb' ich Ihnen zwei Mark!"

Der Klügere.

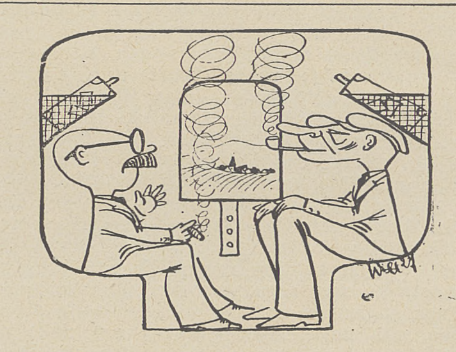
Zwei Herren, die sich nicht leiden können, begegnen sich auf einem sehr schmalen Bürgersteig. Der eine geht geradeaus weiter und sagt:
„Ich weiche keinem Idioten aus."
„Aber ich", sagt der andere und tritt auf die Straße zur Seite. C. S.

Zerstreut.

Gelehrter: „Wie häufig habe ich dir gesagt, daß du mich nicht stören darfst, wenn ich arbeite."
Frau: „Ich wollte dir nur gute Nacht sagen."
Gelehrter: „Das hättest du ebensogut bis morgen früh aufschieben können." H. St.

Der Vorzug.

Reisender (der sich in einem gänzlich abgelegenen Nest rasieren läßt): „Das ist ja hier eine großartige Schweinerei, in den Rasiernapf zu spucken!"
Friseur: „Was denn, was denn, den Hiesigen spucke ich gleich ins Gesicht!"



Au.

„Ja, natürlich, im Sommer fährt man länger mit der Eisenbahn . . . Die Hitze dehnt die Schienen aus, na, so dauert es eben länger."

Urteil.

Heinz Michel hat in seinem siebenten Jahre ein Brüderchen bekommen. Er wird an die Wiege des Neugeborenen geführt.
„Gott, so ein kleiner Borbs", meint er verächtlich. Da fällt ihm aber ein, er könne damit vielleicht seine Eltern gekränkt haben, und er fügt schnell hinzu: „Das heißt, für sein Alter ist er geradezu stattlich." U. K.



Neuer Sport.

„Sehense, das find' ich vernünftig, daß Ihre Kinder Jiu-Jitsu lernen, man kann nie wissen, was passiert!"
„Unsinn, die üben gerade den neusten Modetanz ein!"

Die illustrierte Familienzeitschrift

„Die Welt am Sonntag“

erscheint wöchentlich, an jedem Sonntag im Ausmaß von 32-40 Text- und Bildseiten.

Unsere Bezugsbedingungen:

Bezugspreis:

monatlich	Zł. 6.—,	österr. Sch. 5.—,	Tschech. K. 25.—,	R. M. 3.—,
vierteljährlich	„ 18.—,	„ 15.—,	„ 75.—,	„ 9.—.

Einzelpreis	bei 32 Text- und Bildseiten	Zł. 1.60.
	„ 40 „ „ „	Zł. 2.—.

Verwaltung: Bielitz, Jagiellońska (Hauptstr.) 10. Fernpsrecher 29.

Bielitz-Bialaer Abonnenten können die Zeitschrift auch im Zeitungsverschleiß Jagiellońska (Hauptstraße) 10 abholen.

Gleich niedrige Sätze bietet Ihnen keine illustrierte Zeitschrift des In- u. Auslandes

Vertretungsgebiet:

Polen, Danzig, die Randstaaten, Deutschland, Tschechoslovakei, Oesterreich, Jugoslavien, Rumänien.

Bankkonto: **Schlesische Eskomptebank, Bielsko.**
Postsparkasse Warszawa Nr. 181.178.

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.